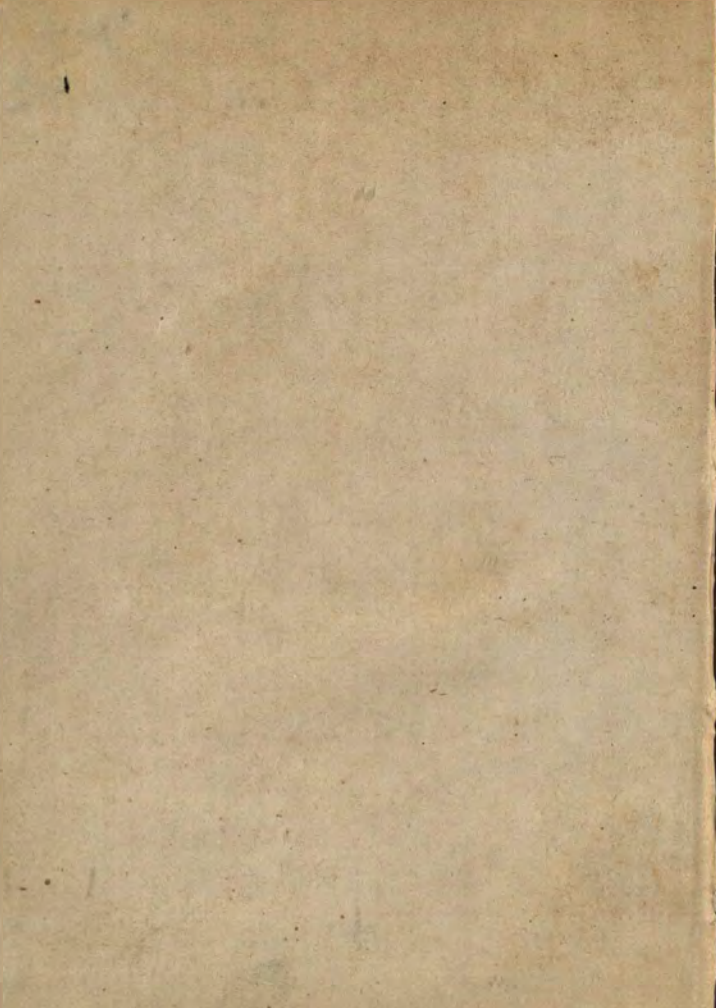


**10 588**



Ryamp

42



David Livingstone's

Reisen in Südafrika.

961788 — 931923

Herausgegeben



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5168063

Berlin.

Hasselberg'sche Verlagsbuchhandlung.

(S. Winkler.)

State - 1919



10588

NH-68568

N-4842674/THK

# Inhalt.

---

Seite

## Erstes Kapitel.

Die Jugend des Missionairs . . . . . 7— 13

## Zweites Kapitel.

Livingstone's erste Reise. — Das Bakwena-Land.  
— Abenteuer mit einem Löwen. — Die Stämme  
der Betschuanas. — Der Häuptling Sechele. —  
Der Regenmacher . . . . . 14— 41

## Drittes Kapitel.

Die Boers. — Häusliches Leben in Afrika. —  
Heuschrecken. — Der Frosch Matlametlo. — Der  
Pillenkäfer. — Die Wüste Kalahari. — Früchte der  
Wüste. — Buschmänner und Bakalahari. . . . . 42— 66

## Viertes Kapitel.

Abreise von Kolobeng am 1. Juni 1849. — Wan-  
derung durch die Wüste. — Thierleben in der Wüste.  
— Salzpflanzen. — Feindseliges Benehmen Selo-  
mi's. — Die Bayeye oder afrikanischen Quäker. —  
Der Zougafluß. — Eintreffen am Ngami-See am  
1. August 1849. — Tschulatebe, Häuptling der Ba-  
tauana. — Die Ufer des Zouga. — Die Fische im  
Zouga . . . . . 67—103

## Fünftes Kapitel.

Übermalige Abreise von Kolobeng nach dem Lande des Sebituane. — Erkrankung der Kinder des Missionairs und Rückkehr nach Kolobeng. — Dritte Abreise. — Salzpflanzen. — Der Buschmann Schobo. — Die Banaschoa. — Die Tsetse-Fliege; Wirkung ihres Giftes auf die Hausthiere; ihre Unschädlichkeit für den Menschen und die wilden Thiere. — Ankunft bei Sebituane, dem Häuptling der Makololo. — Abriß der Lebensgeschichte des Häuptlings. — Die Makololo und die Batoka. — Kriege mit den Matebele unter Mosilikaje. — Ein Seher unter den Eingebornen. — Wohlwollendes Benehmen Sebituane's gegen Fremde und Arme. — Sein Tod. — Die Häuptlingswürde geht auf seine Tochter über. — Livingstone entdeckt im Juni 1851 tief im Innern des Landes den Zambesifluß. — Die Mambari und der Sklavenhandel. — Livingstone sendet seine Familie nach England und kehrt im April 1852 nach dem Cap zurück . . . . . 104—139

## Sechstes Kapitel.

Abreise aus der Capstadt im Juni 1852. — Die verschiedenen Regionen des Caplandes. — Der Pflanzenwuchs der Kalahari-Wüste. — Die holländischen Boers. — Thierleben. — Waterboer, Häuptling der Griquas. — Griquas und Betschuanen . . . . . 140—162



**Siebentes Kapitel.**

Kuruman und dessen Umgegend. — Die Sprache der Betschuanen. — Bibelübersetzung. — Die Bekehrung der Heiden. — Die Bakuena. — Krankheiten und Kuren . . . . . 163—182

**Achtes Kapitel.**

Abreise aus dem Lande der Bakuena. — Krankheiten der wilden Thiere. — Der Löwe. — Mäuse. — Schlangen. — Das Land der Bamangwato. — Die Ceremonie des Sechu. — Die Boguera. — Das Boyale. — Die Bakaahöhen. — Der Strauß . . . 183—210

**Neuntes Kapitel.**

Die religiösen Ansichten der Bakuena. — Salzpfannen. — Mowane- und Moyanebäume. — Buschmänner. — Elephantenjagd. — Gifte. — Der Sanchureh-Fluß. — Ueberschwemmung. — Der Chobe-Fluß. — Ankunft in Einyanti, der Hauptstadt der Makololo . . . . . 211—240

**Zehntes Kapitel.**

Ankunft zu Einyanti. — Der Makololohäuptling Sekeletu. — Mamochisane. — Mpepe's Verschwörung und Hinrichtung. — Die sklavenhandelnden Mambari. — Gerichtshöfe. — Polygamie. — Die Makololofrauen. — Die Makalakaflaven. — Gottesdienst. — Elfenbein. — Rindviehracen. — Betrachtungen im Spiegel. — Zubereitung der Häute. — Speerwerfen . . . . . 241—265

**Erstes Kapitel.**

Das Fieber und seine Symptome. — Heilmittel der eingebornen Doctoren. — Gastfreundschaft Sekeletu's. — Die Makalaka-Stämme. — Streitigkeiten mit Bechulatebe. — Die südafrikanische Völkerverfamilie . . . . . 266—278

**Zwölftes Kapitel.**

Reise von Pinyanti nach Sescheke. — Ameisenhügel und wilde Datteln. — Die Leibwache Sekeletu's. — Neue Antilopenarten. — Aufnahme in den Dörfern. — Art und Weise zu essen. — Kaffee und Zuckerrohr. — Die Makololo- und die Makalaka-Hütten. — Uebergang über den Liambye . . . . . 279—289

**Dreizehntes Kapitel.**

Stromaufahrt auf dem Liambye. — Die Banyeti. — Die Wasserfälle von Gonye. — Fruchtbarkeit des Barotsethales. — Naliele. — Santuru. — Mambari. — Araber aus Zanzibar. — Rückkehr nach Sescheke und Pinyanti . . . . . 290—311

**Vierzehntes Kapitel.**

Vorbereitungen zur Reise. — Ein Picho. — Begleiter des Missionairs auf der Reise nach dem Westen. — Fahrt auf dem Chobe und Liambye. — Ceremonien beim Neumonde. — Thierleben . . . . . 312—332

**Fünfzehntes Kapitel.**

Die Fälle von Gonye. — Tagesbeschäftigung. — Raubzüge der Makololo. — Sekobinyane. — Vie-

nenfresser und andere Vögel. — Libonta. — Reichthum der Thierwelt. — Alligatoren. — Aberglaube der Bamangwato und Bakwena. — Flintenmedizin . 333—355

### Sechszehntes Kapitel.

Eine Botschaft an Masiko, den Häuptling der Barotse. — Schiffahrt auf dem Liba. — Büffeljagd. — Alligatoren. — Sekelente, der Häuptling der Amhonda. — Der Häuptling Scheakondo. — Zusammenkunft mit dem weiblichen Häuptling Nyamoana. — Manenko, gleichfalls ein weiblicher Häuptling. — Die Gesandtschaft Masiko's . . . . . 356—378

### Siebenzehntes Kapitel.

Aberglaube der Balonda. — Ein Götzenbild. — Verschanzungen der Häuser. — Wälder. — Künstliche Bienenkörbe. — Schinte's Boten. — Die Stadt Kabompo oder Schinte. — Eingeborene portugiesische Händler. — Der Empfang bei Schinte. — Schinte's Frauen. — Musikalische Instrumente der Balonda. — Schinte. — Gebräuche der Balonda. — Kinderraub. — Feuchtigkeit. — Sambanza bebraucht sich. — Schinte's Abschiedsgeschenk . . 379—404

### Achtzehntes Kapitel.

Giftiger Manioc. — Aberglaube und Gebräuche der Balonda. — Dörfer der Balonda. — Ueberschwemmte Ebenen. — Der Lokaluje. — Soana Molopo. — Mozinkwa. — Quendende Matiamwo. — Der Lokumbwa. — Vorstellung bei dem Häuptling Katema.

- Der Dilolo-See. — Singvögel. — Spinnen.  
 — Sage von der Entstehung des Dilolo-Sees. —  
 Die Ameisen auf der Dilolo-Ebene . . . . . 405—437

### **Neunzehntes Kapitel.**

- Die Wasserscheide zwischen den Flüssen des Südens  
 und denen des Nordens. — Das Dorf des Kabinische.  
 — Der Kasai. — Kankenke. — Katende. — Brücken-  
 zoll. — Abenteuer in dem Dorfe des Chiboquehäu-  
 ptlings Ndschambi. — Streitigkeiten mit Jonga Panza  
 und Bangala-Händlern . . . . . 438—466

### **Zwanzigstes Kapitel.**

- Treulosigkeit der Führer. — Das Thal des Quango.  
 — Der Häuptling Sansawe. — Der Quango. —  
 Eintreffen in Cassange. — Die Bergkette Tala Mun-  
 gongo. — Die Basongo. — Die Ambaca. — Der  
 Tampan. — Solungo Alto. — Eintreffen in Loanda 467—507

### **Einundzwanzigstes Kapitel.**

- Aufenthalt zu S. Paolo de Loanda. — Livingstone  
 verläßt Loanda am 20. September 1854. — Die  
 Stadt Massangano. — Der Stamm Kifama . . . 508—523

### **Zweiundzwanzigstes Kapitel.**

- Bango. — Heirathen und Begräbnisse. — Prozeß-  
 sucht und Unredlichkeit der Eingebornen. — Ein  
 destillirendes Insekt. — Pungo Andongo. — Die  
 Königin der Zinga. — Der Fürst von Congo . . . 524—538

**Dreiundzwanzigstes Kapitel.**

Rothe Ameisen. — Aberglaube und Gottesgerichte in Cassange. — Ein Leichenbegängniß. — Die Am-  
bakisten. — Die Baschindsche. — Sansawe. — Ein  
Ueberfall im Walde. — Haartrachten der Londa-  
frauen. — Cabango. — Der Häuptling Bango. —  
Der Winter im Innern. — Weiße Ameisen. —  
Der Häuptling Kawawa . . . . . 539—568

**Vierundzwanzigstes Kapitel.**

Der Potembwa. — Der Dilolosee als Wasserscheide  
zwischen dem atlantischen und indischen Ocean. —  
Ankunft bei Katema. — Empfang bei Schinte. —  
Nyamoana als Wittwe. — Fahrt auf dem Eiba. —  
Ankunft in Eibonta. — Aufenthalt zu Kalliele. —  
Rückkehr zu Sekeletu . . . . . 569—593

**Fünfundzwanzigstes Kapitel.**

Abreise von Einyanti. — Der Batokahäuptling Se-  
kote. — Die Wasserfälle des Zambesi. — Menschen-  
schädel als Trophäen. — Sitte des Bahnausbrechens  
bei den Batoka. — Schwarze und weiße Ameisen.  
— Mutokwane-Raucher. — Büffelvögel. — Die  
Batonga. — Der Batokahäuptling Monze . . . 594—621

**Sechszwanzigstes Kapitel.**

Eine Elephantenjagd. — Abnahme der Thiergröße  
nach Norden zu. — Der Häuptling Semalembue.  
— Der Hügel Nabue asula. — Thierleben am Kasue.

— Albinos. — Iolo, die Sünde. — Der Stallener  
Simoens Siriatomba. — Der Häuptling Mburuma 622—635

### Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Zusammenfluß des Loangwa und des Zambesi. —  
Ruinen von Zumbo. — Der Häuptling Mpende. —  
Der Bezirk Chicova . . . . . 636—651

### Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eine Elephantenjagd. — Lachende Hyänen. — In-  
sektenleben. — Afrikanische Vögel. — Das weiße  
und schwarze Rhinoceros. — Der Vogel Korwe. —  
Der Häuptling Monina. — Der Kaiser von Mo-  
nomotapa. — Regierungsform der Banyai. — Ein  
Kriegstanz. — Ein Gottesurtheil. — Einfluß der  
Frauen. — Ankunft in Tete . . . . . 652—669

### Neunundzwanzigstes Kapitel.

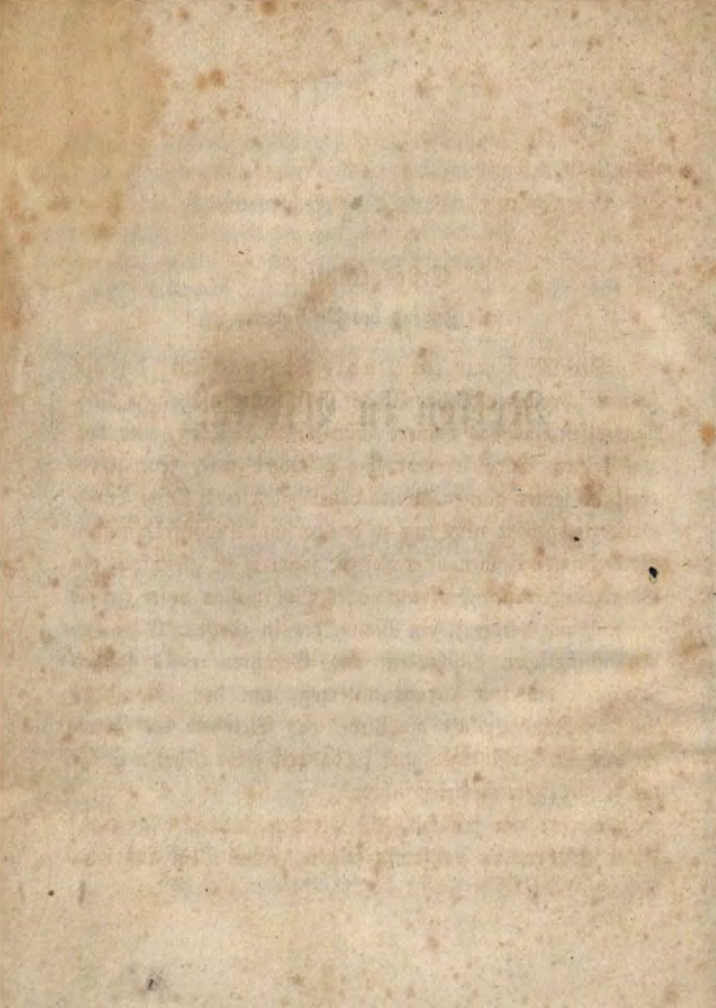
Aufnahme beim Commandanten von Tete. — Tete.  
— Kriege mit den Portugiesen. — Handel. — Gold-  
wäschereien. — Der Maravi-See. — Die Jesuiten-  
niederlassung Micoambo. — Leichenbegängniß . . 670—682

### Dreißigstes Kapitel.

Fahrt auf dem Zambesi bis Kiliwane. — Die Nie-  
derlassung Senna. — Das Goldland Manica. —  
Parker's Bericht über den Zambesi. — Kiliwane. —  
Rückreise. — Sekwebu's Tod . . . . . 683—696

Reisen in Afrika.

---





## Erstes Kapitel.

### Die Jugend des Missionairs.

Der Missionair Dr. David Livingstone, der mit so unerschrockener Beharrlichkeit auf sechzehnjährigen Missionsreisen uns das Innere Südafrika's erschloß, und der, was keinem Europäer vor ihm gelungen war, jenen Erdtheil in seiner ganzen Breite von Westen nach Osten durchwanderte, gehört nicht nur zu den berühmtesten afrikanischen Entdeckungsreisenden aller Zeiten, sondern ist gleichfalls ein Mann, dessen menschenfreundliches Wohlwollen unsre größte Hochachtung verdient, ein Mann, der in edelstem Eifer sich den unsäglichen Mühsalen und Gefahren eines solchen Wanderlebens nur darum unterzog, um den heidnischen Völkern Innerafrika's die Liebe und Weisheit des Evangeliums zu verkündigen und sie dadurch einer höheren Stufe der Gesittung entgegenzuführen.

Werfen wir zunächst, eh' wir dem kühnen Mann auf seiner gefahrvollen Laufbahn folgen, einen Blick auf seine Jugend.

David Livingstone stammt aus einer schottischen Familie. Sein Urgroßvater, der für den Kronprätendenten Karl Eduard Stuart focht, blieb in der Schlacht bei Culloden. Sein Großvater hatte ein kleines Gut auf der Hebriden-Insel Ulva in Pacht. Er kannte alle die romantischen Sagen Schottland's, die durch die Meisterwerke Walter Scott's berühmt geworden sind, und mit Entzücken lauschte der Enkel seinen Erzählungen. O wie oft gedachte er derselben, wenn er später im Innern Afrika's des Abends am Wachtfeuer der Wilden saß!

Von den Geschichten des Großvaters war ihm besonders eine im Gedächtniß geblieben, von einem Vorfahren der Livingstone, der auf dem Sterbelager alle seine Kinder um sich versammelte und zu ihnen sagte: „Ich habe während meines ganzen Lebens sämtliche Ueberlieferungen, die auf unsre Familie Bezug haben, sorgfältig untersucht und habe keinen unehrlichen Mann unter unsern Vorfahren gefunden. Sollte daher einer von euch oder euern Nachkommen eine schlechte Handlung begehen, so liegt die Schuld nicht etwa an dem Blute, das in euch fließt. Seid rechtschaffen! das ist die Vorschrift, die ich euch hinterlasse!“

Da der Großvater fand, daß die kleine Landwirthschaft in Ulva nicht ausreichte, um eine zahlreiche Familie zu ernähren, so siedelte er nach Schottland über und ließ sich

bei „Blantyre Works“ nieder, einer großen Baumwollenfabrik oberhalb Glasgow am Clydeflusse. Seine Söhne traten als Handlungsdienner in die Dienste des Fabrikbesizers, und er selbst wurde, in Anbetracht seiner erprobten Redlichkeit, zu großen Geldsendungen benutzt. In seinen alten Tagen jedoch gab man ihm, nach dem wohlwollenden Brauch jenes Hauses, ein Jahrgehalt, das ihn den Abend seines Lebens sorglos zubringen ließ.

David's Oheime wurden sämmtlich Soldaten oder Matrosen, nur sein Vater blieb zu Hause und betrieb einen kleinen Theehandel. Später wurde er Diaconus an einer Independentenkirche in Hamilton, wo er erst zu Anfang des Jahres 1856 gestorben ist.

David's Mutter war eine treue Hausfrau, die sich in Angst und Sorgen abmühte, mit der geringen Einnahme die Wirthschaft zu erhalten. Als der kleine David erst zehn Jahr alt war, kam er schon als „Andreher“ in die Fabrik, um auch seinerseits zu dem Unterhalt der Familie etwas beizutragen. Von einem Theile seines ersten Wochenlohnes kaufte sich der wißbegierige Knabe eine lateinische Grammatik und setzte das Studium dieser Sprache unverdrossen viele Jahre hindurch in einer Abendschule fort, in der von acht bis zehn Uhr Unterricht ertheilt wurde. Dann arbeitete er noch zu Hause bis Mitternacht oder

auch länger, wenn nicht die Mutter ihm endlich das Buch mit Gewalt fortnahm; denn er mußte ja früh um sechs Uhr wieder in der Fabrik sein, und dort ging die Arbeit, nur mit Ausnahme der Frühstück- und Mittagzeit, bis acht Uhr Abends unausgesetzt fort. Mit sechzehn Jahren verstand David schon seinen Horaz und Virgil.

Nun verschlang er in wahrer Lesewuth alle Bücher, die ihm unter die Hände kamen, vor allem wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen, nur keine Romane. Aber eben so wenig wollte er, wie sein Vater wünschte, trockne Erbauungsbücher lesen, und er befreundete sich erst dann mit religiösen Schriften, als er solche kennen lernte, deren gedankenreicher betrachtender Inhalt mit seiner eignen Ansicht übereinstimmte, nämlich: daß Religion und Wissenschaft einander durchaus nicht feindlich seien, sondern sich gegenseitig unterstützten.

Die Liebe, die in seinem Herzen immer tiefer für das Wohl seiner Mitmenschen entbrannte, ließ ihn den Entschluß fassen, sein ganzes Leben der Linderung des menschlichen Elends zu widmen und zu diesem Zweck als Missionair nach China zu gehen. Er begann deshalb auf eigne Hand sich mit der Arzneikunde zu beschäftigen und in den wenigen Mußestunden, die ihm vergönnt waren, in der Umgegend zu botanisiren.

Astrologische Träumereien, in die er sich eine zeitlang vertiefte, gingen ebenso wieder vorüber. Dagegen führten ihn die Muscheln, die er gelegentlich in einem Kalksteinbruche fand, zu dem Studium der Geognosie. Als er an einen der dort beschäftigten Steinbrecher die Frage richtete: „Wie sind wohl diese Muscheln in das Gestein gekommen?“ gab ihm der Arbeiter mit wahrhaft türkischer Philosophie zur Antwort: „Als Gott diese Felsen schuf, hat er gleichfalls die Muscheln gemacht und sie dort hineingelegt.“

So groß war die Wißbegier des Sünglings, daß er während der Arbeit in der Fabrik sein Buch auf die Spinnmaschine legte, um jeden freien Augenblick zum Lesen benutzen zu können. Die Gewohnheit, trotz des Lärmes, der ihn umgab, seine Gedanken zu sammeln, kam ihm später sehr zu statten; denn mitten unter dem Spiel der Kinder oder während die Wilden um ihn her tanzten und heulten, konnte er ganz nach seinem Belieben lesen und schreiben.

In seinem neunzehnten Jahre wurde er Baumwollenspinner. Das war eine ungemein mühselige Arbeit für einen hochaufgeschossenen jungen Menschen von schwächlichem Körperbau; aber sie wurde gut bezahlt und setzte ihn sogar in den Stand, den Winter in Glasgow zuzubringen, seine

medicinischen Studien daselbst fortzusetzen, Griechisch zu lernen und theologische Vorlesungen zu hören.

Livingstone hatte nie von irgend Jemanden einen Pfennig Unterstützung empfangen, und würde mit der Zeit auch ganz allein durch eigne Anstrengung sein Vorhaben, als ärztlicher Missionair nach China zu gehen, zur Ausführung gebracht haben, wenn man ihm nicht gerathen hätte, sich an die Missionsgesellschaft in London anzuschließen, die man ihm insbesondere darum empfahl, weil sie durchaus frei sei von allem Sektengeist. Die Gesellschaft, sagte man ihm, sendet den Heiden weder die bischöfliche, noch die presbyterianische Kirche, noch die der Independen ten, sondern das Evangelium Christi. Dies entsprach auch vollkommen seiner eigenen Ansicht von dem, was eine derartige Verbindung bezwecken soll.

Nachdem Livingstone seine medicinischen Studien vollendet und die gesetzlichen Prüfungen bestanden hatte, wäre er nun in der Lage gewesen, seinen ursprünglichen Plan auszuführen. Aber der Opiumkrieg, der gerade damals in China wüthete, ließ den Augenblick als nicht geeignet erscheinen, und bei der sehr geringen Aussicht eines baldigen Friedensschlusses, richteten sich seine Blicke nach Südafrika. Er verweilte noch einige Zeit in England, um seine theologische Ausbildung zu vervollständigen und schiffte sich im

Jahre 1840 nach Afrika ein. Nach einer Seereise von drei Monaten erreichte er die Capstadt, wo er sich indeß nur sehr kurze Zeit aufhielt. Von hier begab er sich nach der Algoabucht und dann weiter in's Innere von Afrika, wo er sechzehn Jahre seines Lebens, von 1840 bis 1856, in durchaus uneigennütziger Thätigkeit als Arzt und Missionair zubrachte.

---

## Zweites Kapitel.

Livingstone's erste Reise. — Das Bakuena-Land. — Abenteuer mit einem Löwen. — Die Stämme der Betschuanas. — Der Häuptling Sechele. — Der Regenmacher.

Livingstone hatte von den Vorstehern der Londoner Missionsgesellschaft die Weisung empfangen, sobald er Kuruman oder Lattaku, d. i. die vom Cap am weitesten dem Innern zu gelegene Station erreicht haben würde, sich nach Norden zu wenden. Er verweilte also in Kuruman nur so lange, als nöthig war, um seine durch die Wanderung von der Algoabucht sehr ermüdeten Ochsen ausruhen zu lassen, und brach dann in Begleitung eines andern Missionairs nach dem Lande der Bakuena auf, deren Häuptling Sechele damals mit seinem Stamme in Schofuane angesiedelt war. Sie kehrten bald wieder nach Kuruman zurück; drei Monat später aber machte Livingstone auf einem zweiten Ausfluge in dem funfzehn englische Meilen von



Schofuane gelegenen Dorfe Lepelole oder Titubaruba Halt und schloß sich dort ein halbes Jahr lang vollständig von jedem Verkehr mit Europäern ab, um sich auf diese Weise im Umgang mit den Eingebornen die Kenntniß ihrer Sprache, Sitten, Anschauungen und Geseze zu verschaffen, eine Kenntniß, die ihm später von unberechenbarem Vortheil wurde.

Er begann hier mit Vorbereitungen zu einer Niederlassung und zog zur Bewässerung seines Gartens einen Graben, der sein Wasser aus einem damals sehr reichhaltigen, jetzt völlig ausgetrockneten Flusse empfing. Als diese Anstalten schon ziemlich weit vorgerückt waren, setzte er seinen Wanderstab nach Norden weiter, zu den Baka, Bamangwato und Makalaka, die zwischen dem 22. und 23. Grad südlicher Breite wohnen. Die Bakaaberge waren schon einmal von einem Handelsmanne besucht worden, aber ein tödtliches Fieber hatte ihn nebst allen seinen Begleitern fortgerafft. Als Livingstone in der Gegend von Letloche den nördlichen Theil dieser Basalthügel umging, war er nur zehn Tagereisen von dem untern Laufe des Zouga entfernt, der in den Ngami-See fällt, und er hätte demnach schon im Jahre 1842 den letzteren entdecken können, wenn er damals überhaupt auf Entdeckungen ausgegangen wäre.

Seine Zugochsen waren sämmtlich so hinfällig geworden, daß er den größten Theil des Weges über Schofuane hinaus zu Fuß machen mußte, und da hörte er, wie Eingeborne, die ihn begleiteten und nicht wußten, daß er ihre Sprache verstehe, zu einander sagten: Er ist dünn und schwach und sieht nur ziemlich dick aus, weil er sich in Säcke (damit meinten sie die weiten Beinkleider) gesteckt hat; aber er wird es nicht lange aushalten! — Diese Worte brachten sein hochländisches Blut so in Wallung, daß er jede Beschwerde verachtete und ihnen mehrere Tage lang rüstig voranschritt, bis sie bekennen mußten, daß er doch ein tüchtiger Fußgänger sei.

Bei seiner Ankunft in Kuruman, von wo er sein Gepäck nach dem Orte seiner zukünftigen Niederlassung schaffen wollte, erfuhr er, daß die Bakuena, die sich ihm so freundlich erwiesen hatten, inzwischen durch die Barolong in einem Streit um Hornvieh, der in diesen Gegenden sehr häufig vorkommt, von Tsepelole vertrieben worden seien, und sein Vorhaben, sich dort anzusiedeln, war also vereitelt. Er mußte demnach eine neue Wanderung antreten, um eine Vertlichkeit ausfindig zu machen, die sich zur Begründung einer Station eignete.

Als er dem Norden wieder zugin, stand gerade ein Komet am Himmel, der unter den Stämmen, welche

Livingstone besuchte, große Besorgniß erregte; denn dem Kometen von 1816 war der Einfall der Matebele oder Zulukaffern, der grausamsten Feinde der Betschuanas, gefolgt, und der jetzige mußte also gleichfalls ein entsetzliches Unglück, mindestens den Tod eines mächtigen Häuptlings, vorher sagen.

961788 — 931923

Da ihn mehrere Bamangwato nach Kuruman begleitet hatten, so glaubte sich Livingstone verpflichtet, sie nebst ihren Waaren zu ihrem Häuptling Sekomi zurückzubringen. Auf der Reise nach dem Wohnort desselben ritt er zum ersten Mal mehrere hundert (englische) Meilen weit auf dem Rücken eines Oshen.

Im Jahre 1843 übersiedelte unser Reisender nach dem schönen Mabotsathale (25 Grad 14 Min. südlicher Br., 26 Gr. 30 M. östl. L.), um dort eine Missionsstation zu gründen. Gleich zu Anfang begegnete ihm ein gefahrvolles Abenteuer, welches er selbst mit folgenden Worten erzählt:

„Die Einwohner von Mabotsa wurden lebhaft durch Löwen beunruhigt, welche Nachts in die Viehhürden einbrachen und die Kühe zerrissen. Da, sie griffen selbst die Heerden am hellen Tage an, was so ganz ungewöhnlich war, daß die Leute sich einbildeten, ein benachbarter Stamm habe sie, die Bakatla, behext und in die Macht der Löwen

gegeben. Nun hatten sie zwar einmal einen Versuch gemacht, sich dieser Thiere durch eine Jagd zu entledigen; da sie aber im Allgemeinen bei solchen Gelegenheiten weit weniger herzhast sind, als die Betschuanas, so waren sie wieder nach Hause gekommen, ohne auch nur einen Angriff auf einen ihrer Feinde gewagt zu haben.

Es ist bekannt, daß, wenn ein Löwe aus dem Trupp, der sich zusammengesellt hat, getödtet wird, die andern Löwen sich diesen Wink zu Nutze machen und die Gegend, wo man auf sie gejagt hat, verlassen. Als nun das Vieh der Bakatla wieder einmal überfallen worden, zog ich selbst mit den Männern des Stammes aus, um ihnen Muth zu machen, sich von den Räubern zu befreien. Wir fanden die Löwen auf einem Hügel, der etwa eine Viertelmeile im Umfang hatte und mit Bäumen bewachsen war. Meine Begleiter umzingelten den Hügel und aufwärts steigend rückten sie immer näher aneinander. Ich selbst befand mich mit noch einem Eingebornen, einem Schulmeister, Namens Mebalwe, dem Tüchtigsten unter den Leuten, in der Ebene, als ich einen der Löwen auf einem Felsstück innerhalb des nun vollständig geschlossenen Kreises sitzen sah. Mebalwe feuerte noch vor mir, aber die Kugel traf nur den Stein, auf welchem das Thier saß. Der Löwe biß nach der getroffenen Stelle, wie ein Hund nach dem

Stein oder Stock fährt, der nach ihm geworfen wurde, dann sprang er auf, durchbrach den Kreis, der sich bei seiner Annäherung öffnete, und entkam unverwundet. Die Männer hatten nicht gewagt ihn anzugreifen; vielleicht dachten sie an die Hexerei, als deren Opfer sie sich ansahen. Der Kreis wurde bald wieder geschlossen; zwei andre Löwen kamen zum Vorschein; allein wir wagten diesmal nicht zu schießen, aus Furcht, einen der Leute zu treffen, die sie umringten und ihnen wiederum gestatteten, mit heiler Haut davonzukommen. <sup>961788</sup> ~~Nach~~ <sup>931923</sup> Landesüblichem Gebrauch hätten freilich die Bakatla die Löwen in dem Augenblicke, wo sie zu entweichen versuchten, mit ihren Speeren angreifen müssen; doch unsre Jäger bedienten sich ihrer Waffe gar nicht. Da wir nun sahen, daß sie durchaus nicht zum Angriff zu bewegen waren, so machten wir uns wieder auf den Rückweg nach dem Dorfe. Als ich eben den Hügel herumging, sah ich wieder einen Löwen auf einem Felsstück sitzen, gleichwie den ersten, aber diesmal befand sich vor ihm ein kleiner Busch. Ich war etwa dreißig Schritte von dem Thiere entfernt, zielte sorgfältig durch das Gebüsch auf seinen Leib und drückte beide Läufe ab. „Er ist getroffen, er ist getroffen!“ schrienen die Bakatla. „Es hat ihn noch ein Anderer zu gleicher Zeit getroffen,“ sagten Einige, „laßt uns hingehen!“ Ich hatte nicht gesehen, daß

außer mir noch Jemand geschossen hätte; dagegen sah ich, daß der Löwe seinen Schweif zornig emporhob, und sagte zu denen, welche herbeiliefen, sie möchten wenigstens so lange warten, bis ich mein Gewehr wieder geladen. Während ich noch damit beschäftigt war, hörte ich einen Schrei des Schreckens ausstoßen; ich fuhr zusammen und als ich aufsaß, erblickte ich den Löwen, der gerade auf mich zusprang. Ich stand auf einer kleinen Anhöhe: er packte mich an der Schulter und wir rollten zusammen hinab. Ein entsetzliches Gebrüll schlug an mein Ohr, und dann schüttelte er mich lebhaft, wie es ein Dachshund etwa mit einer Ratte macht. Dies Schütteln versetzte mich in einen Zustand von Betäubung, wie ihn die Maus empfinden mag, die von der Kaze gepackt ist. Es war eine Art von Erstarrung, bei der ich kein Gefühl von Schreck oder Schmerz empfand, gleichwohl aber das vollkommene Bewußtsein alles dessen hatte, was mit mir vorging. Der Zustand war dem eines Patienten ähnlich, der, unter dem Einfluß des Chloroforms, zwar alle Einzelheiten der Operation wahrnimmt, allein das Messer des Chirurgen nicht fühlt. Diese Furchtlosigkeit ging keineswegs aus einer inneren sittlichen Kraft hervor; nur das Schütteln hatte die Furcht benommen, und ließ mich ohne Entsetzen der Bestie in's Gesicht blicken. Ein derartiger eigenthümlicher

Zustand tritt wahrscheinlich bei allen Thieren ein, die den Fleischfressern zur Beute dienen.

Der Löwe hatte eine seiner Tazen auf meinen Hinterkopf gelegt; als ich mich umdrehte, um mich von diesem Druck zu befreien, sah ich das Auge des Thieres auf Mebalwe gerichtet, der in einer Entfernung von funfzehn Schritten auf ihn anlegte. Das Gewehr des Schulmeisters versagte jedoch auf beiden Läufen und sofort verließ mich der Löwe, warf sich auf Mebalwe und biß ihn in den Schenkel. Ein Mann, dem ich früher einmal das Leben gerettet hatte, als ihn ein Büffel in die Luft schleuderte, versuchte nun den Löwen, während dieser Mebalwe gefaßt hielt, mit dem Speere niederzustoßen. Das Thier wandte sich von dem Schulmeister zu dem neuen Gegner und packte ihn an der Schulter; doch in dem nämlichen Augenblicke wirkten die beiden Kugeln, die er empfangen hatte, und der Löwe stürzte todt nieder. Das Ganze hatte nur einen Moment gedauert; der Wuthausbruch des Thieres war schon sein Todeskampf gewesen.

Am folgenden Tage machten die Bakatla ein großes Freudenfeuer über dem todtten Körper des Löwen, um dadurch den Zauber zu zerstören, mit dem er, wie sie sich einbildeten, begabt gewesen. Der Löwe gehörte ihrer Aussage nach zu den größten, welche sie je gesehen hatten. Er

hatte mir nicht nur den Knochen vollständig zermalmt, sondern mir außerdem noch am Oberarm elf Bisse versetzt.

Die Wunde von dem Biß eines Löwenzahns gleicht einer Schußwunde; gewöhnlich hat sie eine starke Eiterung zur Folge und läßt einen Schmerz zurück, den man noch lange nachher von Zeit zu Zeit an der verwundeten Stelle empfindet. Ich trug an jenem Tage eine dicke wollene Tacke, in welcher der Geißer der Zähne, die mir den Arm zerfleischten, hängen blieb. So kam ich denn mit einem steifen Gelenk im linken Arme davon, wogegen meine beiden Unglücksgefährten viel zu leiden hatten. Der von uns dreien, dem der Löwe die Schulter zerrissen, zeigte mir ein Jahr später seine Wunde, die gerade in demselben Monat wieder aufgebrochen war."

Die einzelnen Stämme der Betschuanas bezeichnen sich unter einander durch verschiedene Thiernamen. Das Wort Bakatla bedeutet „die vom Affen,“ Bakuena „die vom Alligator,“ Batlapi „die vom Fische“; und jeder dieser Stämme hat eine abergläubische Furcht vor dem Thiere, dessen Namen er trägt. Sehr eigenthümlich ist auch, wie man das Wort hina, d. h. tanzen, mit dem Namen in Verbindung bringt; will man nämlich wissen, welchem Stamme ein Betschuane angehört, so sagt man zu ihm: „Was tanzest du?“ Wahrscheinlich machte der Tanz einen



Theil ihres alten Cultus aus. Sie essen nie von einem Thiere, das ihrem Stamm den Namen gegeben hat, und ist die Rede davon, ein solches zu tödten, so antworten sie: *ila*, welches Haß oder Schrecken bedeutet. Man findet im Lande noch Spuren alter Stämme, die bis auf Einzelne erloschen sind, so z. B. die *Batau*, d. i. „die vom Löwen,“ die *Banoga*, „die von der Schlange.“ 961788 — 931923

Livingstone schloß sich dem Stamme der *Bakuenta* an, deren Häuptling *Sechele* damals zu *Schofuane* wohnte. Er war ein Mann von vieler Intelligenz und trat nicht nur selbst zum Christenthume über, sondern verbreitete dasselbe auch unter seinem Volke. Sein Großvater *Mochojesele*, der viel umhergewandert war, hatte zuerst den *Bakuenta* die Kunde von dem Vorhandensein weißer Menschen hinterbracht. Dann waren im Jahre 1808 zwei weiße Männer, wahrscheinlich *Dr. Cowan* und *Capitain Donovan*, in's Land gekommen, waren am *Limpepo* hinuntergezogen, aber nebst allen ihren Begleitern eine Beute des Fiebers geworden. Die Regenmacher des Ortes fürchteten nun, die Wagen der Fremden möchten die Kraft haben, die Wolken zu zerstreuen, und ließen sie deshalb in den Fluß werfen. So erzählte der Sohn des Häuptlings, in dessen Dorfe die Reisenden starben. Er erinnerte sich noch, selbst von einem der Pferde gegessen zu haben, welche die Weißen

mitgebracht hatten, und es hatte ihm wie Zebrafleisch geschmeckt.

Zu jener Zeit hatten die Bakuena noch einen großen Reichthum an Heerden, und zum Beweise, daß die Gegend allmählig austrocknet, weisen sie unter anderm auf die Flußbetten hin, in denen früher so viele Tausend Stück Vieh getränkt worden, und die heut zu Tage nicht mehr Wasser genug für ein paar Kühe haben.

Sechele war noch ein Knabe, als sein Vater, welcher gleichfalls Mochoasele hieß, von seinen Unterthanen ermordet wurde, weil er einigen der ihm unterworfenen Häuptlinge die Frauen weggenommen hatte. Die Anhänger seiner Kinder baten nun Sebituane, den Häuptling der Makololo, um Hülfe, und dieser umzingelte Nachts die Stadt der Bakuena und ließ bei Tagesanbruch durch seinen Herold ausrufen, daß er gekommen sei, den Tod des Mochoasele zu rächen. Sofort schlugen auch seine Leute laut auf ihre Schilder. Ein panischer Schreck ergriff die Belagerten, die hastig und verwirrt aus der Stadt zu entfliehen suchten, während die Makololo mit der ihnen eigenthümlichen Geschicklichkeit den erschrockenen Haufen mit Speerwürfen empfangen. Der Usurpator wurde getödtet und Sechele in sein Erbe wieder eingesetzt.

Sechele heirathete die Töchter von drei seiner Unter-

Häuptlingen, die, durch Bande der Verwandtschaft mit ihm verbunden, ihn in den Tagen der Noth nicht verlassen hatten. Durch solche Verbindungen sucht man die Anhänglichkeit des Stammes zu befestigen. Die Regierung ist patriarchalisch; jeder Mann ist kraft seiner Vaterschaft der Häuptling seiner Kinder; diese bauen ihre Hütten um die seinige herum, und je zahlreicher seine Familie ist, desto größer ist sein Einfluß. Daher kommt es auch, daß man Kinder als einen Segen betrachtet und sie mit Güte behandelt. Inmitten jedes Hüttenkreises findet sich ein Platz, der einen Heerd hat und den man Kotla nennt. Hier ist es, wo sich alle Mitglieder der Familie versammeln, wo sie arbeiten, ruhen und über die Neuigkeiten des Tages plaudern. Ein Armer schließt sich der Kotla eines Reichen an und wird dann als zur Familie des letztern gehörig betrachtet. Ein Unterhäuptling hat eine bestimmte Anzahl solcher Kreise um den seinigen, und die Vereinigung aller dieser Kotlas, in deren Mitte sich die des vornehmsten Häuptlings befindet, bildet die Stadt oder das Dorf. Der Kreis von Hütten, welche unmittelbar die Kotla des ersten Häuptlings umgeben, dient seinen Frauen und Blutsverwandten zur Wohnung. Um die Unterhäuptlinge an sich und seine Regierung zu fesseln, heirathet er ihre Töchter, wie es Sechele gethan, oder vermählt sie mit

seinen Brüdern. Die reichen Leute im Lande halten viel darauf mit angesehenen Familien verschwägert zu sein.

Wenn man Fremden begegnet, so erzählen sogleich die Diener des Bornehmsten unter ihnen von seiner Verwandtschaft mit einem Verwandten dieses oder jenes Häuptlings, und sollten sie es ja vergessen, so wird der Herr ihnen zuflüstern: „Sagt ihm doch, wer ich bin!“ Darauf beginnt nun einer der Diener den Stammbaum seines Herrn an den Fingern herzuzählen, eine Aufzählung, die mit der wichtigen Nachricht schließt, der Anführer des Zuges sei ein weitläufiger Vetter dieser oder jener hervorragenden Persönlichkeit.

Der Häuptling Sechele, mit welchem Livingstone bald sehr befreundet wurde, bewies sich in jeder Hinsicht als ein Mann, der den Uebrigen seines Stammes weit überlegen war. Mit Leichtigkeit lernte er lesen, und so oft ihn der Missionair besuchte, bat er ihn dringend, ihm einige Kapitel aus der Bibel vorzulesen. Jesaias war insbesondere sein Liebling und er pflegte ihn einen prächtigen Mann zu nennen.

Die Art und Weise, wie Livingstone das Volk bekehren wollte, erschien ihm aber anfangs durchaus nicht praktisch. „Denkst du denn,“ sagte er, „daß es hinreicht, wenn du zu diesen Leuten sprichst, um sie das glauben zu

machen, was du ihnen sagst? Ich kann nichts von ihnen erlangen als dadurch, daß ich sie prügle; willst du also, so werde ich meine Häuptlinge herbeirufen, und mit Hülfe unserer Litupas (Peitschen aus der Haut des Rhinoceros), werden sie bald zum Glauben gebracht sein." Ein Vorschlag, welcher selbstverständlich kein Gehör fand.

Im Uebrigen gab sich der Häuptling, welcher selbst große Anhänglichkeit an das Christenthum bezeugte, viel Mühe, auch die Seinigen dafür zu gewinnen. Bei dem Hausgottesdienste sprach er sein Gebet in dem so einfachen wie erhabenen Style, der ihm eigen war, denn er beherrschte seine Sprache bewunderungswürdig. Aber es war eben nur seine Familie, die dem Gottesdienste beiwohnte, und zwar auf seinen ausdrücklichen Befehl. Im Allgemeinen gab sich sehr wenig Neigung kund, einen Glauben anzunehmen, dem man die Dürre, welche damals im Lande herrschte, und die daraus hervorgehende Hungersnoth zuschrieb.

Nach drei Jahren ließ Sechele sich und seine Kinder taufen und schickte sodann alle seine Frauen, bis auf eine, mit ihren gesammten Habseligkeiten ihren Eltern wieder zurück. Daß dieser Schritt, zu welchem sich der Häuptling im Geist des neuen Glaubens verpflichtet glaubte, viel Zorn und Haß erweckte, ist leicht erklärlich.

Livingstone benahm sich den Eingebornen gegenüber so klug und maßvoll, daß der freundliche Verkehr nie gestört wurde. Er kaufte ihnen ein Stück Land zu einem Garten ab und gab ihnen Waaren im Werthe von fünf Pfund Sterling dafür. Der Gedanke, Land zu kaufen, war hier durchaus neu, aber Livingstone wollte jeder Streitigkeit vorbeugen, die etwa später ein Häuptling erheben könnte, der nicht nur den Grund und Boden zurückverlangte, sondern gleichfalls auf die Gebäude darauf Anspruch machte. Das war den Bakuena selbst einleuchtend.

Da man von Seiten der Mission jedes ungestümen Eifers sich enthielt, sich unbefugt in nichts einmischte und nur den Weg freundlicher Belehrung einschlug, so wurde wenigstens so viel erreicht, daß sich der Geist des Volkes im Allgemeinen besserte. Nicht weniger als fünfmal gelang es Livingstone, durch den in solcher Weise erlangten Einfluß auf die öffentliche Meinung, einen Krieg zu verhindern. Den Inhalt seiner religiösen Vorträge konnten die Bakuena, gleich wie alle afrikanischen Völkerstämme, von denen später noch die Rede sein wird, nur langsam begreifen, dagegen hatten sie für Alles, was ihre weltlichen Angelegenheiten betraf, einen scharfen Verstand und lebendige Fassungskraft. Man kann sie in Dingen, die nicht in dem Kreise ihrer Anschauung liegen, einfältig nennen;

in allem Uebrigen aber zeigen sie mehr Intelligenz, als man z. B. bei gewöhnlichen Bauern in Europa findet. Sie verstehen sich alle ganz vortrefflich auf ihre Ochsen, Kühe, Schafe und Ziegen, sie kennen ganz genau die Natur der Weidegründe, die sich für jede einzelne Thiergattung eignet, und wählen mit sicherem Blick den am besten geeigneten Boden für die verschiedenen Getreidearten, welche sie anbauen. Eben so sind sie mit der Lebensweise der wilden Thiere vertraut.

Der erste Ort, an dem sich Livingstone unter den Bakuena niederließ, Chonuane, wurde gleich anfangs von einer Dürre geplagt, wie sie von Zeit zu Zeit selbst die begünstigsten Gegenden Afrika's heimsucht.

Der Glaube an die Möglichkeit, Regen zu machen, ist bei jenen Völkerstämmen ein tief eingewurzelter Glaubensartikel. Sechele war selbst ein berühmter „Regendoctor“ gewesen, der steif und fest an seine Macht geglaubt hatte. Er gestand später, daß ihm bei dem Uebertritt zum Christenthume nichts so schwer geworden sei, als diesen Glauben aufzugeben.

Livingstone erklärte ihm, das einzige Mittel, der Trockenheit des Bodens zu begegnen, bestehe darin, daß man sich in der Nähe eines nie versiegenden Flusses niederlasse, einen Kanal grabe und die anliegenden Ländereien bewässere.

Der Häuptling ging sogleich darauf ein, und bald befand sich der ganze Volksstamm auf dem Wege nach dem Kolobeng, einem Flusse, der etwa vierzig (englische) Meilen von Chonuane entfernt ist. Der Versuch gelang auch im ersten Jahre vortrefflich. Die Eingebornen gruben den Kanal und warfen den Damm auf, wogegen Livingstone bei Errichtung eines viereckigen Hauses für den Häuptling behülflich war. Sie bauten auch unter seiner Leitung ihre Schule. Das Missionshaus, am Ufer des Kolobeng, welcher der Niederlassung den Namen gab, war schon das dritte, das unser Missionair mit eignen Händen erbaut hatte. Ein eingeborner Schmied lehrte ihn das Eisen schweißen; auch vervollkommnete er sich in dem Tischlerhandwerk und der Gärtnerei und brachte es allmählig beinahe in allen Handarbeiten zu einer ziemlichen Geschicklichkeit. Da sich nun andrerseits seine Frau auf das Schneidern verstand und die Zubereitung von Seife und Kerzen, so vereinigten sie fast alle Talente, die einer Missionairfamilie im Innern Afrika's unentbehrlich sind; denn da soll der Mann außer dem Hause für Alles Rath und Hülfe wissen, die Frau aber muß jede Arbeit auf sich nehmen können, welche die Wirthschaft im Innern erfordert.

Aber im zweiten und dritten Jahre regnete es noch weniger; während beider Jahre fielen keine zehn Zoll Regen



und der Kolobeng trocknete aus. In Folge dessen kamen so viel Fische um, daß alle Hyänen der Nachbarschaft zu dem Festschmaus herbeieilten und doch nicht im Stande waren, die faulenden Massen ganz zu vertilgen. Ein alter Alligator, über den man sich niemals zu beklagen gehabt hatte, vermehrte gleichfalls die Zahl der Opfer; man fand ihn im trocknen Schlamm, wo er verendet war.

961788 — 931923

Das vierte Jahr war nicht günstiger; denn es fiel nicht so viel Regen, um das Getreide zur Reife zu bringen. Es war ein trostloser Zustand. Man grub das Bett des Flusses immer tiefer, je seichter er wurde, aber umsonst mühte man sich einige Tropfen Wasser daraus zu erlangen, um die Fruchtbäume vor dem Absterben zu bewahren. Nadeln, welche mehrere Monate lang im Freien lagen, rosteten nicht, und eine Mischung von Schwefelsäure und Wasser, die man zu einer elektrischen Batterie brauchte, verdunstete völlig, während sie in England zugenommen hätte. Die Blätter an den Bäumen wurden welk und schrumpfig, wenn sie gleich nicht abstarben, und die der Mimosen blieben den ganzen Tag über geschlossen, wie sie es sonst während der Nacht sind.

In dieser furchtbaren Dürre überraschte es, die Ameisen mit gewohnter Lebendigkeit gehen und kommen zu sehen. Wenn Livingstone Mittags das Thermometer drei Zoll tief

in die Erde steckte, zeigte das Quecksilber 134 Grad Fahr. an; verschiedene Käfer, die er auf den Erdboden setzte, waren nach wenig Sekunden todt; dagegen vermehrte diese graufige Hitze nur die Munterkeit der schwarzen langbeinigen Ameisen. Sie wurden nie müde. Um die weißen Ameisen abzuhalten, war das Missionshaus auf einem sehr harten eisenhaltigen Conglomerat erbaut; allein sie kamen nichts desto weniger, trotz dieser Vorsicht, und der austrocknenden Wärme ungeachtet vermochten sie nicht nur den Boden anzufeuchten, um die Erdgänge zu bilden, in denen sie, geschützt vor den Vögeln, hin und herwandern, sondern man fand auch diese unterirdischen Gemächer auffallend naß, obgleich kein Thau fiel.

Da es nun gar nicht regnen wollte, so bildeten sich die Vakuenta ein, Livingstone habe den Häuptling Sechele durch irgend einen Zauber gebunden, und aus den Ältesten des Stammes schickten sie wiederholt Deputationen ab, welche ihn dringend anflehten, er möge Sechele gestatten, doch nur einige Regenschauer hervorzubringen. „Wenn du es weigerst,“ sagten sie, „so wird das Getreide hinsterven und wir selbst werden verstreut werden. Laß ihn doch nur noch ein Mal Regen machen, und wir Alle, Männer, Weiber und Kinder, wollen auch in die Schule kommen und Gebete singen so lange du willst.“ Alle Vorstellungen

des Missionairs blieben vergebens, sie hielten ihn für hartherzig.

Oft zogen sich Wolken zusammen, welche die Herzen mit Hoffnung erfüllten, und das Rollen des Donners schien Regen in Fülle zu verkünden, aber am folgenden Morgen stieg die Sonne wieder an einem so klaren Himmel auf, daß man verzweifelte.

Die Eingebornen trafen nun ihrerseits allerhand wirksame Vorkehrungen, wie sie glaubten, um den Regen herbeizulocken. Zu den vermeintlichen Zaubermitteln gehörten u. a. Fledermäuse, die man zu Asche gebrannt, die Leber vom Schakal, Affen- und Löwenherzen, Häute und Rückenwirbel von Schlangen, so wie die verschiedensten Arten von Pflanzen, Zwiebeln, Knollen und Wurzeln, die nur im Lande zu finden waren. Livingstone begnügte sich damit, in freundlicher Weise die Wirksamkeit dieser Mittel zu bezweifeln. Die Bafuena aber, welche durchaus die Verkündigung des Evangeliums mit dem Unstern der letzten Jahre in Verbindung brachten, sahen die Kirchenglocke nicht mit den freundlichsten Blicken an, wengleich die Hochachtung, die sie persönlich den Missionairen bezeigten, immer die nämliche blieb. Livingstone hatte keinen Feind unter dem Stamme, und der einzige Vorwurf, den man ihm machte, wurde von dem Oheim des Häuptlings, einem ein-

flußreichen und verständigen Manne, in folgenden Worten ausgedrückt: „Wir lieben dich so sehr,“ sagte er, „als wenn du einer von den Unsrigen wärst, du bist der einzige weiße Mann, mit dem wir vertraut werden können; aber wir wünschten, du ließeest einmal dies ewige Predigen und Beten; wir können uns daran nicht gewöhnen. Du siehst ja selbst, daß wir durchaus keinen Regen bekommen, während jene Stämme, die niemals beten, ihn im Ueberfluß haben.“ Diese Thatsache ließ sich freilich nicht bestreiten; man sah öfter, wie es auf den Hügeln regnete, die kaum zehn Meilen von Kolobeng entfernt waren, aber in Kolobeng selbst fiel kein Tropfen.

Die Regenmacher hatten alle Sympathien des Volkes für sich, und ganz natürlich, denn da die Leute nun einmal glaubten, die Heilmittel wirkten nur durch eine Art von vermittelndem Zauber, so waren Beweisgründe, wie in dem nachfolgenden Gespräch zwischen Arzt und Regendoctor, unwiderstehlich.

Arzt: Guten Tag, Freund! Wie viel Arzneimittel liegen um dich her! Das Land hier bringt wohl jede Art von Medicamenten hervor?

Regendoctor: Ja wohl, mein Freund, und ich mache so eben einen guten Gebrauch davon, denn das ganze Land hat Regen nöthig und ich bin in voller Arbeit ihn zu machen.

Arzt: Du glaubst also wirklich, daß du den Wolken gebieten kannst? Ich glaube, das liegt allein in der Hand Gottes.

Regendoctor: Wir glauben alle beide Einund-dasselbe. Gott ist es, welcher den Regen macht; ich aber bin es, welcher Gott vermittelt dieser Arzneien beschwört, ihn uns zu schicken. Kommt nun der Regen, so ist es ja klar, daß man ihn mir zu verdanken hat. Ich mache ihn auch schon die längste Zeit für die Vakuenta, schon als sie noch in Schokwane waren; frag' sie nur, sie werden dir das Nämliche sagen.

Arzt: Unser Erlöser sagt aber ausdrücklich, daß wir, um erhört zu werden, Gott nur in seinem Namen bitten sollen, nicht aber durch Arzneien.

Regendoctor: Ja, so hat er euch gesagt; zu uns aber hat Gott anders gesprochen. Er hat uns zuerst geschaffen, aber er liebt uns nicht so wie die Weißen. Euch gab er Schönheit, Kleider, Flinten, Schießpulver, Pferde, Wagen und noch viele andere Dinge, die uns unbekannt sind. Dagegen uns, die er nicht liebt, gab er nichts als Vieh, den Affegai (Wurfspeer) und die Fähigkeit, Regen zu machen. Er hat uns sogar nicht einmal das nämliche Herz wie den Weißen gegeben, denn wir lieben einander nicht. Die benachbarten Stämme setzen Talismane um

unser Land, um den Regen nicht hineinzulassen, damit wir durch den Hunger auseinander getrieben werden und, durch die Flucht in andre Ortschaften, ihre Macht vermehren helfen. Wir müssen also wohl ihre Zaubermittel durch die unsrigen zunichte machen. Gott hat uns nur ein einziges Ding gegeben, von dem ihr nichts versteht, das ist die Wissenschaft Regen zu machen. Trotz unsrer Unwissenheit verachten wir die Gaben nicht, die ihr besizet; wir verstehen nichts von euren Büchern und halten sie doch in Ehren; ihr solltet daher unsre geringe Kenntniß auch nicht verachten, weil ihr selbst nichts davon wißt.

Arzt: Ich verachte sie nicht, weil ich nichts von ihr verstehe; ich glaube nur, daß ihr euch täuscht, wenn ihr sagt, daß eure Vorrichtungen einen Einfluß auf die Wolken haben können.

Regendoctor: Ja, so sprechen gerade alle Leute von einem Dinge, was sie nicht verstehen. Als wir unsre Augen öffneten, sahen wir unsre Vorväter Regen machen, und wir gehen in ihren Fußstapfen. Ihr, die ihr Korn von Kuruman kommen laßt, und eure Gärten bewässert, ihr könnt den Regen wohl entbehren, doch für uns ist das unmöglich; denn haben wir kein Wasser, so hat unser Vieh keine Weide, die Kühe haben keine Milch, unsre Kinder sterben, unsre Frauen fliehen zu denen, welche

Regen machen und Korn haben; unser Stamm wird zerstreut und unser Feuer erlischt.

Arzt: Ich bin vollkommen eurer Ansicht, was die Wichtigkeit des Regens betrifft; aber eure Arzneien können keinen Einfluß auf die Wolken ausüben. Ihr wartet, bis ihr den Himmel sich öffnen seht, dann bedient ihr euch eurer Arzneien und schreibt euch die Macht zu, die nur Gott zugehört.

Regendoctor: Ich wende meine Mittel an, wie ihr die eurigen; wir sind alle beide Doctoren, und Doctoren sind keine Betrüger. Ihr gebt einem Kranken Arznei; zuweilen gefällt es Gott, ihn durch eure Arznei gesund werden zu lassen, zuweilen gefällt es ihm nicht, und der Kranke stirbt nichtsdestoweniger. Aber, wenn er gesund wird, so schreibt ihr euch die Ehre von dem zu, was Gott hat machen wollen. So gerade mach' ich es auch. Bisweilen giebt uns Gott den Regen, bisweilen verweigert er ihn; wenn er ihn giebt, so glauben wir an die Macht des Zaubermittels, das ihn uns verschafft hat. Wenn aber einer von euern Kranken stirbt, so gebt ihr darum doch den Glauben an eure Arzneien nicht auf, so wenig wie ich den an die meinigen, wenn der Regen nicht kommt. Wenn ihr wollt, daß ich auf meine Arzneien verzichte, warum fahrt ihr denn fort, euch der eurigen zu bedienen?

Arzt: Ich gebe meine Arzneien Geschöpfen, die sich im Kreise meiner Macht befinden; ich kann die Wirkungen selbst dann beurtheilen, wenn keine Heilung erfolgt. Wie aber wollt ihr eine Wirkung ausüben auf die Wolken, die viel zu entfernt sind, als daß sie von euren Arzneien je erreicht werden könnten? Sie gehen ihren Weg, welcher dem, den euer Rauch nimmt, meist ganz entgegengesetzt ist. Gott allein kann ihnen gebieten. Wartet also geduldig, und macht den Versuch: Gott wird euch Regen geben ohne eure Arzneien.

Regendoctor: Mahala — ma — Kapa — a — a!... Ich habe bis jetzt immer geglaubt, die Weißen seien überaus verständig und weise! Wem ist es jemals eingefallen einen Versuch im Verhungern zu machen? Ist denn der Tod ein so angenehmes Ding?

Arzt: Könnt ihr es regnen lassen in einem Orte und in dem andern nicht?

Regendoctor: Das möchte ich gar nicht einmal versuchen; ich lieb' es viel zu sehr, das ganze Land grün zu sehen und alle Leute vergnügt, wenn die Weiber in die Hände klatschen, vor Freude singen und mir zum Dank ihre Schmucksachen vom Leibe geben.

Arzt: Ihr täuschet sie, indem ihr euch selbst täuschet.

Regendoctor: In dem Falle sind wir also ein



Paar (was so viel sagen wollte, als der Arzt und er seien beiderseits Schelme).

Man sieht, daß es dem Regendoctor keineswegs an Gewandtheit und Scharfsinn fehlte, und es gelang Livingstone niemals, auch nur ein Wesen unter den Bakuenta von dem Irrthum, der in dieser Beweisführung lag, zu überzeugen. Ihr Vertrauen zu den Zaubermitteln war unbegrenzt. Sie benahmen sich übrigens während der langen regenlosen Zeit vortrefflich; die Frauen beraubten sich ihrer Schmuckfachen, um von den begünstigteren Stämmen Getreide zu kaufen, die Kinder durchsuchten die ganze Gegend nach eßbaren Knollen und Wurzeln, und die Männer gingen jagen. Eine große Menge von Büffeln, Zebra's, Giraffen, Gnu's, Nashörnern und Antilopen jeder Art kamen haufenweise zu einigen Quellen in der Nähe von Kolobeng, um dort zu trinken. Man machte also unweit davon einen Hoyo zurecht, wie man hier zu Lande eine derartige Fanggrube nennt. Dieser Hoyo besteht aus zwei Verhauen in Gestalt einer römischen V. Sie sind sehr dicht und hoch, an der Spitze des Winkels aber, den sie bilden, schließen sie denselben nicht vollständig, sondern laufen in einem schmalen etwa fünfzig Schritt langen Gange fort, an dessen Ende sich eine Grube befindet, die zwölf bis funfzehn Fuß im Umfang hat und sechs bis acht

Fuß tief ist. Quer über die Ränder dieser Grube sind Baumstämme gelegt, sowohl nach der Seite zu, von der die Thiere kommen müssen, als nach der, wo sie zu entkommen versuchen. Diese Baumstämme bilden über dem Graben einen erhöhten Rand, der die Flucht fast unmöglich macht, und das Ganze ist sorgfältig mit Vinzen überdeckt, welche die Grube verdecken. Da die beiden Verhaue oft eine englische Meile lang sind und die Grundlinie des Winkels, den sie beschreiben, fast die nämliche Ausdehnung hat, so kann ein Stamm, der um den Hopo einen Kreis von drei oder vier englischen Meilen im Umfang bildet und sich dann allmählig verengert, eine große Menge Wild einschließen. Die Jäger treiben durch ihr Geschrei die Thiere, welche sie umzingeln, bis zur Spitze des Hopo, und Männer, die dort versteckt sind, schleudern nun ihre Wurfspeere mitten unter den erschrockenen Haufen, der sich durch die einzige Oeffnung drängt, welche sichtbar ist, und so in den schmalen Gang gelangt, der zu der Grube führt. Hier stürzen die Thiere eins nach dem andern hinein, bis die Grube mit einer lebendigen Masse so dicht angefüllt ist, daß die Letzten über den Leibern der Opfer entfliehen können. Es ist ein furchtbares Schauspiel. Die Männer, von der Jagd wie trunken und außer sich, schlagen die anmuthigen Thiere mit einer wahnsinnigen Freude nieder,

während die armen Geschöpfe, von dem Gewicht der Todten und der Sterbenden am Boden festgehalten, sich von Zeit zu Zeit aus dieser Masse von Leichnamen emporheben und sich im Todeskampfe gegen die Last, die sie erstickt, zu wehren versuchen.

Die Bakuena erlegten in einer Woche wohl an siebenzig Stück großes Wild, und jeder, reich oder arm, hatte Theil an der Jagdbeute. Dieser Fleischüberfluß beseitigte zugleich die Nachtheile einer ausschließlichen Pflanzenkost. Arme Leute, die nur von Wurzeln lebten und sich ohne Salz behelfen mußten, litten an Unverdaulichkeit.

### Drittes Kapitel.

Die Boers. — Häusliches Leben in Afrika. — Heuschrecken. — Der Frosch Matlametlo. — Der Pillenkäfer. — Die Wüste Kalahari. — Früchte der Wüste. — Buschmänner und Bakalahari.

Von ungünstigem Einfluß auf die Erfolge der Mission war gleichfalls die Nachbarschaft der Boers von den Captaubergern („Magaliesberg“), die aber nicht mit den Capkolonisten verwechselt werden dürfen, die man zuweilen mit demselben Namen bezeichnet. Das Wort Boer, deutsch: Bauer, bezeichnet im Allgemeinen hier Jemand, der den Boden bebaut, also einen Bauer in weitester Bedeutung: einen Landwirth. Während jedoch der Bauernstand des Caplandes von Livingstone als sehr nüchtern, fleißig und gastlich gerühmt wird, weiß er den freien Boers, von denen hier die Rede ist, wenig Gutes nachzusagen. Es sind zum Theil Leute, die sich dem englischen Gesetz nicht unterwerfen wollten, und die sich hier in diesen entlegenen Gegenden noch

durch schlechtes Gefindel aller Art verstärkt haben. Besonders fühlten sie sich durch die gesetzliche Freigebung der hottentotischen Sklaven verletzt, und so beschloßen sie eine Republik zu gründen, in der sie fortfahren könnten, die Hottentoten „in geeigneter Weise“ zu behandeln.

Eine Abtheilung dieser Boers war in's Innere bis zu den Gaschanbergen gedrungen, in eine Gegend, aus der Mosilikaze, ein Häuptling der Zulukaffern, durch einen andern Kaffern so eben vertrieben worden. Die Betschuanenstämme begrüßten, in ihrer Freude der Herrschaft jenes grausamen Häuptlings entronnen zu sein, die weißen Männer als ihre Freunde; aber es zeigte sich bald, wie wenig sie bei dem Tausche gewonnen hatten, denn Mosilikaze war doch nur grausam gegen seine Feinde, die Boers aber behandelten auch ihre Freunde als Sklaven. Die Stämme behielten zwar den Schein der Unabhängigkeit, nichtsdestoweniger aber mußten sie für ihre Unterdrücker alle Feldarbeiten verrichten, Häuser bauen, Kanäle graben, Dämme aufwerfen und dabei selbst für ihre eignen Bedürfnisse sorgen. Livingstone war selbst Zeuge, wie Boers in ein Dorf kamen und dort nach ihrer Gewohnheit zwanzig bis dreißig Frauen verlangten, um das Unkraut in ihren Gärten zu jäten. Und diese armen Weiber mußten sich, die Nahrungsmittel auf dem Kopf, die Kinder auf dem Rücken,

die Arbeitsgeräthe auf den Schultern, nach dem bezeichneten Orte begeben, ohne daß man ihre Mühe vergolten hätte.

Doch nicht genug, daß sie durch diese Art der Sclaverei ihre Feldarbeiten bestellen: sie rauben auch den Betschuanen — bei denen es seit Menschengedenken nie vorgekommen ist, daß ein Häuptling seine Unterthanen oder ein Vater Mitglieder seiner Familie verkauft hat — die Kinder, um sie als Dienstboten im Hause zu verwenden. Dabei betrachten sich diese Boers dennoch als gute Christen, sie nennen sich „das Volk Gottes,“ denen die Heiden, „das schwarze Eigenthum,“ als Erbtheil überlassen sind, „das Instrument der göttlichen Rache an den Negern.“

Aber wie kommt es, daß sich die Eingebornen, die an Zahl den Boers so überlegen sind, nicht erheben, um ihre Bedrücker zu vernichten? Livingstone beantwortet diese Frage einfach damit, daß es Betschuanen und keine Kaffern sind. Die Betschuanen, die eben keine besondere Herzhaftigkeit besitzen, führen keinen Angriffskrieg, am wenigsten gegen Europäer. In der Umgegend von Kolobeng erduldeten die Bakatla, die Batlokua, die Bahufeng, die Bamotsela und noch verschiedene andere Bakuena-Stämme die Last solcher Frohnarbeit. Der Stamm, bei welchem Livingstone lebte, hatte sich frei erhalten, aber er wurde fortwährend von einem Streifzuge der Boers bedroht, um

die Bakuena einiger Schießgewehre zu berauben, die durch englische Händler dorthin gelangt waren und deren Zahl durch das Gerücht hundertfach vergrößert wurde.

Kein Winter verging, in dem nicht ein oder zwei Stämme im Osten durch einen Raubzug der Boers Vieh und Kinder verloren hätten. Bei einem solchen Zuge gehen die Boers folgendermaßen zu Werke: Sobald die Kälte erlaubt sich der Pferde zu bedienen, die man sonst Gefahr laufen würde durch Krankheit einzubüßen, werden einige verbündete Stämme gezwungen, eine Abtheilung berittener Boers zu begleiten. Hat man nun den Stamm erreicht, der überfallen werden soll, so stellen die Boers ihre eingebornen Freunde reihenweis vor sich hin, um, wie sie sagen, einen Schild zu bilden, und schießen dann kaltblütig über ihre Köpfe hinweg, bis die Unglücklichen, die zum Angriff ersehen sind, die Flucht ergreifen und ihre Viehheerden, ihre Weiber und Kinder den Bedrängern überlassen. Dies geschah, während Livingstone im Innern Afrika's verweilte, nicht weniger als neunmal; die Boers aber verloren nicht einen Tropfen Blut dabei.

Endlich kam die Reihe auch an die Bakuena von Kolobeng, da Sechele sich weder unterwerfen, noch auch den englischen Handelsleuten, welche Waffen verkauften, das Land versperren wollte. Im Jahre 1852 überfielen vier-

hundert Boers die Bakuena, tödteten eine große Zahl von Erwachsenen und schleppten zweihundert Schulkinder mit sich in die Sklaverei. Die Eingebornen vertheidigten sich unter Sechels's Anführung, bis der Einbruch der Nacht ihnen gestattete in die Berge zu flüchten. Es war wohl das erste Mal, daß auch die Boers in einem solchen Kampfe eine Anzahl Todte hatten. Da man Livingstone beargwohnte, die Bakuena unterwiesen und zum Widerstand ermuntert zu haben, so wurde bei dieser Gelegenheit auch das Missionshaus von den Boers vollständig geplündert, Bücher, Arzneien, Möbel, Kleider verwüstet oder fortgeschleppt und dann öffentlich versteigert, um die Kosten des Raubzuges zu decken. Auch das Eigenthum mehrerer englischer Reisenden, die ansehnliche Vorräthe und mehr als achtzig Stück Hornvieh hier zurückgelassen hatten, während sie weiter in's Innere gingen, wurde gleichfalls als Beute betrachtet. Die Boers waren Willens das Innere des Landes zu verschließen, Livingstone es zu öffnen — man wird später sehen, wer den Sieg davon trug.

Wir gehen zu der Schilderung eines afrikanischen Hauswesens über. Der vollständige Mangel alles Handels und Gewerbleißes in diesem Lande zwingt euch, alle Dinge, deren ihr bedürft, aus den Rohstoffen selbst herzustellen. Will man ein Haus bauen und braucht man Backsteine,



so muß man erst einen Baum fällen und ihn zersägen, um aus Brettern die Backsteinformen zu machen. Das Material zu Thüren und Fenstern steht gleichfalls noch draußen im Walde, und will man den Eingebornen Respect einflößen, so muß man nothwendig seiner Wohnung einen gehörigen Umfang geben, was aber um so mehr Arbeit erfordert, als man auf den Beistand der Eingebornen kaum rechnen kann. Nicht, daß sie träge wären, die Bakuena würden vielmehr mit Freude um Lohn arbeiten, aber sie haben eine seltsame Ungeschicklichkeit. So ist es ihnen nicht möglich etwas viereckig zu machen, und ihre Hütten sind daher, wie bei allen Betschuanen, rund. Für drei große Häuser, welche Livingstone zu verschiedenen Zeiten baute, mußte er selbst alle Backsteine anfertigen und alles Holzwerk behauen, um es viereckig zu haben.

Wenn das Mehl aus dem Korn gewonnen ist, so schießt sich die Frau an, es in Brod zu verwandeln. Der Backofen macht gerade nicht sonderliche Mühe, denn häufig gräbt man nur ein Loch in einen Ameisenhügel und verschließt dasselbe mit einem flachen Stein anstatt der Thüre. Eine andere Methode besteht darin, daß man auf ebnem Boden ein tüchtiges Feuer anmacht und, wenn die Erde hinreichend erhitzt ist, den Teig darauf thut, entweder in einer kleinen Bratpfanne oder ganz einfach auf die Erde

selbst; in letzterm Falle stürzt man einen metallnen Topf darüber, legt die heiße Asche rings herum und zündet über dem Topf ein kleines Feuer an. Mit Hülfe dieses Verfahrens giebt der Teig, dem man ein wenig alten Sauerteig beimischt, und nachdem man ihn ein oder zwei Stunden in der Sonne hat stehen lassen, ein vortreffliches Brod.

Ebenso wurde die Butter in dem Hauswesen Livingstone's selbst zubereitet: ein Steinkrug diente als Butterfaß; Kerzen wurden in Formen eigner Fabrik gegossen und Seife gemacht aus der Asche der Salsolapflanze oder aus Holzasche; aber die letztere enthält in Afrika so wenig salzige Bestandtheile, daß man die Lauge wiederholt aufkochen mußte, und das Fett erst nach vier oder sechs Wochen zur Seife wurde. Wie mühsam dies auch immer erscheinen mag, so empfindet man doch eine wahre Befriedigung, Alles, was man bedarf, dem eignen Fleiß, der eignen Geschicklichkeit zu verdanken.

Der Missionair schildert uns in folgender Weise die Thätigkeit eines Tages:

„Wir, standen sehr früh auf, denn wie groß auch die Hitze des Tages gewesen sein mochte, Abend, Nacht und Morgen sind in Kolobeng immer von einer köstlichen Frische, und man kann bis Mitternacht im Freien sitzen, ohne Erkältung oder Rheumatismus befürchten zu müssen. Nach

dem Morgengebet und dem Frühstück, das zwischen sechs und sieben Uhr eingenommen wurde, gingen wir nach der Schule, um dort Allen, die nur kommen wollten — Männern, Weibern, Kindern — Unterricht zu ertheilen. War die Schule um elf Uhr vorüber, so beschäftigte sich meine Frau mit der Wirthschaft, während ich selbst irgend eine Handarbeit als Schmied, Zimmermann oder Gärtner verrichtete, nicht nur für meine eigne Familie, sondern auch für die Vakuenta, die uns dann wieder im Garten oder in einer andern Weise zur Hand gingen. Nach dem Mittagessen und einer Ruhestunde hielt meine Frau Schule für die kleinen Kinder, die, obwohl sich ihre Eltern gar nicht darum bekümmerten, doch sehr gern kamen, so daß sich ihrer gewöhnlich bis zu hundert einfanden. Zuweilen wurde auch abgewechselt und meine Frau unterwies die jungen Mädchen im Nähen, eine Beschäftigung, an der sie viel Geschmack fanden. Außerdem mußten den ganzen Tag über alle fremden Handleistungen beaufsichtigt werden, und Mann und Frau waren bis Sonnenuntergang beschäftigt. Ich ging nach der Stadt, um mich mit Jedem, der dazu aufgelegt war, sowohl über allgemeine, wie über religiöse Angelegenheiten zu unterhalten. An drei Abenden in der Woche hielten wir, sobald die Kühe gemelkt waren, öffentlichen Gottesdienst und eine Art von allgemeinem An-

schauungs-Unterricht, mit Hülfe von Bildern und Mustern, die das Vorgetragene versinnlichten.

Zu dieser mannigfachen Thätigkeit gesellte sich noch die Besorgung der Kranken und die Austheilung von Nahrungsmitteln an Arme. Wir suchten das Vertrauen der Leute, die wir belehren wollten, dadurch zu gewinnen, daß wir zunächst für ihre körperlichen Bedürfnisse sorgten. Auch die kleinsten Handlungen des Wohlwollens, ein verbindliches Wort, ein theilnehmender Blick, sind, wie schon St. Kaverius bemerkte, mächtige Waffen in der Hand eines Missionairs. — Liebe erzeugt wiederum Liebe."

So lange die Dürre in Kolobeng anhielt, war man gezwungen, alles Getreide von Kuruman herbeizuschaffen, und mehr als einmal mußte Livingstone mit den Seinigen von Kleienbrod leben.

Am meisten wurde die regelmäßige Fleischkost vermisst, die zur Ernährung des menschlichen Körpers bei weitem nothwendiger ist, als die Vertheidiger der bloßen Pflanzkost sich vorstellen. Entfernt von der Stadt, hatte man auf einen bestimmten Antheil an der Jagdbeute, die ja selbst von Zufälligkeiten abhing, nicht immer zu rechnen. Kraft seiner Häuptlingswürde empfing zwar Sechele die Brust aller Thiere, die von seinem Stamme getödtet wurden und schickte davon gleichfalls dem Missionair; allein dies Alles

war so unregelmäßig, daß man sich manchmal sehr glücklich schätzte, nur ein Gericht Heuschrecken zu haben. Sie sind für die Bewohner dieses Landes wahres Manna, so daß die Regendoctoren sie sogar durch Zaubermittel herbeizulocken suchen. Ihr Geschmack wechselt nach der Pflanze, die ihnen vorzugsweise zur Nahrung gedient hat. Heuschrecken und Honig werden gern zusammen gegessen. Auch geröstet und zu Mehl gestampft mit etwas Salz haben sie einen angenehmen Geschmack; sie halten sich so zubereitet mehrere Monate lang. Abscheulich schmecken sie gekocht.

Auf Wanderungen, wo Livingstone's Kinder den Fleischmangel noch schmerzlicher empfanden, als die Erwachsenen, brachten ihnen häufig die Eingebornen eine Art großer Raupen, die den Kleinen vortrefflich mundeten und die nicht schädlich sein können, da die Eingebornen selbst massenweise davon verzehren.

Mit gleichem Behagen genossen die Kinder einen sehr großen Frosch, Matlametlo genannt, dessen Kopf- und Körperlänge  $5\frac{1}{2}$  Zoll beträgt. Die Vorderbeine sind 3, die Hinterbeine 6 Zoll lang, und die Breite des Hinterkopfes beträgt 3, die des Rückens  $4\frac{1}{2}$  Zoll. Gekocht sieht der Matlametlo einem Ruchlein ähnlich. Nach dem Glauben der Eingebornen fallen diese Frösche aus den Wolken herab, weil sich sogleich nach Gewitterregen die Lämpel,

in denen sich das Wasser sammelt, mit dieser quakenden und streitlustigen Brut anfüllen. Diese Erscheinung zeigt sich indeß auch in den dürrsten Theilen der Wüste, wo man vorher keine Spur von Leben wahrnehmen konnte. Livingstone wurde einmal in der Kalahariwüste von der Nacht überfallen, an einem Punkte, der von jeder Wasserstelle zwei Tagereisen entfernt war; da vernahm er plötzlich zu seinem Erstaunen das Gequake von Fröschen. Er ging eine Strecke weit, um den Sumpf auszuspiiren, in dem sich die Musiker befänden, entdeckte aber bald, daß sie zwischen ihm und dem Feuer saßen. Sie mochten wohl so munter sein, weil sie Regen erwarteten. Die Buschmänner erzählten ihm später, daß der Matlametlo sich ein Loch an der Wurzel gewisser Büsche macht, und in diesem Versteck die trocknen Monate zubringt. Da er seinen Zufluchtsort selten verläßt, so benützt eine große Spinnenart die Oeffnung und spinnet ihr Netz darüber, das den Eingang verschließt, und der Frosch hat auf diese Weise Fenster und Vorhänge umsonst. Nur ein Buschmann würde darauf kommen, einen Frosch hinter Spinnewebe zu suchen.

In dem oben erwähnten Falle konnte Livingstone von den Urhebern der Froschmusik keine Spur entdecken. Da die Frösche nicht erst das Ende des Gewitters abwarten,

um sich schleunigst in die mit Wasser gefüllten Tümpel zu stürzen, so haben die Betschuanen, die sich zum Schutz gegen den Regen die Fellmäntel über den Kopf ziehen, wenn sie plötzlich von allen Seiten den muntern Chor der Frösche anstimmen hören, in der That glauben müssen, sie seien vom Himmel gefallen.

Livingstone findet es auffallend, daß man noch gar keinen ernstlichen Versuch gemacht hat, einige der schönsten und nützlichsten Thiere Afrika's nach England zu verpflanzen; z. B. das Glenn, die prächtigste Antilopenart, die dem Park eines Edelmannes noch weit mehr zur Zierde gereichen würde als Rothwild, und deren Fleisch auch vorzüglich ist.

Zu den nützlichsten Insecten gehört der Pillenkäfer. An Orten, wo er zahlreich vorkommt, wie z. B. in Kuru-man, sind die Dörfer von außerordentlicher Reinlichkeit. Diese Käfer schaffen nämlich die thierischen Excremente, die sie bis zur Größe einer Billardkugel zusammenrollen, bei Seite. Die Kugel wird dann an einer weichen Stelle in den Boden eingegraben und, nachdem der Käfer seine Eier hineingelegt hat, mit Erde wieder zugescharrt. Die Larven wachsen darin auf und nähren sich von dem Inhalt, bis sie völlig ausgebildet auf der Erde erscheinen, um ihren weiteren Beruf zu erfüllen. Es ist ein eigenthümlicher

Anblick, wie die Käfer den Transport der im Verhältniß zu ihnen riesigen Kugeln bewerkstelligen. Sie gehen rückwärts, den Kopf gesenkt, und stoßen die Last mit den Hinterfüßen.

Während seines Aufenthaltes zu Kolobeng machte Livingstone zweimal Missionsreisen von je dreihundert englischen Meilen zu den im Osten wohnenden Stämmen. Auch benutzte er jede Gelegenheit, um genaue Auskunft über die Kalahariwüste zu erlangen, weil er durch sie nach dem Ngami-See zu wandern gedachte. Sekomi, der Häuptling der Bamangwato, kannte zwar einen Weg, aber er hielt ihn geheim, weil die Umgegend des Sees sehr reich an Elephanzähnen war, von denen er dann und wann große Massen sehr wohlfeil bezog.

Sechele hätte sich gern an diesen Vortheilen betheiliget, und hätte gern auch einmal seinen alten Wohlthäter Sebituane, den Häuptling der Makololo, besucht; doch da man beständig den Ueberfall der Boers befürchtete, so war seine Entfernung nicht rathsam. Er schickte also wenigstens einen Boten an Sekomi und ließ ihn um die Erlaubniß bitten, daß Livingstone den Weg durch sein Land nehmen dürfe.

Nach der Ansicht des Volkes behauptet Sechele einen höheren Rang als Sekomi, denn als der ursprüngliche



Stamm sich in die Bangwaketse, Bamangwato und Bakwena theilte, blieb die erbliche Häuptlingswürde bei den Bakwena. Sechele konnte daher auf gewisse Vorrechte Anspruch machen. Eins derselben ist, daß, wenn er mit Sekomi jagt, ihm von jedem Wilde, welches derselbe erlegt, der Kopf gehört.

Es giebt übrigens in Sechele's Stamme noch einen Häuptling, wenn auch lediglich dem Namen nach. Der ältere Bruder von Sechele's Vater wurde blind und trat die Häuptlingswürde an diesen ab. Die Nachkommen des Oheims zahlen aber an Sechele keinen Tribut, und obgleich er der unumschränkte Herrscher ist, nennt er dennoch das Oberhaupt jener Familie Kosi oder Häuptling. Die übrigen Stämme genießen nicht eher von einer neuen Kürbis-ernte, bevor sie nicht wissen, daß die Bahurutse „angebissen“ haben. Zu diesem Zwecke findet sogar eine öffentliche Feierlichkeit statt, bei welcher der Sohn des Häuptlings zuerst von den Früchten der neuen Ernte kostet.

Aber trotz der höheren Rangstufe Sechele's und obgleich er sein Gesuch an Sekomi mit dem Geschenk eines Ochsen begleitet hatte, verweigerte doch die Mutter des Häuptlings, die einen großen Einfluß auf ihren Sohn ausübte, die Genehmigung, weil man versäumt hatte, sie gleichfalls durch ein Geschenk zu gewinnen. Es folgte also

eine zweite Gesandtschaft, die der angesehenste Mann der Bakuena anführte, und diesmal war auch die Mutter Sekomi's mit einem Dhsen bedacht worden. Dennoch wurde die Bitte wiederholt zurückgewiesen. Man schützte vor, die Matebelekaffern, die Todfeinde der Betschuanen, hielten sich in der Gegend des Sees auf, und falls sie den Weißen erschlugen, so würde die Nation desselben die That den Betschuanen zur Last legen.

Die genaue Lage des Ngami-Sees war mindestens schon vor fünfzig Jahren von denjenigen Eingebornen bezeichnet worden, die sich alljährlich dahin bezogen; denn zu jener Zeit fiel der Regen in der Wüste häufiger als jetzt. Man hatte seitdem mehreremal versucht zu dem See zu gelangen, indem man die Wüste in der angegebenen Richtung durchwanderte; aber alle Versuche blieben vergeblich, sogar für Griquas, die doch in Folge ihrer Verwandtschaft mit den Buschmännern weit eher, wie man glaubte, den Durst ertragen konnten, als Europäer. Es wurde klar, daß die einzige Möglichkeit des Gelingens darin lag, daß man die Wüste umgehe, statt sie zu durchschneiden. Und die beste Jahreszeit für ein solches Unternehmen war der März oder April, das Ende der Regenzeit, wo man voraussichtlich Wasserlachen antraf, die späterhin austrocknen.

Livingstone war entschlossen, das Wagniß zu unternehmen und zwei seiner Landsleute, die Herren Oswell und Murray, von denen der Erstere im Eifer für die Wissenschaft ausdrücklich dazu von Indien hieher gekommen war, schlossen sich an.

Wir lassen, ehe wir den Reisenden selbst auf ihrer mühseligen Wanderung folgen, eine kurze Beschreibung der großen Wüste Kalahari vorangehen.

Die ganze Strecke, die sich vom Orangesfluß, der Grenze der Capkolonie, bis zum Ngami-See ausdehnt, also zwischen dem 29. und 30. Grade südl. Br. und von der Westküste bis zum 24. Gr. östl. L., hat einfach die Bezeichnung der Wüste empfangen, weil sie kein fließendes Wasser und wenig Brunnen hat. Sie enthält aber nichtsdestoweniger einen reichen Pflanzenwuchs und eine Menge Bewohner. Der Boden ist mit Gras und mannigfachen Schlingpflanzen bedeckt, und weite Strecken trifft man, auf denen nicht nur Sträucher sondern auch Bäume wachsen. Diese große, merkwürdig gleichförmige Ebene wird nur an verschiedenen Stellen durch das ausgetrocknete Bett vormaliger Flüsse durchschnitten. Ungeheure Antilopenheerden, die wenig oder gar kein Wasser bedürfen, durchschweifen sie in jeder Richtung. Sie dienen, nebst den zahllosen Nagethieren, die man hier antrifft, den kleineren

Ragenarten, die ihnen nachstellen, den Buschmännern und den Bakalahari, den Bewohnern der Wüste, zur Nahrung. Im Allgemeinen besteht der Boden aus einem weichen, hellfarbigen Sande, der beinah reine Kiesel Erde ist. In den alten vertrockneten Flußbetten findet man aber viel Alluvialboden, der, von der Sonnenhitze ausgetrocknet, große Behältnisse bildet, in denen das Regenwasser jährlich mehrere Monate lang stehen bleibt.

Es ist überraschend, welche Menge von Gras in dieser merkwürdigen Region wächst. Es steht gewöhnlich in dichten Büscheln und dazwischen ist der Boden kahl oder mit Kriechpflanzen besetzt, die so tief in der Erde wurzeln, daß sie die Wirkung der furchtbaren Hitze wenig empfinden. Die Mehrzahl derselben hat knollige Wurzeln, die so beschaffen sind, daß sie sogar nach langer Trockenheit, zu einer Zeit, wo man vergebens sonst nach etwas suchen würde, was Durst und Hunger stillt, zugleich Nahrung und Feuchtigkeit darbieten. Eine dieser Pflanzen besitzt die Eigenthümlichkeit, daß sie, die für gewöhnlich ohne Wurzelknollen ist, dieselben dann erst bildet, wenn sie derartiger Vorrathskammern bedarf. Sie gehört zur Familie der Kürbisse und trägt eine kleine scharlachrothe Gurke, welche eßbar ist. Die nämliche Erscheinung bemerkt man auch in Angola bei einer traubentragenden Rebe. Eine andere

Pflanze, die *Peroschua*, ist für die Wüstenbewohner ein wahrer Segen. Ihr Stengel, welcher geradstehende Blätter trägt, ist kaum so dick wie der Kiel einer Rabenfeder, aber etwa achtzehn Zoll tief im Boden findet man eine Knolle, die nicht selten die Größe eines Kinderkopfes hat. Unter der Schale ist eine zellenförmige Masse, die, wie bei einer jungen Rübe, mit Flüssigkeit erfüllt ist. In einem andern Theile dieser Gegend, deren Erdreich von der anhaltenden Hitze verbrannt ist, trifft man eine krautartige Kriechpflanze, *Mokuri* genannt, von der nämlichen Eigenschaft. Sie bildet unter der Erde eine Anzahl kreisförmig den Stengel umgebender Knollen, von denen einzelne so groß werden wie ein Mannskopf. Die Eingebornen schlagen, um sie aufzufinden, mit einem Stein auf den Boden, bis die Verschiedenheit des Kluges die Stelle, wo die Knollen liegen, bemerklich macht. Sie brauchen dann nur einen Fuß tief die Erde danach aufzugraben.

Doch die wunderbarste aller dieser Wüstenpflanzen ist jedenfalls die *Kafferngurke* oder *Wassermelone*, von den Eingebornen *Kengwe* oder *Keme* genannt. In Jahren, wo der Regen reichlicher als sonst fällt, sind Strecken von unermesslicher Ausdehnung mit dieser Melonenart buchstäblich bedeckt. Das war nun früher, wo es häufiger regnete als jetzt, in jedem Jahre der Fall, und alljährlich schickten

die Bakuena Karavanen nach dem Ngami-See, um von den Stämmen jener Gegend Melonen einzuhandeln. Heut zu Tage tritt dieser Ueberfluß nur alle zehn bis zwölf Jahre ein, und es ist dann ein wahres Fest, nicht nur für die menschlichen Bewohner des Landes, sondern gleichfalls für die Thiere jeder Art. Der Elephant verspeißt die Frucht mit großem Behagen, und eben so das sonst in seiner Nahrung von ihm abweichende Rhinoceros. Mit gleicher Begierde wird sie von allen Antilopenarten verzehrt, und selbst bei Löwen, Hyänen, Schakalen und Mäusen findet die Wassermelone, die den verschiedensten Gaumen behagt, beifällige Aufnahme. Von diesen Melonen sind indeß nicht alle eßbar, denn es giebt welche, die einen ganz bittern Geschmack haben. Die Eingebornen hauen die Frucht an und stecken wohlweislich erst die Zunge in die Oeffnung, um so zu erfahren, ob sie eine bittere oder süße vor sich haben. Die bitteren sind schädlich, die süßen dagegen sehr gesund. Wenn bittere Melonen in einem Garten neben andern stehen, so theilt sich den letzteren die Bitterkeit mit, da die Bienen den Blüthenstaub von einer Art zur andern tragen. Die eigenthümliche Erscheinung bitterer und süßer Früchte von einer und derselben Pflanze zeigt sich gleichfalls bei einer scharlachrothen eßbaren Gurke, die man

hier sehr häufig findet. Sie hat vier Zell Länge und einen Durchmesser von anderthalb Zell. 961788 — 931923

Die Stämme, welche die Region der Wüste bewohnen, sind Buschmänner und Bakalahari. Die Ersteren sind wahrscheinlich die Ureingebornen des südlichsten Theiles von Afrika, die Letzteren stammen jedenfalls von der ersten Auswanderung der Betschuanen her. Die Buschmänner leben aus Neigung in der Wüste, die Bakalahari, weil sie dazu gezwungen sind, beide Racen aber sind gleichmäßig von einer tiefen Liebe zur Freiheit besetzt. Die Buschmänner unterscheiden sich durch ihre Sprache, ihre Gewohnheiten und ihr Aussehen; sie sind die einzig wahren Nomaden dieser Gegend; sie bebauen weder das Land, noch halten sie Hausthiere, mit Ausnahme einer elenden Hundeart. Dagegen kennen sie die Lebensweise des Wildes so genau, daß sie demselben auf seinen Wanderungen überall folgen, und durch die Jagd einer übermäßigen Vermehrung desselben nicht minder entgegenwirken, als die andern fleischfressenden Geschöpfe. Wildpret ist ihre Hauptnahrung; doch essen sie auch Wurzeln, Bohnen und wilde Früchte, die von den Weibern eingesammelt werden.

Diejenigen, welche die sandigen und heißen Ebenen der Wüste bewohnen, sind gemeinlich hager und austrocknet; sie können große Beschwerden und ungewöhnliche

Entbehrungen ertragen. Viele von ihnen sind zwar sehr klein, doch keine Zwerge. Alle die Buschmänner, welche man bisher nach Europa gebracht hat, sind gerade ihrer ausnehmenden Häßlichkeit wegen dazu auserwählt worden, und so hat sich von ihrem Aussehn eine falsche Vorstellung gebildet, wenn es auch richtig ist, daß sie Pavianen einigermaßen ähnlich sehen. Aber diese und andre Affenarten haben ja gleichfalls in Einzelheiten mit dem Menschen eine Aehnlichkeit, vor der man erschrecken kann.

Der Ueberlieferung nach sind die Bakalahari von allen Betschuanenstämmen der älteste; sie sollen auch einst zahlreiche Heerden langgehörnter Rinder besessen haben, bis sie ihres Eigenthums beraubt und durch eine neue Wanderung ihres eigenen Volkes in die Wüste gedrängt wurden. Seitdem bewohnen sie eine Gegend mit den Buschmännern, sie sind den Einflüssen des nämlichen Klimas unterworfen, müssen wie sie den Durst ertragen und nähren sich seit Jahrhunderten von den nämlichen Nahrungstoffen, was augenscheinlich den Beweis giebt, daß der Einfluß der Vertlichkeit nicht immer hinreicht, um die Verschiedenheit der Racen zu erklären. Die Bakalahari haben die Neigung der Betschuanas zu Ackerbau und Viehzucht ganz unvermindert bewahrt. Sie graben alljährlich ihre Gärten verschiedentlich um, obgleich ihre Arbeit nur durch einen



schwachen Ertrag von Melonen und Kürbissen belohnt wird, und die Sorge für ihre kleinen Ziegenherden geht so weit, daß sie das Wasser für dieselben mit Straußeneierschalen oder selbst löffelweise aus den Brunnen schöpfen.

Gewöhnlich schließen sich die Bakalahari an einige einflußreiche Männer aus den der Wüste benachbarten Betschuanenstämmen an, um für die Felle der kleineren Fleischfresser aus dem Raßengeschlecht und zweier Schakalarten, der braunen und der goldgelben, Speere, Messer, Tabak und Hunde einzutauschen. Der braune Schakal, Motlose, giebt von allen Thieren des Landes den wärmsten Pelz; das schöne goldgelbe Fell des Pukuye wird zu Pelzmänteln, sogenannten Carossen, verarbeitet. Werthvolle Häute haben ferner der Tjipa oder kleine Ocelot, der Tuane oder Luchs, die wilde und die gefleckte Katze, so wie noch andere kleine Thiere. Die Betschuanas jagen auch um des Felles willen Löwen, Leoparden, Panther, Hyänen, Puti's (von den Holländern Duiker genannt), und Puruhuru's (Steinböcke). Die Jagd ist im Ganzen so ergiebig, daß während Livingstone's Aufenthalt daselbst zwanzig- bis dreißigtausend Felle zu Karossen verarbeitet wurden, theils für die Eingebornen selbst, theils für den Handel, der eine Menge derselben bis nach China führt.

Die Bakuena kauften Tabak von den östlichen Stäm-

men, vertauschten ihn an die Bakalahari gegen Felle, gerbten diese und machten Mäntel daraus, die sie dann nach dem Süden brachten und dafür Kühe einhandelten, denn Kühe sind für sie der höchste Begriff des Reichthums, und häufig wurde die Frage an Livingstone gerichtet, ob die Königin Victoria viel Kühe besitze.

Bei dem Tauschhandel findet jeder Stamm seinen Vortheil; nur waltet leider nicht immer die Gerechtigkeit ob, denn die Betschuanas zwingen nicht selten die Bakalahari, die sich einem fremden Stamme angeschlossen haben, ihnen die Felle zu überlassen, die jene für ihre gewöhnlichen Abnehmer bewahren wollten. Die Bakalahari sind ein furchtjames Volk und haben in ihrer äußern Erscheinung viel Aehnlichkeit mit den Eingebornen von Australien. Sie haben dünne Arme und Beine, dagegen sehr starke Bäuche, wahrscheinlich wohl in Folge der groben und unverdaulichen Nahrung. Die Kinder haben glanzlose Augen und Livingstone sah keins von ihnen je spielen. Es hängt nur von dem Willen der Betschuanas ab, in einem Dorfe der Bakalahari die Herren zu spielen und in aller Sicherheit das Regiment zu führen; wenn aber die nämlichen Abenteurer mit Buschmännern zusammentreffen, so nehmen sie schleunigst ein anderes Betragen an und verwandeln sich alsbald in kriechende Schmeichler. Sie weisen auch

die Bitte um Tabak durchaus nicht zurück, denn sie wissen wohl, daß diese freien Kinder der Wüste nicht verfehlen würden, ihr Recht auf den Besitz durch einen vergifteten Pfeil zu begründen.

Die Furcht, die ihnen ein Besuch fremder Betschuanas einflößt, treibt die Bakalahari, ihren Wohnsitz fern von der Nähe des Wassers aufzuschlagen und oft sogar den Ort, wo sie es schöpfen, zu verbergen, indem sie die Grube mit Sand anfüllen und ein Feuer darauf anzünden. Wenn sie nun Wasser haben wollen, so kommen die Weiber dahin, einen Sack oder ein Netz auf dem Rücken, worin sie zwanzig bis dreißig Schalen von Straußeiern tragen, die als Wasserbehälter dienen. In diese Schalen ist eine Oeffnung gebohrt, gerade so groß, um den Finger hineinstecken zu können. Dann wird ein Büschel Gras an das Ende eines zwei Fuß langen Schilfrohrs gebunden, dasselbe auf Armes-tiefe in ein Loch gesteckt und der feuchte Sand wieder festgestampft. Saugen sie nun an dem freien Ende des Rohrs, so steigt das Wasser durch das Gras bis zum Munde empor, von wo es an der Außenseite eines Strohhalmes wieder in die auf der Erde liegende Eierschale hinabläuft. Wenn auf diese Weise das Wasser wie in einer Pumpe durch den Mund der Frauen gegangen ist,

so wird es nach Hause getragen und sorgfältig in der Erde eingegraben.

Die sogenannte Wüste ist übrigens durchaus kein nutzloser Landstrich. Sie ernährt nicht nur unzählige Thiere jeder Art, sondern ist auch ein Asyl so mancher flüchtigen Stämme geworden. Die Bakalahari haben zuerst hier eine Zuflucht gefunden, und diesen folgten dann noch andre Betschuanenstämme, als ihr Land von den Matebele-Kaffern überzogen wurde. Die Bakuena, die Bangwaketse, die Bamangwato flüchteten hieher, und die verfolgenden Matebele, die aus dem wasserreichen Osten kamen, starben zu Hunderten, als sie es wagten, in die Kalahari einzudringen. Ein schlauer Häuptling der Bangwaketse sandte ihnen falsche Führer, die sie einige hundert Meilen weit durch eine Gegend führten, wo kein Tropfen Wasser zu finden war und wo sie vor Durst verschmachteten.

## Viertes Kapitel.

Abreise von Kolobeng am 1. Juni 1849. — Wanderung durch die Wüste. — Thierleben in der Wüste. — Salzpflanzen. — Feindseliges Benehmen Sekomi's. — Die Bayeiye oder afrikanischen Quäker. — Der Zougafluß. — Eintreffen am Ngami-See am 1. August 1849. — Tschulatebe, Häuptling der Batwana. — Die Ufer des Zouga. — Die Fische im Zouga.

So war nun die Wüste beschaffen, die man durchwandern wollte, die Wüste, welche vormals selbst den Betschuanas ein Schrecken war, nicht nur der vielen Schlangen wegen, die gefährlich in ihr hausen, als auch des Durstes halber, der dem Wanderer mit allen Qualen droht.

Kurz vor der Ankunft der Herren Oswell und Murray, der Reisegefährten des Missionairs, war eine Karavane von Anwohnern des Ngami-Sees in Kolobeng eingetroffen und hatte Livingstone im Namen ihres Häuptlings Tschulatebe eingeladen, jene Gegend zu besuchen. Sie entwarfen eine so glänzende Schilderung von dem Ueberfluß ihres Landes

an Elfenbein, wo man sogar, wie sie erzählten, Viehhürden fand, die aus riesigen Elefantenzähnen errichtet waren, daß selbst die Bakuenaführer ganz begierig wurden, das Ziel der Reise nur bald zu erreichen. Außerdem hatte das Eintreffen jener Botschaft noch den Vortheil: man erfuhr, daß der Weg, den die Boten genommen hatten, mit Wagen nicht zurückgelegt werden könne.

Dswell und Murray waren Ende Mai angekommen, und am 1. Juni 1849 brach man nach jener unbekanntenen Region auf, deren Schrecknisse man besiegen wollte. Der Weg ging zuerst gegen Norden, und nachdem man eine Kette bewaldeter Hügel durchschritten hatte, gelangten unsre Reisenden nach Schokuane, dem ehemaligen Wohnsitz der Bakuena; von da schlugen sie die große Straße ein, die zu dem Lande der Bamangwato führt, und größtentheils durch das Bett eines ausgetrockneten Flusses gebildet wird, welcher vormals seinen Lauf von Norden nach Süden genommen haben muß. Die Gegend, durch welche man kam, war vollständig flach, mit Gehölz und Buschwerk bedeckt und ungemein grasreich. Die Bäume gehören meist einer Akazienart an, welche die Eingebornen Monato nennen; sie kommt schon ein wenig weiter südlich vor und ist dann bis nach Angola hin sehr gewöhnlich. Eine große Raupe, Mato genannt, bringt des Nachts auf den Blättern dieser

Akazie zu, die ihr zur Nahrung dienen; während sie am Tage sich in den Sand wühlt, um vor der Gluth der Sonne geschützt zu sein. Aber die Eingebornen graben ihr Versteck in den Wurzeln der Monatos auf und rösten sie; ihr vegetabilischer Geschmack läßt sie für einen Leckerbissen gelten. Wenn die Raupe sich verpuppen will, so vergräbt sie sich in die Erde, und verwandelt sich, falls sie den Nachstellungen entgangen ist, in einen prachtvollen Schmetterling. Livingstone benutzte diese Verwandlung häufig, und immer mit gutem Erfolg, als ein Gleichniß, um den Eingebornen einen Begriff von ihrer eignen Verwandlung und Auferstehung zu geben.

Der Boden ist sandig; hier und da stößt man auf Spuren versiegter Quellen, die noch erkennen lassen, wo das Vieh zur Tränke geführt wurde.

Boatlanama, die erste Station, auf welcher man anhielt, ist eine reizende Oase in dieser sonst vollständig dürren Gegend. Die Brunnen, aus deren Tiefe man das Wasser für die Zugochsen schöpfen mußte, waren hinreichend gefüllt. In ihrer Nähe befinden sich einige Dörfer der Bakalahari, und überall zeigten sich Pallah-Antilopen, Springböcke, Perlhühner und kleine Affen.

Der nächste Haltepunkt, Lopepe, giebt einen neuen Beweis, wie diese Gegend allmählig austrocknet. Als Living-

stone diesen Ort zum ersten Mal besuchte, war hier ein großer Pfuhl, aus dem ein Fluß nach Süden strömte; jetzt aber konnte man nur mit vieler Mühe, indem man einen Brunnen noch tiefer ausgrub, Wasser genug für das Vieh erhalten.

Zu Maschue, wo man in einer Sandstetnaushöhlung eine nie versiegende Quelle von frischem Wasser antraf, verließ man den Weg, der zu den Bamangwato führt, und wandte sich in nördlicher Richtung der Wüste zu. Nachdem man die Dhsen an dem ein wenig nordwestlich von den Bamangwato gelegenen Brunnen Labotani getränkt hatte, gelangte man zu einer echten Wüstenquelle, die den Namen Serotli führt. Die Umgegend ist mit Gebüsch und Bäumen bedeckt, die zur Familie der Leguminosen gehören und lilafarbige Blüten tragen. Der Boden besteht aus einem feinen weißen Sande, in welchen sich die Räder so tief eingruben, daß die Dhsen nur mit großer Anstrengung vorwärts kamen. Man fand hier nur einige Löcher, wie sie die Büffel und Nashörner machen, wenn sie im Schlamm sich wälzen. Eines derselben enthielt Wasser, aber so wenig, daß es die Hunde vollständig aufgeleckt haben würden, wenn man sie hätte gewähren lassen; und doch war dies anscheinend der ganze Vorrath, welcher ausreichen sollte, den Durst von achtzig Dhsen, zwanzig Pfer-



den und eben so viel Menschen zu löfchen. Indeß der Führer unsrer Reisenden, Ramotobi, der seine Jugend in der Wüste zugebracht hatte, versicherte, es sei trotzdem Wasser genug vorhanden. Nun wurden sofort Spaten herbeigebracht, während die Bakuenaführer, das ihnen unbekannte Werkzeug verschmähend, sich eifrigst daran machten, den Sand mit den Händen aufzugraben. Wenn sich an dieser Stelle kein Wasser fand, so mußte man noch siebenzig Meilen weiter wandern, also eine Reise von drei ganzen Tagen machen, bevor man wieder zu einer Quelle kam. Man hatte bald zwei Löcher im Sande ausgehöhlt, die etwa sechs Fuß tief und eben so breit waren. Die Führer warnten, die ziemlich harte Sandsteinschicht, die zu unterst lag und die Feuchtigkeit zusammenhielt, nicht zu durchstoßen, weil sich das Wasser dann sogleich verlaufen würde. Ein Engländer, der sich nicht gerade durch Intelligenz auszeichnete, ließ diesen Rath unberücksichtigt und durchstach in dem Brunnen zu Mohotluani den Boden. Die Folge davon war, daß durch die Deffnung, die er gemacht hatte, sofort das Wasser verschwand und der Brunnen von da an trocken blieb.

Als man auf jene harte Schicht kam, deren Schonung Ramotobi anempfohlen hatte, kam das Wasser von allen Seiten in die Grube gelaufen, und nachdem man ihm Zeit

gelassen, sich anzusammeln, war so viel da, um wenigstens die Pferde zu tränken; die Ochs'en aber, die vier Tage lang ohne Wasser geblieben waren, schickte man nach Lobotani zurück, wo sie sich satt trinken konnten. Am andern Morgen drang das Wasser noch reichlicher ein als am Tage vorher, weil sich die Zugänge allmählig erweitert hatten, und nach wenig Tagen war schon der Wasservorrath, der anfangs kaum für das Bedürfniß einiger Menschen ausreichend schien, so angewachsen, daß er vollständig den Durst der ganzen Karavane, die Ochs'en mitinbegriffen, zu löschen vermochte. Aus solchen Wasserbehältern holen sich die Bakalahari ihren Vorrath. Gewöhnlich liegen diese unterirdischen Brunnen in Vertiefungen ehemaliger Flußbetten, und das Regenwasser sammelt sich aus dem umliegenden Erdreich dort an. Zuweilen mag das Wasser auch aus einer wirklichen Quelle kommen, die in den Sand einsickert und sich darin verliert, ohne an die Oberfläche des Bodens zu gelangen.

Zahlreiche Heerden von Glennantilopen weideten rings umher, und obwohl ihnen diese verborgenen Brunnen durchaus unzugänglich waren, so fand sich doch in dem Magen derer, die man erlegte, eine ansehnliche Menge Wasser. Dieses Thier kann nämlich Monate lang leben, ohne zu trinken. Die nämliche Eigenschaft besitzt u. a. auch der

Quiker oder Puti der Betschuanas, der Steinbock oder Puruhuru, der Gemsbock oder Kukama und das Stachel-  
schwein; sie beschränkt sich jedoch auf die Jahreszeit, in  
welcher diese Thiere von saftigen Knollen leben, die sie  
vermittelst ihrer spitzigen Hufe aus der Erde graben. Da-  
gegen halten sich manche andere Thiere nur in der Nähe  
des Wassers auf. Wo das Rhinoceros erscheint, der Büffel,  
das Gnu, die Giraffe, die Pallahantilope, da ist jedenfalls,  
auf's höchste in einer Entfernung von sieben bis acht eng-  
lischen Meilen, Wasser vorhanden; wohl aber kann man  
hundertten von Glennantilopen, Gemsböcken, Tolo's oder  
Kudu's, Springböcken und Straußen begegnen, ohne auf  
vierzig bis funfzig Meilen nur einen Tropfen zu finden.  
Livingstone ist übrigens der Ansicht, daß die letztgenannten  
Thiere nur so lange des Wassers entbehren können, als  
die Pflanzen, von denen sie sich nähren, ein bestimmtes  
Maß von Feuchtigkeithaben. In einem ungewöhnlich  
trocknen Jahre sah er, wie die Glenn's und Strauße hau-  
fenweise an die Ufer des Zouga kamen, um zu trinken.

Am Abend des zweiten Tages, den man zu Serotli  
zubrachte, erregte eine Hyäne, die plötzlich zwischen dem  
Grase sichtbar wurde, große Angst unter dem Zugvieh.  
Auf solche Art liebt die Hyäne anzugreifen; sie ist listig  
aber feig, und hat nicht mehr Muth als ein Truthahn.

Sie heißt das Thier, welches flieht, und bleibt vor dem, welches keine Furcht zeigt, in achtungsvoller Entfernung. In Folge des panischen Schreckens rannten siebzehn Ochsen davon und geriethen in die Gewalt Sekomi's. Bei der Abneigung, die dieser Häuptling gegen die Expedition an den Tag gelegt hatte, konnte man kein Verlangen tragen, ihn zu besuchen. Der Viehdiebstahl, der bei den Kaffern gang und gäbe ist, ist aber in dieser Gegend ganz unbekannt. Sekomi schickte die Ochsen zurück und benutzte die Gelegenheit zu einem neuen Versuch, die Reisenden von allem weiteren Vordringen abzureden. „Hitze und Durst werden euch umbringen,“ ließ er sagen, „und alle Weißen werden es mir zum Vorwurf machen, euch nicht gerettet zu haben.“ Die Mutter Sekomi's hatte noch eine besondere Botschaft hinzugefügt: „Warum verweilt ihr nicht? Was habe ich euch gethan, daß ihr so nahe an mir vorbeigeht, ohne mich anzusehn?“

Man erwiederte den Boten, die Weißen würden den Tod der Reisenden nur der eigenen Thorheit und Hartnäckigkeit derselben zuschreiben, denn sie, die Reisenden, würden ihren Begleitern und Führern nicht eher umzukehren gestatten, als bis die Letzteren sie in's Grab gelegt hätten. Gleichzeitig übersandte man Sekomi ein werthvolles Geschenk und versprach ihm ein gleiches bei der

Rückkehr, wenn er den Bakalahari nicht gebieten wollte, den Fremden die Brunnen zu verheimlichen.

Nachdem der Unterhäuptling, der die Boten Sekomi's anführte, seine ganze Beredsamkeit erschöpft hatte, um die Reisenden von ihrem Plane abzubringen, fragte er nach dem Führer der Karavane. Als er um sich blickte, rief er plötzlich mit einem Ausdruck unverhohlenen Widerwillens: „Ramotobi!“ Der Führer gehörte nämlich zu dem Stamme Sekomi's und hatte denselben verlassen, um zu den Bakuena zu gehen. Doch hier zu Lande haben Flüchtlinge nichts zu fürchten und können später sogar die Ortschaften besuchen, aus denen sie entlaufen sind. Auch Ramotobi lief keine Gefahr, obgleich er wesentlich etwas that, was dem Vortheil seines ursprünglichen Häuptlings und seiner Landsleute durchaus entgegen war.

Die Quelle von Serotli befindet sich in einer ganz flachen Gegend. Der Boden besteht aus feinem, weißen Sande, dem die Sonne, die aus der Höhe des wolkenlosen Himmels strahlt, einen eigenthümlichen Glanz giebt. Unter diesem funkelnden Licht sieht jedes Gebüsch, jede Gruppe von Bäumen einander so gleich, daß, wenn man sich nur eine Viertelmeile von der Quelle entfernt, man große Mühe hat, sie wiederzufinden. Einmal hatten DeWitt und Murray in Begleitung eines Bakalahari die Gesellschaft

verlassen, um ein Glenn zu jagen. Allein die ungewohnte Ähnlichkeit aller hervorragenden Punkte der Gegend verhinderte selbst das Kind der Wüste den Weg wiederzuerkennen, und dazu kam noch, daß sich die Engländer mit ihrem Führer durchaus nicht verständigen konnten.

Eine der gewöhnlichsten Redensarten der Eingebornen ist: *Kia itumela*, das heißt: „Ich danke Ihnen,“ oder auch wohl: „Ich bin zufrieden.“ Die beiden Herren wußten das und kannten außerdem noch das Wort: *metse*, welches Wasser bedeutet; aber es giebt noch in dieser Sprache zwei Redensarten, die fast gleichlautend klingen, doch einen ganz verschiedenen Sinn haben: *Kia timela*, ich verirre mich, und *Ki timetse*, ich habe mich verirrt.

Als die drei Jäger nun bis Sonnenuntergang rathlos umhergeirrt waren, entspann sich folgende mit Mißverständnissen gesegnete Unterhaltung, welche die ganze Nacht hindurch nach zeitweiligen Pausen fortgesetzt wurde:

„Wo sind denn die Wagen?“

Wirkliche Antwort: Ich weiß nicht; ich verirre mich immer mehr; ich habe mich bisher noch nie verirrt; ich bin ganz in Verwirrung.

Vermeintliche Antwort: Ich weiß nicht; ich habe Wasser nöthig; ich bin zufrieden, sehr zufrieden; ich danke euch.

„Führ' uns zu den Wagen und du sollst Wasser im Ueberfluß haben.“

Wirkliche Antwort, indem der Führer betroffen und verwirrt um sich sieht: Wie habe ich mich denn verirren können? Der Brunnen ist vielleicht da unten; ich weiß von nichts mehr; ich bin verloren.

Dafür verstand man: der Führer danke, versichere wiederholt, daß er zufrieden sei, und drücke auf's Neue seinen Wunsch nach Wasser aus. Die beiden Engländer setzten die zerstreuten Blicke, die er um sich warf, während er sein Gedächtniß befragte, auf Rechnung seines geringen Verstandes und bildeten sich ein, er wolle durch dieses wiederholte Danken ihren Zorn besänftigen. Da hat uns Livingstone, sagten sie zu einander, einen schönen Streich gespielt, daß er uns einem solchen Dummkopf anvertraute. Was will denn der Kerl mit seinem ewigen Danken und wozu braucht er Wasser?

Erst am Morgen gelang es den Jägern, vermitteltst ihres eignen Scharfsinns, der in der Wüste wunderbar entwickelt wird, die Wagen wieder aufzufinden, und sie brachen nun mit den Uebrigen in ein herzliches Gelächter aus, als ihnen die Mißverständnisse ihrer nächtlichen Unterhaltung erklärt wurden. Dergleichen Mißverständnisse sind keineswegs selten. Gesezt, es ließe Jemand durch

seinen Dolmetscher sagen, er gehöre zur Familie des weißen Häuptlings und die Eingebornen hätten zugleich von dem Dolmetscher erfahren, daß dieser Verwandte des weißen Häuptlings sehr arm sei und fast nichts in seinem Wagen habe, so würde die Antwort lauten: „Ja, du sprichst wie ein Häuptling!“ Das bedeutet aber bei ihnen, daß ein Häuptling immerhin etwas Dummes sagen kann, ohne daß man ihm widerspricht. **961788 — 931923**

Die beiden jagdliebenden Freunde des Missionairs standen bei den Eingebornen nur in geringem Ansehen; denn die Letzteren erklärten Leute, die nur aus Lust an der Jagd hieher kämen, während sie Fleisch genug und besseres zu Hause hätten, geradezu für Narren.

Das Vieh war nun vollständig getränkt und um zwei Uhr Nachmittags brach man von Serotli auf; doch da die Sonne, selbst im Winter — die Jahreszeit, in der man sich eben befand — große Kraft hat, so zogen die Ochsen in dem tiefen Sande ihre Wagen nur langsam vorwärts und bis Sonnenuntergang wurden nicht mehr als sechs Meilen zurückgelegt. Sobald die Hitze sich fühlbar machte, mußte man anhalten, sonst würde ein einziger Reisetag die Ochsen gänzlich entkräftet haben. Am folgenden Morgen kam man an Nephachou vorüber. Der Name bedeutet: weißer Tuff. In dem Tuff ist eine Grube ausgehöhlt, die



zuweilen Wasser enthält, für den Augenblick aber war sie trocken. Als die Nacht einbrach, sah man an dem trocheamer, daß man erst fünfundzwanzig Meilen seit der Abreise von Serotli zurückgelegt hatte. Der trocheamer ist ein Instrument, welches am Wagenrade angebracht ist und die Zahl der Umdrehungen desselben anzeigt. Multiplicirt man diese Summe mit dem Umfang des Rades, so erhält man die Länge des zurückgelegten Weges.

Die Langsamkeit, mit der man reiste, setzte den Führer in Verzweiflung. Das Wasser ist noch drei Tagereisen entfernt, sagte Ramotobi, wir werden es nie erreichen, wenn wir nicht schneller vorwärts kommen. Doch weder Zuruf noch Peitschenschläge brachten die Ochsen noch über neunzehn Meilen hinaus. Man hatte bis jetzt seit Serotli vierundvierzig zurückgelegt und die armen Thiere waren durch die Beschaffenheit des Bodens und vom Durst mehr erschöpft, als wenn sie die doppelte Entfernung auf einem andern wenn auch schlechten Wege, doch ohne Durst leiden zu müssen, zurückgelegt hätten. Und noch waren dreißig Meilen zu überwinden! Das Gras war in dieser Jahreszeit so trocken, daß man es mit der Hand zu Staub zerreiben konnte. Nicht ein frischer Halm war zu finden, und kläglich brüllten die Ochsen, als sie den Inhalt der auf den Wagen befindlichen Wassergefäße witterten. Allein

vor Allem mußten, wenn der Zweck der Reise erreicht werden sollte, die Pferde gerettet werden, und man schickte sie mit Ramotobi voraus, um einen verzweifelten Versuch mit ihnen zu machen, falls die Ochsen erliegen sollten. Murray ging mit, während Oswell und Livingstone zurückblieben, in der Absicht, die Wagen so weit zu bringen als es eben möglich sein würde, und das Hornvieh dann den Pferden nachzuschicken.

Die letztern nahmen rasch ihren Weg unter die Füße, aber am Morgen des dritten Tages, als man sie schon in der Nähe des Wassers glaubte, erschienen sie plötzlich wieder bei den Wagen. Der Führer hatte auf seinem Wege die frischen Fußtapfen einiger Buschmänner bemerkt und war ihnen nachgegangen, obschon die Richtung derselben der von Livingstone verfolgten gerade entgegengesetzt war. Murray war in blindem Vertrauen nachgefolgt. Man hatte wirklich die Buschmänner aufgefunden, die eine in einer Falle gefangene Antilope schlachteten, abbalgten und in Stücke zerlegten, und war schließlich nach dem mühseligen Marsch eines ganzen Tages wieder beim Zuge eingetroffen. Bewunderungswürdig war der Scharfsinn, mit dem sich Ramotobi inmitten dieser gleichförmigen Steppe, die von keinem Pfade durchschnitten wurde, zurecht fand. Die Gegend hat immer ein und dasselbe Aussehen; auf

siebzig Meilen, die man von Serotli bis jetzt zurückgelegt hatte, unterschied sich kein Busch vom andern. Gleichwohl wies Kamotobi an jenem Morgen, da man die Wanderung wieder gemeinschaftlich fortsetzte, auf einen Punkt am Horizont und sagte mit Zuversicht: „Wenn wir jene Schlucht werden erreicht haben, so werden wir auf die Straße Sekomi's kommen und dann ein wenig weiter an den Fluß Mokoko.“ Livingstone aber konnte, selbst als man an den Ufern des Flusses hinzog, das Bett desselben nicht gewahr werden.

Nach dem Frühstück kehrten einige Männer, die der Spur wilder Thiere gefolgt waren, zurück mit dem Freudengeschrei: Metse! Metse! (Wasser! Wasser!) Und zur Bestätigung dieser frohen Nachricht zeigten sie auf den Schlamm an ihren Knien. Es war ein wahrhaft erquickender Anblick, wie diese halbverdursteten Dohsen sich in den kleinen See von köstlichem Regenwasser stürzten! Sie gingen bis an den Hals hinein und schlürften gemächlich in langen erfrischenden Zügen, bis ihre eingefallenen Weichen dem Bersten nahe schienen. Sie hatten so viel Wasser getrunken, daß es ihnen bei der Anstrengung, das steile Ufer hinaufzukommen, wieder aus dem Maule lief. Nun sungen sie auch bald an zu grasen, denn an solchen Stellen ist immer Gras in Ueberfluß zu finden. Dieser Teich führt den Namen Mathuluani.

Nachdem man die Ochsen noch ein wenig hatte ausruhen lassen, ging es in dem trocknen Flußbette des Makoko abwärts. Dasselbe ist jedoch stellenweise noch wasserhaltig genug, um nicht versiegende Brunnen zu bilden, und Ramotobi versicherte, von jetzt ab werde man keinen Durst mehr leiden. Man traf noch auf zwei Regenansammlungen, bevor man Mokokonyani erreichte, wo das Wasser, das sonst gewöhnlich unter der Erde liegt, mitten aus einer Tuffschicht emporquillt. Die Ufer des Mokoko sind mit Gras und niedrigem Dorngebüsch bedeckt, hier und da mit Gruppen der *Acacia dotinens*, die den bezeichnenden Namen „Wart-ein-Weilchen“ führt. Zu Lotlakani (wörtlich: kleines Rohr), einer Quelle, drei Meilen hinter Mokokonyani, stieß man auf einige zwanzig Palmyrabäume, die ersten, welche Livingstone in Süd-Afrika sah.

Der Mokoko muß ehemals, ein wenig über Lotlakani hinaus, eine Menge Zuflüsse gehabt haben, denn er wird sehr breit und bildet sogar noch tiefer einen großen See, von dem der Ngami-See nur ein sehr kleiner Theil ist. An einer Stelle, wo ein Ameisenfresser sein Loch gegraben hatte, hatte er aus der Erde Muscheln heraufgewühlt, die denen, welche noch in dem Wasser jenes Sees lebendig vorkommen, vollständig gleich sind.

Nachdem man den Mokoko verlassen, schien Ramotobi

zum erstenmal unsicher zu sein, welche Richtung er einschlagen sollte. Er hatte seine ganze Jugend in der Gegend verlebt, die man so eben durchwandert war, allein er war erst ein einziges Mal nach Westen über den Maloko hinausgekommen. Da wurde Dswell, der an der Spitze der Wagen ritt, ein Buschmannsweib gewahr, das, in's Gras geduckt, um sich den Blicken zu entziehen, die Flucht ergriff. Er nahm sie für irgend ein wildes Thier und galoppirte auf sie zu. Das arme Weib, das sich gefangen glaubte, bot, um sich auszulösen, ihre ganzen Reichthümer dar, die in einigen aus Seilen gefertigten Schlingen bestanden. Doch als ihr Livingstone zu verstehen gab, man bedürfe nur Wasser, und wolle sie dafür belohnen, wenn sie den Führerdienst übernehme, so war sie augenblicklich bereit. Obgleich der Nachmittag schon vorgerückt war, legte sie dennoch bis Ende des Tages eine Strecke von acht Meilen zurück und brachte die Reisenden zur Quelle von Nchokotja. Nun drückte sie den Wunsch aus, nach Hause zurückzukehren, das heißt, nach jenem einsamen Schlupfwinkel, wo sie mit ihrem Manne lebte, denn sie war ihrer Horde entflohen. Da die Nacht aber schon hereinbrach, so hieß man sie bleiben, und um ihr jede Furcht und den Gedanken an die Flucht zu benehmen, so beschenkte man sie mit einem

Stück Fleisch und einer Schnur Glasperlen, bei deren Anblick sie vor Freude laut auflachte.

Nchokotsa ist die erste von einer großen Anzahl sogenannter Salzpfanzen, die mit einer kalkartigen Efflorescenz, wahrscheinlich salpetersaurem Kalk, bedeckt sind. Ein dichter Gürtel von Moyaneebäumen (einer Art Bauhinia) verbirgt diese Salzpflanze, deren Umfang an neunzig Meilen beträgt, vollständig den Blicken des Wanderers, der von Südost kommt. Als sie mit einem Mal unsern Reisenden sichtbar wurde, gaben die Strahlen der untergehenden Sonne der Oberfläche eine so schöne lasurblaue Färbung, daß man einen See zu erblicken glaubte. Bei diesem Anblick warf Oswell seinen Hut in die Luft und brach in ein solches Hurrah aus, daß die Bakuena und das Buschweiß glaubten, er habe den Verstand verloren. Livingstone, der ein wenig nach ihm kam, theilte vollständig seine Täuschung und seine Freude. In diesem Augenblick ahnte keiner von beiden, daß der See, den sie suchten, noch mehr als dreihundert Meilen entfernt sei! Sie konnten um so leichter in dieser Beziehung getäuscht werden, als sie öfter den Zougastuß mit demselben Namen hatten nennen hören, wie den See, nämlich: Noka en Batletli, das heißt: Fluß der Batletli.

Die Luftspiegelung auf diesen Salzflächen gewährt in

der That einen wunderbaren Anblick und dürfte sich kaum in solcher Vollkommenheit anderswo darstellen. Es bedarf gar keiner besonderen Einbildungskraft, um überzeugt zu sein, daß man einen See von unermesslicher Ausdehnung vor Augen habe: die Oberfläche ist vom Wellenschlage bewegt und der Schatten der Bäume spiegelt sich lebendig darin ab; genug der Schein ist so trügerisch, daß die Ochsen, deren Durst durch das salzige Wasser von Nchokotsa nicht vollständig gelöscht war, dem vermeintlichen See zuraunten, und ebenso die Hunde, die Pferde, und selbst die Buschmänner. Ein Trupp Zebra's sah in der Luftspiegelung so genau Elephanten ähnlich, daß Osweil eben sein Pferd besteigen wollte, um Jagd auf sie zu machen; als der durchsichtige Nebel plötzlich zerriß und sich der Irrthum zu erkennen gab.

Westlich und nordwestlich von Nchokotsa bemerkte man Säulen von schwarzem Rauch, die wie aus einer Dampfmaschine emporstiegen und sich bis in die Wolken erhoben. Sie rührten von einem Brande des Röhrichts am Flusse der Batleti her.

Am 4. Juli glaubten die Reisenden sich nun wirklich ganz in der Nähe des Sees zu befinden, sie kamen aber nur an den Bouga, dessen Wasser nordöstlich fließt. Auf dem jenseitigen Ufer erhob sich ein Dorf der Bahurutse,

die mitten unter den Batletli wohnen, einem Stamme, der manche Aehnlichkeit mit den Hottentoten hat. Die Eingebornen bewiesen sich sehr freundlich und man hörte von ihnen, das Wasser komme aus dem Ngami-See, eine Nachricht, die große Freude erregte, wenn auch die Reisenden, wie es hieß, noch einen ganzen Monat zu wandern hatten. Sie konnten ja doch, wenn sie dem Ufer des Zouga folgten, nun gewiß sein, ihr lang ersehntes Ziel zu erreichen.

Am folgenden Tage erschienen zwei Bamangwato, die von Sekomi abgeschickt waren und alle Buschmänner und Bakalahari aus dem Wege jagen sollten, damit sie den Fremden nicht als Führer dienten. Sie schienen ihrerseits gar nicht feindlich gesinnt, aber nachdem sie an dem Feuer der Reisenden eine Weile gessen und in freundschaftlicher Weise mit ihnen geplaudert, brachen sie auf, um die Befehle ihres Häuptlings genau zu erfüllen. Sie gingen nun immer dem Zuge voraus und verbreiteten das Gerücht, die Fremdlinge hätten lediglich die Absicht, alle Stämme, die sie anträfen, zu plündern. Doch auf der Hälfte des Weges etwa wurde der vornehmste dieser lügnerischen Boten krank, kehrte eine Strecke zurück und starb fast plötzlich. Sein Tod hatte auf die Gesinnung der Eingebornen eine gute Wirkung, denn sie schrieben ihn der Unwahrheit zu, die er von den Fremden verbreitet hatte; sie begriffen auch



sehr wohl, warum Sekomi diese in ihrem Unternehmen hindern wolle, und das wohlwollende und offene Benehmen derselben gewann bald ihr Zutrauen.

Es geschah, nachdem man gegen 96 Meilen an den Ufern des schönen Stromes zurückgelegt hatte und vernahm, daß man gleichwohl von dem Ngami-See noch immer sehr weit entfernt sei, so ließ man Wagen und Ochsen in Ngabisane zurück, in der Hoffnung sie für die Rückreise in gutem Zustande wiederzufinden, und setzte den Weg mit nur einem Gespann und dem Wagen Oswell's, welcher der kleinste war, weiter fort. Der Betschuana-Häuptling des Landes am See, der eine Botschaft an Sechele gesandt hatte, gab allen Anwohnern des Flusses Befehl, den Reisenden behilflich zu sein, und so wurden dieselben zunächst von den Bakoba, deren Sprache deutlich ihre Verwandtschaft mit den nördlichen Stämmen kundgibt, freundlich aufgenommen. Sie selbst nennen sich Baveiye, was so viel bedeutet als „Menschen,“ wogegen der Name Bakoba, mit dem die Betschuanas sie belegen, fast einen Sinn hat wie „Slave.“ Man erinnert sich nicht, daß die Bakoba jemals Krieg geführt hätten. Es lebt eine alte Sage unter ihnen, daß ihre Vorfahren bei ihren ersten Kriegsvorhaben sich Bogen aus dem Holze der Palma Christi machten, die aber bald zerbrachen, worauf die Bakoba in Zukunft sich jedes Kam-

pfes enthielten. Sie haben sich allezeit jeder Horde unterworfen, welche die Stromufer überzog, an denen sie ihren Wohnsitz aufschlugen. Man kann sie also mit gutem Recht als die Quäker von Innerafrika bezeichnen. 961788 — 931923

Eines Tages fiel es dem Häuptling am See ein, Krieger aus ihnen machen zu wollen, und er sandte ihnen deshalb Schilde. Ha, riefen sie, früher hatten wir keine Schilde und das war der Grund, weshalb wir immer besiegt wurden; jetzt aber steht die Sache ganz anders und wir werden uns vertheidigen. Doch als ein Haufe von Makololoräubern sie nun wirklich überfiel, flüchteten unsre Helden auf den Bouga, und Tag und Nacht rudernd, ohne nur hinter sich zu blicken, hielten sie nicht eher an, als an dem Ort, wo Livingstone sie jetzt antraf.

Ihre Kähne bestehen nur aus einem mit dem Messer ausgehöhlten Baumstamme, und, wenn dieser eine Krümmung hatte, so hat sie der Kahn gleichfalls. Das treuherzige Wesen dieser Leute zog Livingstone so an, daß er sich lieber zu ihnen in den Kahn setzte, als im Wagen fuhr. Sie haben für ihre plumpen Fahrzeuge die nämliche Vorliebe, wie der Araber für sein Kameel. Sie unterhalten Tag und Nacht Feuer darin, und schlafen auch des Nachts lieber hier als am Ufer. Auf dem Lande, sagen sie, giebt es Löwen, Schlangen, Hyänen, und dann

noch unsre Feinde; in unserm Kahn aber, den das Röhricht des Flusses verbirgt, trifft uns keine Gefahr. Die Willigkeit, mit der sie allen Anforderungen nachgeben, führt ihnen natürlich eine Menge hungriger Leute zu. Sie hatten deshalb, im Bewußtsein ihrer Schwäche, allezeit irgend etwas auf dem Feuer, das sie eilig verzehrten, sobald sie in die Nähe eines Dorfes kamen, so daß sie nun mit aller Ruhe die ungelegenen Gäste erwarten und ihnen den leeren Topf zeigen konnten.

Während man so immer zwischen den schönbewaldeten Ufern des Stromes dahinfuhr, gelangte man an die Mündung eines großen Flusses, der in den Zouga fällt und Tamunak'le heißt. Auf die Frage, woher er komme, erwiderte man Livingstone: Aus einem Lande, das mit Bäumen bedeckt ist und wo es so viel Flüsse giebt, daß Keiner sie zählen kann. Diese Worte bestätigten nur, was Livingstone schon von solchen Bakuena gehört hatte, die den Häuptling der Makololo, Sebituane, besucht hatten. Die Gegend, welche sich vor ihm ausbreitete, war also nicht eine unermessliche sandige Hochebene, wie die Geographen seither angenommen hatten.

Zwölf Tage nach der Abreise von Ngabisane, wo die Wagen geblieben waren, wurde endlich das nordöstliche Ende des Ngami-Sees erreicht; am 1. August 1849 zogen

unsre Reisenden gemeinschaftlich nach dem breitesten Theile desselben und zum ersten Mal ward dieses schöne Wasserbecken von den Augen europäischer Männer betrachtet. Die Richtung des Sees schien sich, dem Kompaß nach, von Nordnordost nach Südsüdwest zu erstrecken. Der südliche Theil soll eine Krümmung nach Westen machen und am nordwestlichen Ende den Teoughe aufnehmen, der von Norden kommt. An dem Punkt, wo unsre Reisenden standen, war die Wasserfläche des Sees unübersehbar. Es war unmöglich die Ausdehnung zu messen. Die Eingebornen behaupteten, man könne ihn in drei Tage umgehen. Das würde also, wenn man auf eine Tagereise fünfundzwanzig englische Meilen rechnet, im Ganzen fünfundsiebzig ergeben. Andere Annahmen schätzen seinen Umfang bis auf hundert englische Meilen.

Leider hat der See nur eine geringe Tiefe, was ihm einen großen Theil seiner Wichtigkeit als Verbindungsmittel nimmt. Livingstone sah einen Eingebornen seinen Kahn bis sieben, acht Meilen vom Ufer mit einer kurzen Stange fortstoßen, da das Wasser für die Ruder zu seicht war, ja in den Monaten, welche dem Einströmen der von Norden kommenden Gewässer vorangehen, kann sich das Vieh nur mit Mühe durch den Schlamm und das Schilf am Ufer hindurcharbeiten, um zum Wasser zu gelangen.

Die Ufer des Sees sind durchweg niedrig und auf der Westseite findet sich eine ganz baumlose Stelle, ein Beweis, daß sich das Wasser erst vor nicht zu langer Zeit von hier zurückgezogen hat. Dergleichen Belege für die allmälige Austrocknung dieser Region bieten sich überall dar. Eine Menge abgestorbener Bäume liegen am Rande des Wassers, zum Theil im Schlamm vergraben. Die Bayeise, welche die Ufer des Sees bewohnen, erzählten, daß die alljährlich eindringende Wasserfluth nicht nur gewaltige Bäume, sondern auch Springböcke und Tsessebe's mit sich führe.

Das Wasser des Sees ist so lange süß als es hoch steht; bei niedrigem Wasserstande wird es sogleich brackig. Das Wasser des Tamunakle fand Livingstone, je höher er den Fluß hinanstieg, so klar, frisch und weich, daß er beinahe zu dem Glauben verleitet wurde, es rühre von geschmolzenem Schnee her.

Diese ganze Region, deren niedrigster Punkt der See Kumadau ist, bildet eine Einsenkung, deren Erhebung über dem Meere nicht über 2000 Fuß beträgt. Man war also von Kolobeng bis hieher mehr als 2000 Fuß abwärts gestiegen. Die Reisenden befanden sich an dem südlichsten und niedrigsten Theile des großen Stromsystems, das weiter nördlich zu jedes Jahr in Folge der tropischen Regen weite Strecken Landes unter Wasser setzt. Nur ein

kleiner Theil dieser Gewässer gelangt bis zu 20 Grad 20 Minuten südlicher Breite, wo es dem obern Ende des Sees begegnet und sich in diesen ergießt, statt das Land zu überfluthen. Das Wasser strömt anfangs den Embarras hinab, der sich in zwei Arme theilt: den Tzo und den Teoughe. Der Tzo bildet wieder den Malabe und den Tamuna'le, der sich in den Bouga ergießt, während der Teoughe in den See fließt. In den Monaten März und April beginnt das Anschwellen; die herabströmenden Gewässer finden das Bett aller dieser Flüsse vollständig ausgetrocknet, mit Ausnahme einiger Lachen, die man stellenweise antrifft; der See selbst ist um diese Zeit sehr niedrig. Der Bouga ist nur eine Verlängerung des Tamuna'le, und ein Arm des Sees reicht bis zu dem Punkt, wo der eine aufhört und der andere anfängt. Der Tamuna'le ist schmal und seicht, der Bouga hingegen breit und tief. Der schmale Arm des Sees hat, wie dieser selbst, stehendes Wasser.

961788 — 931923

Der Theoughe und der Tamuna'le, die im Wesentlichen ein und derselbe Fluß sind, erhalten ihr Wasser aus dem gleichen Quellstrom, dem Embarras oder Barra, und können daher in ihrem Lauf auch nur die gleiche Geschwindigkeit haben. Wäre dies nicht der Fall oder könnte der Teoughe den See füllen, was wenigstens in neuerer Zeit

nie vorgekommen ist, so würde jener schmale Secarm als ein Ableitungskanal der Ueberschwemmung vorbeugen. Sollte der Wasserstand des Sees einmal niedriger werden, als das Bett des Zouga, so würde sich das Wasser des Tamuna'le zum Theil in den See ergießen, statt in den Zouga, und der Tamuna'le würde die eigenthümliche Erscheinung eines Flusses darbieten, der zu gleicher Zeit in zwei entgegengesetzten Richtungen fließt; es ist aber zweifelhaft, ob dies Ereigniß, welches hier noch nie beobachtet wurde, auch jemals hier stattfinden könne. Der Zouga ist bei seinem Ausfluß aus dem Tamuna'le tief und breit, wird aber während seines Laufes von etwa 200 Meilen immer schmaler und fällt dann in den Kumadau, einen kleinen See von drei bis vier Meilen Breite und zwölf Meilen Länge. Das Wasser, welches, weiter oben, im April zu fließen beginnt, bringt in diesem kleinen See bis Ende Juni nur eine geringe Veränderung hervor. Im September hört die Strömung wieder auf. Bei ungewöhnlichem Wasserzufluß geht ein kleiner Theil des Wassers aus dem Kumadau heraus und fällt in einen Kanal, den unsre Reisenden am 4. Juli gesehen hatten. Bei noch reichlicherem Zufluß würde das Wasser noch weiter bis zu dem felsigen trocknen Bette des Zouga gelangen, das Livingstone später mehr nach Osten hin fand.

Alle Flüsse dieser Region nehmen ihren Lauf zwischen Ufern, die eine weit beträchtlichere Wassermasse umfassen könnten, als sie gewöhnlich darbieten. Man glaubt in einem großen, in Verfall gerathenen orientalischen Garten zu sein; alle Bewässerungskanäle sind noch vorhanden; aber die Schleusen sind in einem so unzulänglichen Zustande, daß sie nur einen Wasserfaden herzugelangen lassen. Der Kanal des Zouga ist vortrefflich, aber das Wasser ist nie reichlich genug vorhanden, um bis an die Mündung des Flusses zu gelangen; nicht weit über den Kumadau-See hinaus hört es gänzlich auf zu fließen und verdunstet. Es sickert nicht sowohl in's Erdreich ein — nach Livingstone's Ueberzeugung giebt es überhaupt in jener Gegend keinen Fluß, der sich im Sande verliert — als daß es in dem zu breiten Bett durch Luft und Sonne verzehrt wird.

Livingstone hatte vornämlich die Reise nach dem Ngami-See in der Absicht angetreten, von dort aus Sebituane, den großen Häuptling der Makololo, zu besuchen, der etwa noch zweihundert Meilen weiter entfernt wohnen sollte. Gegenwärtig befand man sich bei den Batuana, einem Mischlingsstamme der Bamangwato. Ihr Häuptling war ein junger Mann, Namens Tschulatebe, dessen Vater, Morebe, von Sebituane besiegt worden war. Tschulatebe hatte selbst einen Theil seiner Jugend als Gefange-



ner unter den Bayeye zugebracht; doch sein Oheim, ein edelmüthiger Mann, hatte ihn ausgelöst und zu seinem Gunsten die Häuptlingswürde niedergelegt. Kaum war indeß Tschulatebe in den Besitz der Macht gelangt, so handelte er den Rathschlägen seines Oheims gerade entgegen-gesetzt. Dieser, zum Beispiel, hatte ihm anempfohlen, die Fremden in anständiger Weise zu behandeln; er aber schenkte ihnen — eine Ziege! Das Geschenk hätte der Sitte nach aus einem Ochsen bestehen müssen, und Livingstone schlug deshalb seinen Begleitern vor, das Thier laufen zu lassen, um dem Häuptling dadurch die Unzufriedenheit mit seinem Benehmen an den Tag zu legen; denn die Darbietung einer so elenden Gabe hieß den Reisenden nur einen Schimpf anthun. Doch die Gefährten des Missionairs wagten es nicht, auf seinen Vorschlag einzugehen, um nicht das Mißfallen des Häuptlings zu erregen. Nun wollte man Ziegen und Ochsen kaufen, aber Tschulatebe ließ statt dessen Elephantenzähne anbieten. Auf die Antwort, man könne Elfenbein nicht essen und habe Fleisch nöthig, um den Magen zu füllen, entgegnete er: „Ich habe gehört, daß die weißen Leute diese Knochen da sehr lieben und will sie euch gern verkaufen; was aber meine Ziegen und Ochsen anbetrifft, so bedarf ich ihrer selbst für meinen eignen Magen“ . . . Ein Händler, der die Gesellschaft be-

gleitete, kaufte bei dieser Gelegenheit zehn große Elephantenzähne für eine Muskete, die etwas über vier Thaler werth war. Die Eingebornen bezeichneten damals diese kostbaren Zähne ganz einfach nur als Knochen, und Livingstone sah an acht verschiedenen Orten diese „Knochen“ mit den andern Theilen des Elephantenskeletts an der Stelle faulen, wo das Thier gefallen war. Damals standen die Batwana noch in keinem Handelsverkehr, zwei Jahre später aber gab es wohl keinen unter ihnen, der nicht die Kostbarkeit des Elfenbeins zu schätzen gewußt hätte.

961788 - 931923  
 Am Tage nach der Ankunft am See bat Livingstone den Häuptling, ihnen Führer zu Sebituane zu besorgen. Tschulatebe hatte aber große Furcht vor dem Häuptling der Makololo, und da er besorgt war, die Weißen könnten Sebituane dann mit Schießgewehren versorgen, so wollte er ihnen den Weg zu seinem Feinde nicht zeigen lassen. Er verlangte, daß alle Gewehre nur an ihn, Tschulatebe, verkauft würden, denn er bildete sich ein, durch diese eine so große Macht zu erlangen, daß Sebituane dann vor ihm zittern müßte. Vergebens suchte ihm der Missionair begreiflich zu machen, daß er gekommen sei, Frieden zu stiften; der Häuptling bot ihm Elfenbein so viel er immer wolle, wenn Livingstone auf diese Reise verzichte, und wurde, da sein Anerbieten keinen Erfolg hatte, sehr übler

Laune. Er hatte freilich Führer versprochen, doch am andern Morgen, als man eben im Begriff war aufzubrechen, weigerte er sich sein Versprechen zu erfüllen, und, ähnlich wie Sekomi, befahl er den Baveiye, sie sollten die Reisenden daran verhindern, den Fluß zu überschreiten. Da blieb nun nichts anders übrig, als ein Floß zu bauen, und Livingstone gab sich alle Mühe damit; zum Unglück aber war das Holz so wurmstichig, daß es nicht das Gewicht einer einzigen Person ausgehalten hätte, ohne zu zerbrechen. Der Missionair arbeitete eine geraume Zeit im Wasser, ohne zu ahnen, daß es im Zouga von Alligatoren wimmelt, deren Gefräßigkeit er nur wie durch ein Wunder entging.

Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, und da sich Oswell erbot, nach dem Cap zu reisen und ein Fahrzeug herbeizuschaffen, so wurde die Rückkehr nach dem Süden beschlossen.

Man konnte jetzt mit aller Muße die schönen Ufer des Zouga betrachten, die aus Kalktuff bestehen, welcher den Boden dieses ganzen Beckens bildet. Sie fallen senkrecht ab auf der Seite, wo die Strömung geht; auf der entgegengesetzten sind sie geneigt und mit Gras bewachsen. Die Baveiye bringen an den Stellen, wo sich der Abhang am sanftesten neigt, Fallgruben für die Thiere an, die zur Tränke gehen. Diese Fallen haben gegen sieben bis acht

Fuß Tiefe und drei bis vier Fuß Breite an der Oeffnung, dagegen nur einen Fuß Breite am Boden. Diese Verengerung nach unten hat den Zweck, daß sich das Thier durch sein eignes Gewicht und die Anstrengungen, die es zu seiner Befreiung macht, nur immer fester eingrabe. Eine solche Grube wird nicht nur mit Gras und Schilf sorgfältig bedeckt, sondern auch Sand darüber gestreut, und dieser mit Wasser bezossen, um die Grube in aller Weise dem sie umgebenden Boden gleich zu machen. Die herausgegrabene Erde wird bei Seite geschafft, damit kein Verdacht in den Thieren erweckt werde. Livingstone's Leute fielen mehr als einmal in solche Fallen, als sie nach ihnen suchten, um sie aufzudecken und so das eigne Vieh vor dem Hineinstürzen zu bewahren. Denn wo ein Ochse ein Loch sieht, geht er behutsam aus dem Wege; ja man weiß selbst von alten Elephanten, die an der Spitze ihres Trupps die Decke der Gruben, die an beiden Seiten des Weges, der zum Wasser hinabführt, gegraben werden, hinwegnahmen. Livingstone ist sogar Augenzeuge gewesen, wie diese klugen Thiere den jungen, welche die Falle nicht zu vermeiden gewußt hatten, aus dieser heraushalfen.

Die Ufer des Zouga sind mit prachtvollen Bäumen geschmückt; bei der Mündung des Flusses in den See sah man zwei Boababs (*Adansonia digitata*) oder Mowanas,

von denen der stärkste 76 englische Fuß im Umfange hatte. Hier und da begegnet man der Palmyrapalme unter Bäumen, die im Süden nicht vorkommen. Der Mokuchong- oder Moschomabaum, aus dem man die Kähne macht, trägt eine eßbare Frucht von geringem Werth, allein der Baum selbst würde überall zu den schönsten Bäumen gezählt werden. Der Mofjuri, der eine Art rosenfarbiger Pflaumen von einem angenehmen säuerlichen Geschmack trägt, gleicht an Gestalt der Cypresse und in dem dunklen Grün seiner Blätter dem Drangenbaum. Da es zur Winterzeit war, so sah man nichts von der Flora. Pflanzen und Büsche waren trocken, aber der wilde Indigo, der überhaupt in Afrika auf weiten Strecken vorkommt, wuchs hier in Menge. Die Kinder, die ihren Strohpuz damit färben, nennen ihn Mohetolo, d. i. Veränderer. Die Maschona benutzen ihn für die Zeuge, welche sie aus den zweierlei Arten Baumwolle bereiten, die hier zu Lande wachsen.

Auf dem südlichen Ufer sah man eine ungeheure Anzahl von Elephanten; sie kamen Nachts zur Tränke, begossen sich den Leib reichlich mit Wasser, wobei sie vor Vergnügen laut aufschrien, und entfernten sich, nachdem sie ihren Durst gelöscht hatten, in gerader Linie, um die Fallen zu vermeiden. Sie verlassen auch diese Richtung

erst, wenn sie sieben bis acht Meilen vom Ufer entfernt sind. Sie sind nicht so groß, wie die in den südlicheren Gegenden; am Limpopo z. B. erreichen sie oft eine Höhe von mehr als zwölf Fuß, hier haben sie nicht mehr als elf und weiter nördlich fand Livingstone keine über neun Fuß. Auch die Kudu- oder Soloantilope schien kleiner zu sein, als die, welche man bisher gesehen hatte. Wiederholt begegnete man hier dem Kuabaoba oder Rhinoceros mit geradem Horn. Es ist eine Spielart des weißen Rhinoceros. Das der Erde zugewandte Horn hindert die Gesichtslinie nicht, und diese Nashornart kann daher auch vorsichtiger sein als die andern Arten.

Die Reisenden entdeckten auch eine ganz neue Antilopenart, welche die Eingebornen Leche oder Lechwi nennen; es ist eine schöne Wasserantilope von heller gelbbrauner Farbe; ihre Hörner sind ganz wie beim Wasserbock, *Aigoceros ellipsiprimus*, den die Betschuanas Tumoga nennen, unten ein wenig rückwärts gebogen, krümmen sich aber gegen die Spitze zu nach vorn; Brust, Bauch und Augenränder, der Vordertheil der Läufe und die Gelenke sind tiefbraun. Das Männchen hat auf dem Nacken von den Hörnern bis zum Schulterblatt eine kleine Mähne, welche gelbbraun gefärbt ist wie der übrige Theil des Körpers; der Schweif endigt in einem schwarzen Haarbüschel. Diese Antilope

entfernt sich nie über eine Meile weit vom Wasser und hält sich am liebsten auf den kleinen Inseln der Sümpfe und Flüsse auf. Man findet sie sonst nirgends als in dem feuchten Becken von Centralafrika. Das hübsche Thier ist ungemein neugierig; wenn es, den Kopf emporgerichtet, den herannahenden Fremden sorgfältig in's Auge faßt, so hat es ein edles Aussehn. Beim Davonfliehen senkt es den Kopf, legt die Hörner auf das Schulterblatt, beginnt seinen Lauf in einem schwankenden Trabe, geht dann in Galopp über und setzt endlich, wie die Pallahantilope, in Sprüngen über die Büsche hinweg. Es wendet sich immer dem Wasser zu, und sein Gang durch dasselbe ist nur eine Reihe von Sprüngen, bei denen es jedesmal den Grund zu berühren scheint. — Das Fleisch dieser Antilope schmeckte unsern Reisenden anfangs gut, sie wurden aber bald seiner überdrüssig.

Mit dem Zufluß der Gewässer kommen alljährlich große Schaaren vortrefflicher Fische herab, unter denen besonders die Seebarbe (*Mugil africanus*) sehr zahlreich ist. Man fängt sie in Netzen. Der Glanis *siluris*, ein Fisch mit breitem Kopfe, hat keine Schuppen und einen Bart. Die Eingebornen nennen ihn Mosala. Er wird außerordentlich fett und groß, so daß, wenn ein Mann ihn auf der Schulter trägt, der Schwanz den Boden berührt. Er

lebt nur von Pflanzen und gleicht in mancher Beziehung dem Aal. Wie die meisten Lophoiden-Fische besitzt er die Fähigkeit, eine ziemlich große Menge Wasser in irgend einem Theile seines ungeheuern Kopfes aufzubewahren, und das erlaubt ihm den Fluß zu verlassen und sich sogar in den Schlamm der ausgetrockneten Sümpfe zu vergraben, ohne abzusterven. Ein anderer Fisch, der eine große Ähnlichkeit mit dem eben genannten hat, der *Clarias capensis*, ist im Innern dieser Gegend sehr verbreitet. Diese Fische kommen häufig aus den Flüssen nach den Tümpeln, um dort ihre Nahrung zu suchen und werden, wenn die Trockenheit eintritt, in großer Menge gefangen. Man sieht auch öfter eine Wasserschlange den Kopf aus dem Wasser emporheben. Sie ist braun mit gelben Flecken und ihr Fleisch wird von den Eingebornen sehr geschätzt.

Die Bayeye kennen zehn Arten Fische im Zouga und singen Loblieder zu Ehren des Stromes, der ihnen so reichliche Nahrung gewährt. Sie leben vorzugsweise von Fischen, während die Betschuana des Südens einen unbeswinglichen Widerwillen dagegen haben. Die Netze werden aus den Fasern eines Hibiscus gemacht, mit dem die feuchten Stellen bedeckt sind, und die Laue, welche das Netz festhalten, aus der Iffa, einer lilienartigen Pflanze, die sehr starke Fasern hat und von Kolobeng bis Angola in Menge



vorkommt. Um diese Taue oben auf dem Wasser zu erhalten, befestigen sie daran Stücke von einer Wasserpflanze, die in jedem Knoten Klappen enthält, deren Zellen, von etwa ein Zoll Länge, als Luftbehälter dienen.

Die Fische werden auch mit Speerwürfen getödtet; man bedient sich dazu solcher Speere, die einen leichten Schaft haben, der auf der Oberfläche des Wassers schwimmt. Auch im Harpuniren des Flußpferdes zeigen die Bageiye große Gewandtheit. Da das mit einem Widerhaken versehene Eisen von einem starken Seil gehalten wird, so kann sich das Thier von dem Rahne, an den es angebunden ist, nur befreien, indem es ihn mit den Zähnen oder den Hinterfüßen zertrümmert. Bei den Bahurutse sah Livingstone Fischerkähne, die nur aus großen zusammengebundenen Rohrbündeln bestanden.

---

## Fünftes Kapitel.

Abermalige Abreise von Kolobeng nach dem Lande des Sebituane. — Erkrankung der Kinder des Missionairs und Rückkehr nach Kolobeng. — Dritte Abreise. — Salzpflanzen. — Der Buschmann Schobo. — Die Banaschoa. — Die Tsetsefliege; Wirkung ihres Giftes auf die Hausthiere; ihre Unschädlichkeit für den Menschen und die wilden Thiere. — Ankunft bei Sebituane, dem Häuptling der Makololo. — Abriss der Lebensgeschichte des Häuptlings. — Die Makololo und die Batoka. — Kriege mit den Matebele unter Mosilikape. — Ein Seher unter den Eingebornen. — Wohlwollendes Benehmen Sebituane's gegen Fremde und Arme. — Sein Tod. — Die Häuptlingswürde geht auf seine Tochter über. — Livingstone entdeckt im Juni 1851 tief im Innern des Landes den Zambesifluß. — Die Nambari und der Sklavenhandel. — Livingstone sendet seine Familie nach England und kehrt im April 1852 nach dem Cap zurück.

Livingstone blieb in Kolobeng bis zum April 1850 und brach dann in Begleitung seiner Frau und seiner drei Kinder wieder nach Norden auf. Auch der Häuptling

Sechele, welcher gegenwärtig im Besitz eines eignen Wagens war, schloß sich dem Zuge an. Man wollte den Zouga nahe an seiner Mündung überschreiten, an dem nördlichen Ufer desselben bis zum Tamuna'le gehen und aufwärts diesem Flusse folgen, um so zu Sebituane zu gelangen. Die Brunnen, welche man mit so vieler Mühe zu Serotli gegraben hatte, waren auf Sekomi's Geheiß verschüttet worden, und man mußte daher einen mehr östlich gelegenen Weg einschlagen, der durch die Stadt der Bamangwato führt. Der Häuptling derselben, Letloche, fragte den Missionair, warum er ihn auf seinen früheren Reisen vermieden habe? Livingstone entgegnete ihm: Ich wußte, daß du meiner Reise nach dem See entgegen warst, und wünschte nicht mit dir darüber zu streiten. — Nun wohl, versetzte der Häuptling, du hast mich besiegt und ich bin es zufrieden.

Nachdem man den Zouga überschritten hatte, trennte sich Sechele, um einen Besuch bei Tschulatebe zu machen, die Andern aber setzten ihren Weg an dem nördlichen Ufer des Flusses fort. Es kostete große Anstrengung hier durch die Waldung vorwärts zu kommen; fortwährend war man gezwungen, Bäume zu fällen, um für die Wagen einen Durchgang zu öffnen, und eine Menge Ochsen gingen verloren, die in die Fallen stürzten. Die Bayeyne deckten

zwar die Gruben auf, sobald sie von der Ankunft der Fremden Kenntniß erhielten, allein dies war doch nicht immer der Fall. Als man sich dem Tamunakle näherte, hörte man, daß die Essetse-Fliege an seinen Ufern sehr zahlreich sei. Das war ein Hinderniß, an welches man freilich nicht gedacht hatte, und da es möglicher Weise nöthigen konnte, die Wagen mitten in der Wüste zurückzulassen, wo für die Kinder keine Nahrung zu finden war, so sah man sich genöthigt, wieder auf das andere Ufer des Bouga zurückzugehen.

Von den Bayeie hörte Livingstone, daß mehrere Engländer, die an den Ngami-See gekommen waren, um Elfenbein einzukaufen, sämmtlich am Fieber schwer erkrankt seien. Er legte also in größter Eile eine Strecke von sechzig Meilen zurück, die ihn von seinen unglücklichen Landsleuten trennte, und durch die Anwendung ärztlicher Heilmittel und die thätige Beihülfe von Frau Livingstone gelang es ihm, fast Allen das Leben zu retten. Nur Einer, ein junger Maler, Namens Rider, der gleich nach Entdeckung des Sees hiehergekommen war, um landschaftliche Skizzen aufzunehmen, war noch vor Ankunft des Missionairs der Krankheit erlegen.

Sechele bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um Sechulatebe zu bewegen, dem Missionair Führer zu verschaffen,

die ihn zu Sebituane brächten. Echulatebe gab endlich nach, und es wurde beschlossen, Livingstone solle die Reise auf dem Rücken eines Oshen machen, seine Frau und Kinder aber inzwischen am See zurückbleiben, wo sie der Häuptling mit Fleisch zu versorgen versprach. Zum Dank schenkte ihm Livingstone eine Flinte von ausgezeichneter englischer Arbeit. Allein die Reise, zu der alle Vorbereitungen schon getroffen waren, sollte trotzdem nicht vor sich gehen; denn die Kinder des Missionairs wurden vom Fieber ergriffen und am folgenden Tage gleichfalls die gesammte Dienerschaft. Da in solchen Fällen Veränderung der Luft das beste Hülfsmittel ist, so wurde der Besuch bei Sebituane auf ein ander Mal verschoben und der Rückweg in die Wüste angetreten.

Man fand Oswell an den Ufern des Zouga mit der Jagd auf Elephanten beschäftigt. Er war nach dem einstimmigen Urtheil der Eingebornen der gewandteste aller Elephantenjäger, die je in dieses Land gekommen. Er jagte die Elephanten ohne Hunde, die sonst die Jagd sehr unterstützen; denn das gewaltige Thier wird merkwürdiger Weise durch das Geklaff von ein paar kleinen Hunden so in Anspruch genommen, daß es außer Stande ist, sich gegen den Menschen zu vertheidigen. Es versucht in linkischer Weise die Kläffer zu zermalmen, indem es sich auf

die Knie niederläßt, oder es reißt einen Baum von acht bis zehn Zoll im Durchmesser um, als ob es hoffte, seine Feinde damit zu erschlagen. Das Einzige, wovor sich der Jäger zu hüten hat, ist, daß die Hunde nicht etwa auf ihn zulaufen und dadurch ihm den Elephanten auf den Hals bringen. Dswell erlegte an einem Tage vier alte männliche Elephanten. Die Zähne derselben würden in Europa einen Werth von hundert Guineen gehabt haben.

Als Livingstone im Jahre 1852 wieder nach der Capstadt kam, ohne nur einen Pfennig Gehalt gut zu haben und in einem Rocke, der bereits elf Jahr gedient hatte, fand er für seine halbnackten Kinder eine vollständige Ausstattung im Werthe von zweihundert Guineen vor, welche Dswell besorgt hatte und die er mit den Worten darbot, daß Mistreß Livingstone ein Anrecht auf das Wildpret habe, das er auf ihrem Gebiet getödtet.

Da ein zweiter Versuch zu Sebituane zu dringen, fehlgeschlagen war, so kehrte man wieder nach Kalobeng zurück, wo bald auch mehrere Boten eintrafen, die von dem Häuptling der Makololo abgeschickt waren. Sobald nämlich dieser von den Versuchen gehört hatte, die Livingstone angestellt, um zu ihm zu gelangen, hatte er dreizehn braune Kühe an Tschulatebe geschickt, dreizehn weiße an Sekomi und dreizehn schwarze an Sechele, mit der Bitte, dem

weißen Manne behülflich zu sein. Nichtsdestoweniger blieb die eigennützige Politik dem Unternehmen feindlich. Es ist eine Politik, die man in ganz Afrika befolgt: diejenigen Volksstämme, welche im Innern des Continents wohnen, wohin kein Meeresarm sich Bahn bricht, sind von allem Verkehr mit Europäern abgeschnitten, und zwar ausschließlich aus dem Grunde, weil die Küstenstämme ihren Vortheil darin finden, die Unterhändler zu machen.

Als Livingstone seine dritte Reise zu Sebituane antrat, bewies sich Sekomi so gnädig, wie man es sonst nicht von ihm gewohnt war, denn er gab den Reisenden sogar Führer mit. Indeß keiner wußte über Nchokotsja hinaus Bescheid. Es war ein Glück, daß man an dieser Quelle einem Bamangwato begegnete, dessen zerbrochene Flinte Livingstone reparirte und der nun zum Dank dafür die Führerschaft übernahm. Rasch durchzog man eine vollkommen flache Gegend, deren harter, nur mit wenig Humus bedeckter Boden in einer Ausdehnung von mehreren hundert Meilen aus Kalktuff besteht und mit feinem süßen Grase, Mopanen und Boababs bewachsen ist. Man fand hier an verschiedenen Stellen große Salzpflanzen, von denen eine, Ntwetwe genannt, eine Breite von funfzehn Meilen hat und über hundert Meilen lang ist.

Obgleich die verschiedenen Theile dieser eigenthümlichen

Region vollkommen eben erscheinen, so sind sie doch nach Nordosten sanft geneigt, und demzufolge zieht sich dorthin das Regenwasser. Es ist die nämliche Richtung, die, wie schon erwähnt, auch der Zouga hat. Auf solche Weise ist nun das von dem Wasser aufgelöste Salz einer nordöstlich gelegenen Pfanne zugeführt worden, welche Chuantsa heißt und deren Oberfläche von einer anderthalb Zoll dicken Kruste von Salz und Kalk bedeckt ist. Alle übrigen haben nur einen leichten Ueberzug von Kalk oder Salpeter. Manche sind auch mit Muscheln gefüllt, welche denen des Ngami-Sees und des Zouga vollkommen gleich sind; man findet spiralförmige, ein- und zweiflappige.

Jede dieser Salzpfannen hat in der Regel auf einer von beiden Seiten eine Quelle, deren Wasser brackig ist und salpetersaures Natron enthält. Nur ausnahmsweise fand Livingstone einmal zwei Quellen, von denen eine salziger war als die andere. Wenn das Wasser, welches sie speist, durch Lager von Steinsalz ginge, so würde es gar nicht trinkbar sein, was jedoch im Allgemeinen der Fall ist. Uebrigens hat sich an allen Stellen, wo die menschliche Industrie die Oberfläche dieser Tümpel ihrer Salzkruuste beraubte, keine neue gebildet, woraus man schließen kann, daß diese Salzablagerungen von vormaligen Seen mit salzigem Wasser herrühren, die größtentheils in Folge



der allgemeinen Austrocknung der Gegend verschwunden sind. Der Ngami-See, der zur Zeit des niedrigen Wasserstandes brackig wird, giebt einen Beleg dafür; auch hat man außerdem in den tiefsten Höhlungen und in den niedrigsten Einsenkungen, die keinen Abzug haben, die größte Menge Salz gefunden. Endlich giebt es auch, etwa dreißig Meilen von den Bamangwato, eine Quelle, deren Temperatur bis auf hundert Grad steigt und die, obwohl sie ungemein salzhaltig ist, doch keine Ablagerung bildet, weil sie mitten in einer flachen Gegend liegt.

Sind diese Salzpfannen in einer ebenen Gegend mit tuffhaltigem Boden, wie die, von welcher eben die Rede ist, so ist das Erdreich, welches sie umgiebt, auf eine weite Strecke hin vollkommen unfruchtbar; der Salpeter zersetzt nämlich den Tuff und verhindert die Vegetation. Livingstone fand in diesem Tuff eine Menge Brunnen. Ein Ort, Matlomagan-yana, d. i. „Glieder der Kette“ genannt, ist in der That eine Kette von Brunnen, die nie vertrocknen, und da sich dieselben zuweilen im Sommer, also in einer Jahreszeit anfüllen, wo es nicht regnet, so ist es wahrscheinlich, daß dies durch Einsickerung geschieht und daß sie von dem Flußnetz, welches die höher gelegene Gegend bewässert, Nahrung empfangen. Am Rande dieser Quellen fand Livingstone öfter Buschmannfamilien, die

nicht klein und gelb waren, wie die Bewohner der Kalahari, sondern hochgewachsen, von starkem Gliederbau und beinahe schwarz. Die Hitze allein reicht also nicht hin, um die Haut schwarz zu färben, es bedarf dazu gleichfalls der Feuchtigkeit.

Einer dieser Buschmänner, Namens Schobo, verstand sich dazu, die Reisenden durch den Raum zu geleiten, der zwischen diesen Quellen und dem Lande des Sebituane lag. Nach seiner Versicherung durfte man nicht hoffen, vor einem Monat Wasser zu finden; doch traf man durch einen glücklichen Zufall eine Reihe kleiner Lachen, in denen sich das Regenwasser erhalten hatte. Es war eine entsetzliche Gegend, die man durchwandern mußte; einige kleine Pflänzchen, die aus der dichten Sanddecke dünn aufschossen, bildeten die einzige Vegetation; nicht ein Vogel, nicht ein Insekt belebte diese trostlose Einöde. Um das Elend voll zu machen, lief Schobo, der Führer, schon am zweiten Tage nur auf's Ungewisse hin vorwärts. Er folgte nach allen Richtungen hin den Fußstapfen der Elephanten, die während der Regenzeit hieher gekommen waren. Bei seiner Rückkehr setzte er sich am Wege nieder und sagte in gebrochenem Sichuana: „Kein Wasser, nur Land . . . Schobo schläft ein . . . er kann nicht mehr . . . nichts als Land!“ Damit legte er sich hin und schlief ein. Am Morgen des

vierten Tages gestand er, den Weg nicht zu kennen, entfernte sich und kam nicht wieder. Man folgte der Richtung, die er genommen hatte und gegen elf Uhr bemerkte man einige Vögel und die Fährte eines Rhinoceros. Bei diesem Anblick spannte man die Ochsen aus, die von der Anstrengung und dem Durst furchtbar litten. Die armen Thiere, die ohne Zweifel das Zeichen verstanden, liefen sofort dem Mababe zu, einem Fluß, der aus dem Tamuna'le kommt und in westlicher Richtung von unsern Wanderern lag. Der Wasservorrath war durch einen von den Dienstleuten vergeudet worden und nur ein kleiner Theil noch übrig, den man für die Kinder bewahrte. In schmerzlicher Unruhe wurde die Nacht zugebracht. Der Morgen kam und noch immer kein Wasser. Es war ein entsetzlicher Gedanke, die Kinder vor Durst verschmachten zu sehen. Endlich am fünften Tage Nachmittags kehrten einige von den Leuten, die vorausgeschickt waren, mit Wasser zurück. Nie hatte Livingstone den wahren Werth dieser kostbaren Flüssigkeit so erkannt, als in diesem Augenblicke.

Die Ochsen waren auf dem Wege zum Mababe wahrscheinlich durch ein kleines Gehölz gekommen, wo es Tsetsefliegen gab, ein Insekt, dessen Schädlichkeit man nach kurzer Zeit sehr empfinden sollte. — Echoko war glücklich zu den Baveine gekommen, und als man eben das Ufer des

Flusses erreichte, zeigte er sich an der Spitze eines Haufens dieser Leute. Um nun seinen Freunden zu zeigen, wie viel er gelte, kam er mit einer gebieterischen Miene auf die Fremden zu, befahl dem Zuge Halt zu machen, setzte sich nieder, nahm seine Pfeife und verlangte Feuer und Tabak. Er spielte seine Rolle mit so viel natürlichem Geschick, daß man ihn in der That bewundern mußte. Er vertrat die merkwürdige Wüstenrace, der er angehörte, in ausgezeichneter Weise, und so wenig es sein Benehmen um die Gesellschaft verdient hatte, war er doch von Allen gern gesehen.

Am andern Tage gelangte man zu einem Dorfe der Banaschoa, einem Stamme, der sich weit bis nach Osten erstreckt. Das Dorf lag am Rande eines Sumpfes, in den sich der Mababe verläuft. Die Kornerndte war mißrathen, und die Leute lebten gegenwärtig nur von der Tsitla-Wurzel, einer Arroidee, die sehr viel Stärkemehl enthält. Getrocknet, zu Mehl gestampft und dann in Gährung gebracht, giebt sie ein angenehm schmeckendes Nahrungsmittel.

Die Frauen der Banaschoa scheeren ihr Kopfsaar vollständig ab und sind von schwärzerer Hautfarbe als die der Betschuanas. Ihre Hütten errichten die Banaschoa auf Pfählen und des Nachts wird Feuer darunter angezündet,

um durch den Rauch die Moskitos zu vertreiben, die an den Ufern des Samunakle und des Nababe noch zahlreicher sind als anderswo. Der Häuptling des Dorfes, Maschane, schien sehr geringe Geistesfähigkeiten zu besitzen, aber er hatte doch so viel Verstand gehabt, um einem jüngeren Mitgliede seiner Familie, dem Moroa Maschane, das heißt: Sohn des Maschane, seine Macht abzutreten. Moroa, der häßlichste Neger, dem Livingstone je begegnet ist, in der Art, wie man ihn zuweilen auf den Schildern der Tabaksläden abgebildet sieht, unternahm es die Reisenden über den Sonta zu bringen und bis an die Ufer des Chobe in das Land Sebituane's.

Die Nacht mußte man an einem Orte zubringen, der von der Tsetse-Fliege heimgesucht war, und man beeilte sich am Morgen auf das jenseitige Ufer zu kommen. Diese Fliege (*Glossina morsitans*), von welcher Major Bardon im Jahre 1848 die ersten Exemplare von den Ufern des Zimpopo nach England brachte, ist nicht viel größer als unsre gewöhnliche Hausfliege; sie ist braun, fast von derselben Farbe wie die gemeine Honigbiene und hat auf dem hintern Theile des Leibes drei oder vier gelbe Querstriche. Sie ist von einer erstaunlichen Behendigkeit\*), denn ihre

\*) Mit der Schnelligkeit eines Pfeiles, schreibt Hr. von Castelnau, schießt sie auf den Gegenstand herab, den sie angrei-

Flügel sind weit länger als ihr Leib, und es ist sehr schwer, sie während des Tages mit der Hand zu fangen; aber am Morgen und Abend benimmt ihr die Frische der Temperatur einen Theil ihrer Geschwindigkeit. Wer einmal das eigenthümliche Gesumm der Tsetse-Fliege gehört hat, vergißt es nie wieder. Der Stich dieses giftigen Insekts bringt Hunden, Ochsen und Pferden unfehlbar den Tod. Livingstone verlor auf diese Art während seiner Reise drei- undvierzig stattliche Ochsen; und doch hatte man sie sorgsam bewacht und es hatten wohl höchstens zwanzig Tsetse-Fliegen auf ihnen gefressen.

Merkwürdiger Weise ist aber der Stich dieser Fliege den Menschen und den wilden Thieren, ja selbst den Kälbern, so lange sie noch saugen, vollkommen unschädlich. Die Wohnplätze dieser Insekten sind genau abgegrenzt; so war z. B. das südliche Ufer des Chobe überfüllt damit, während am jenseitigen Ufer in einer Entfernung von

---

fen will und ihr Blick scheint durchdringend zu sein. Ein anderer Reisender, Hr. Chapman, erzählt, daß er an seinem Kleide ein fast unmerkliches Loch hatte, das von einem Dorn gerissen war. Die Tsetse-Fliege, als ob sie wüßte, daß sie das Tuch des Kleides nicht durchdringen könne, richtete nun wiederholt ihren Angriff gegen diese kleine nicht geschützte Oeffnung und stach hinein, ohne je ihr Ziel zu verfehlen.

kaum funfzig Schritt das Vieh ruhig weiden konnte und keine Fliege zu sehen war. Dies war um so auffallender, als Livingstone die Eingebornen auf dieses Ufer zuweilen Stücke rohes Fleisch bringen sah, auf welchem Fliegen in Menge saßen.

Wenn man eins dieser Insekten auf der Hand hat und es ohne Störung ruhig gewähren läßt, so sieht man, wie es den mittleren Stachel des dreigespaltenen Saugerüßfels ziemlich tief in die Haut einsetzt, den Bohrer dann ein wenig zurückzieht und sich mit den Kinntackern beschäftigt, bei deren hastiger Bewegung die Wunde eine karmoisinrothe Färbung bekommt. Der vorher eingeschrumpfte Leib der Fliege schwillt allmählig an, und, wenn sie nicht unterbrochen wird, fliegt sie ruhig wieder fort, sobald sie sich mit Blut gefüllt hat. Man empfindet nun ein leichtes Jucken, wie nach dem Stich eines Moskito. Bei dem Ochsen scheint die unmittelbare Folge eben so ungefährlich zu sein wie beim Menschen; er bleibt so ruhig nach wie vor dem Stich, doch schon nach wenig Tagen zeigen sich eigenthümliche Symptome: Augen und Nase fangen an zu laufen, die Haut schauert wie vor Frost und unter den Kinntackern stellt sich eine Geschwulst ein. Der Ochse wird von Tage zu Tage magerer, obgleich er fortfährt zu weiden, und diese Abmagerung ist von einer immer mehr er-

tennbaren Erschlaffung der Muskeln begleitet. Dann stellt sich ein Durchfall ein, das Thier frist nicht mehr und endet bald in einem Zustande vollständiger Erschöpfung. Ochsen, welche wohlgenährt waren, werden nach dem Stich von einem Taumel erfaßt, als ob ihr Gehirn angegriffen wäre. Sie erblinden und fallen kurze Zeit darauf. Ein plötzlicher Temperaturwechsel, durch Regen herbeigeführt, scheint den Verlauf der Krankheit zu beschleunigen. Im Allgemeinen dauert die Abmagerung mehrere Monate lang; aber, was man auch immer anwenden möge, der Tod ist unausbleiblich.

Wird ein solches Thier secirt, so findet man das Zellengewebe unter der Haut mit Luft gefüllt, als ob es aus einer Menge von Seifenblasen bestände, oder als ob ein unehrlicher Fleischer es aufgeblasen hätte, um ihm den Anschein von Fett zu geben. Das Fett ist von einer öligen Beschaffenheit und sieht grüngelb aus. Die Muskeln sind so schlaff und das Herz so weich, daß man beim Anfassen hindurchgreift; ebenso verhält es sich mit Lunge und Leber. Der Magen und die Eingeweide sind blaß und leer, und die Gallenblase ist mit Galle gefüllt und ausgedehnt. Diese Anzeichen deuten darauf hin, daß eine Vergiftung des Blutes stattfindet, und es ist in der That so. Der Giftkeim wird durch den Rüssel des Insekts eingebracht;



das Gift, welches in einer Drüse enthalten ist, die an der Wurzel des Rüssels liegt, hat wahrscheinlich die Fähigkeit sich zu vervielfältigen, denn man findet bei einem Thier, das durch den Stich der Tsetse getödtet ist, so wenig Blut, daß beim Zerlegen die Hände kaum davon besleckt werden.

Der Esel, das Maulthier und die Ziege haben den Stich dieses Insekts so wenig zu fürchten wie der Mensch und die wilden Thiere. Daher kommt auch, daß die Ziege bei vielen der zahlreichen Völkerstämme, die an den Ufern des Zambese wohnen, wo die Tsetse-Fliege eine wahre Landplage wird, das einzige Haushier ist. Die Kinder des Missionairs wurden öfter von der Tsetse gestochen, ohne nachtheilige Folgen zu empfinden, und eben so weideten inmitten dieser Fliegenschwärme ganz ungefährdet Antilopen, Büffel, Zebras und Schweine, obgleich doch zwischen der Natur des Pferdes und des Zebra, des Ochsen und des Büffels, des Schafes und der Antilope kein großer Unterschied ist. Saugende Kälber sind vor den Wirkungen des Stiches gesichert, saugende Hunde dagegen nicht.

Wenn die Krankheit einmal ausgebrochen ist, so giebt es kein Heilmittel. Der Stamm des Sebituane verlor einmal beinahe alles Vieh, weil er sich, ohne es zu wissen, in einer Gegend niedergelassen hatte, die von diesen furcht-

baren Fliegen heimgesucht war. Auch das Impfen gewährt keinen Schutz; doch ist es wahrscheinlich, daß, wenn sich in Folge der Verbreitung der Feuerwaffen im Süden das Wild vermindert, dies gleichfalls die Verminderung der Tsetse-Fliege nach sich ziehen wird; denn, der Nahrung beraubt, muß sie nothwendig verschwinden.

Die Makololo an den Ufern des Chobe empfingen unsre Reisenden sehr freundlich. Ihr Häuptling Sebituane wohnte zwanzig englische Meilen weiter stromabwärts. Als er vernahm, daß die weißen Männer auf dem Wege zu ihm seien, war er sofort von Naliele, einer Stadt im Lande der Barotse, aufgebrochen, um sich nach Sesheke zu begeben und hatte dann noch hundert Meilen weiter gemacht, um die Fremden in seinem eignen Lande zu bewillkommen. Er empfing sie auf einer Insel im Chobe, umgeben von den Vornehmsten seiner Leute. Alle sangen; ihr Gesang glich aber mehr einem Kirchengesange, als dem eintönigen e e e ä ä ä der Betschuanen. Als Sebituane von den Schwierigkeiten hörte, welche die Weißen gehabt hätten, zu ihm zu gelangen, und wie ertrübt sie wären, sich nun endlich ihm gegenüber zu befinden, versicherte er sie nicht minder seiner eignen Freude, und fügte hinzu: Eure Ochsen werden jedenfalls sterben, denn sie sind sämmtlich von der Tsetse gestochen; aber macht euch deshalb keine

Sorge, ich habe Vieh genug und werde euch so viel geben, als ihr bedürft. Er ließ auch sogleich einen Ochsen und einen Krug mit Honig herbeibringen und vertraute dann seine Gäste der Obhut eines gewissen Mahale, der sich an der Spitze der Gesandtschaft befunden, welche die Einladung des Häuptlings nach Kolobeng überbracht hatte. Man gab ihnen als Decken für die Nacht Ochsenhäute, die mittelst einer besonderen Zubereitung so weich wie Tuch waren. Sie wurden das Eigenthum des Mahale, denn der Häuptling nahm nichts zurück, was er verliehen hatte.

Noch lange vor Tagesanbruch erschien Sebituane und setzte sich an dem Feuer nieder, welches man hinter der Hecke bei dem Lager der Fremden angezündet hatte. Er erzählte ihnen von all den Mühseligkeiten, die er selbst erduldet hatte, als er in seiner Jugend die Wüste durchwanderte. Sebituane war unstreitig der bedeutendste Mann in der ganzen Gegend, und ein kurzer Abriß seiner merkwürdigen Lebensschicksale wird für den Leser nicht ohne Interesse sein.

Sebituane war damals etwa 45 Jahr alt, von hohem Wuchs und kräftigen Gliedern, doch der Kopf ein wenig kahl; seine Haut hatte die Farbe von Milchkaffee. Sehr überlegt und würdevoll in seinem Benehmen, sprach er sich doch mit vieler Offenherzigkeit aus. Er galt für den

größten Krieger, von dem man je nördlich von der Cap-colonie gehört hat. Statt dem Beispiel anderer Häuptlinge zu folgen, welche Krieg führten, ohne der Gefahr die Stirne zu bieten, führte Sebituane jederzeit selbst die Seinigen in den Kampf. Sobald er des Feindes ansichtig wurde, prüfte er mit dem Finger die Schneide seiner Streitart und sagte: „Sie ist scharf, und wer zu fliehen versuchen sollte, wird fühlen, daß sie schneidet.“ Man wußte, daß er ohne Gnade den getödtet haben würde, der feiger Weise das Schlachtfeld verlassen hätte, und er war zugleich ein so ausgezeichnete Läufer, daß der Feigling keine Hoffnung hatte, ihm durch die Flucht zu entkommen. Als sich einige von seinen Leuten während des Kampfes versteckt hatten, hatte er sie ruhig nach Hause ziehen lassen; bei seiner Rückkehr aber ließ er sie vor sich bringen und sagte: „Ihr habt lieber hier, als draußen im Kampf mit dem Feinde sterben wollen: wohlan, euch soll nach euerm Wunsche geschehn!“ Diese Worte waren das Zeichen zu ihrer sofortigen Hinrichtung.

Der Häuptling war aus der Gegend der Quellen des Eikwa und des Namagari gebürtig, also acht bis neunhundert englische Meilen südlich von dem Ort, wo ihn Livingstone jetzt antraf. Er war nicht der Sohn eines Häuptlings, doch der Herrscherfamilie der Bahutu sehr

nah verwandt. Als jener Volksstamm von Sikonyele besiegt und zerstreut wurde, befand sich auch Sebituane unter der ungeheuern Horde von Bilden, die im Jahre 1824 durch die Griquas von Kuruman vertrieben wurden. Er floh mit einer kleinen Anzahl seiner Landsleute und einigen Stück Vieh gegen Norden. Als sie zu Melitta angekommen waren, vereinigten sich die Bangwaketse mit den Bakuena, den Bakatla und den Bahurutse, um sich der Flüchtlinge zu bemächtigen und sie aufzufressen. Aber Sebituane stellte die Männer voran, die Weiber hinter das Vieh, und mit dem ersten Anlauf schlug er seine Feinde in die Flucht, worauf er unverzüglich die Stadt und die ganze Habe des Mababe, des Häuptlings der Bangwaketse, in Besitz nahm.

Später ließ er sich in Titubaruba nieder, der jetzigen Residenz von Sechele, wo sein Volk im Kampfe mit den holländischen Boers viel erdulden mußte. Auch in dem nördlichen Theile des Betschuanenlandes trafen ihn schwere Wechselfälle. Zweimal raubten ihm die Matebele (Zulu-kassern) all sein Vieh; er hielt aber stets seine Krieger beisammen und es gelang ihm, mehr wieder zu gewinnen als er verloren hatte. Damals war es, wo er die Wüste fast auf dem nämlichen Wege durchwanderte, den unsre Reisenden zurückgelegt hatten. Er hatte einen gefangenen

Betschuana zum Führer, und da man die Nacht zu Hülfe nehmen mußte, um eine Quelle zu erreichen, so gelang es dem Führer die Flucht zu ergreifen. Am folgenden Morgen fand sich Sebituane in dem Augenblick, wo er gehofft hatte, an der Quelle zu sein, auf der nämlichen Stelle wieder, die er am Abend vorher verlassen hatte. Von Durst gepeinigt, kehrte die Mehrzahl seiner Ochsen nach Serotli zurück, wo damals noch ein großes Wasserbecken war, oder lief nach Maschue und Lopepe, den Wohnorten ihrer früheren Herren. Sebituane ergänzte sein Zugvieh bei den Batletli aus der dort eigenthümlichen Race großgehörnter Rinder. Nachdem er sich zum Herrn der Ufer des Kumadai-Sees gemacht hatte, hörte der unerjrockene Häuptling dieser Handvoll Flüchtlinge von Europäern sprechen, die auf der Westküste wohnten, und getrieben von dem Wunsch, Verbindungen mit den Weißen anzuknüpfen, ein Wunsch, der ihm immer vorgeschwebt zu haben scheint, wandte er sich nach Südwesten und gelangte in jene Gegenden, welche später von Galton und Andersson besucht worden sind. Dort, in dem Lande der Damaras, kam er, fürchtbar von Durst gequält, zu einem kleinen Brunnen, dessen Wasser für Menschen und Vieh nicht ausreichend war. Sebituane entschied, daß nur die ersteren trinken sollten, weil ihr Leben das werthvollere sei. Am andern

Morgen aber fand er weder Kühe noch Ochsen mehr, die sämmtlich zu den Damaras entlaufen waren, und der Häuptling trat ärmer, als er gekommen war, seinen Rückweg nach Norden an.

Er ging am Teougheflusse aufwärts bis zum Sorigahügel und zog dann durch eine sumpfige Gegend nach Osten bis zu dem niedrig liegenden Becken des Liambye. Da er das Land jedoch nicht zur Niederlassung eines Hirtenstammes wie der seinige geeignet fand, so wanderte er stromabwärts zum Lande der Batoka und Baschubia, die damals auf dem Gipfel ihrer Macht standen. Sebituane mußte fortwährend die verschiedenen Völkerstämme angreifen, mit denen er zusammentraf; er war jedoch, nach der Aussage seiner Leute, jederzeit vollkommen im Rechte. Die Batoka lebten in jener Zeit auf den großen Inseln des Zambesi oder Liambye, wo sie, begünstigt durch die Eigenthümlichkeit ihrer Lage, wandernde oder flüchtige Männer an sich lockten und unter dem Vorwande, sie über den Fluß zu setzen, dieselben auf öden Flußinseln aussetzten, sie vollständig ausplünderten und dann dem Elend überließen. Sekomi, der Häuptling der Bamangwato, wäre schon in seiner Kindheit das Opfer einer solchen Treulosigkeit geworden, wenn nicht ein Mann, der noch am Leben ist, seiner Mutter behülflich gewesen wäre, während der Nacht

mit dem Knaben zu entfliehen. Der Zambesi ist so breit, daß man nicht unterscheiden kann, ob es der Rand einer Insel oder der des Ufers ist, den man vor sich sieht; Sebituane aber verlangte mit seiner gewöhnlichen Vorsicht, daß der Häuptling, welcher ihm anbot, ihn auf das andere Ufer zu bringen, sich zu ihm in den Kahn setze, und nun behielt er ihn so lange bei sich, bis Menschen und Vieh wohlbehalten jenseits gelandet waren.

Die Batoka bildeten damals einen zahlreichen Volksstamm und liebten es, ihre Dörfer mit den Schädeln von Fremden auszuputzen. Als nun Sebituane sich den großen Fällen des Zambesi näherte, sammelte sich ein zahlreiches Heer, den Makololo die Köpfe abzuschneiden und diese als Trophäen zu benutzen. Allein die Batoka gaben damit Sebituane nur einen erwünschten Vorwand sie anzugreifen, und, nachdem er sie besiegt hatte, nahm er ihnen so viel Vieh weg, daß seine Leute sich um die geraubten Hammel und Ziegen gar nicht einmal kümmern mochten. Er durchzog sodann den ganzen Landstrich bis nach dem Kafue hin und siedelte sich hier in einem Lande an, dessen sanftwellenförmige Ebenen mit einem feinen und kurzen Grase bedeckt sind und wenig Wald haben. Die Makololo haben an diese gleichzeitig schöne und gesunde Gegend eine große Anhänglichkeit.



Als aber die Matebele oder Zulukaffern unter Anführung des Mosilikaze über den Liambye kamen, griffen sie Sebituane an und raubten ihm Vieh und Weiber. Er sammelte jedoch seine Leute, verfolgte die Räuber und jagte ihnen die ganze Beute wieder ab. Nachdem er noch einen zweiten Angriff der Matebele zurückgeschlagen, kam ihm wieder der Gedanke, den Zambesi abwärts zu gehen und die Weißen zu besuchen, denn er bildete sich ein, er werde in Frieden leben können, sobald er eine Kanone habe. Sebituane, der sein ganzes Leben lang Krieg geführt hatte, schien endlich mit Sehnsucht nach einer friedlichen Existenz zu verlangen. Ein Prophet bestimmte ihn, sich von Neuem nach Westen zu wenden. Dieser Mann, der Lapane hieß, den das Volk aber Senoga nannte, das heißt: „Einer, der sich mit den Göttern unterhält,“ war geistesgestört. Er zog sich zuweilen in die Verborgenheit zurück, ohne daß man wußte wohin — wahrscheinlich wohl in eine Höhle — und blieb dort bis zum Eintritt des Vollmondes. Wenn er dann wieder zum Vorschein kam, so regte er sich allmählig bis zur Entzückung auf, wie es Alle thun, die geheime Eingebungen zu empfangen vorgeben. Diese vermeintlichen Propheten beginnen ihre Operationen mit einer heftigen Muskelbewegung, sie springen, stampfen lebhaft mit den Füßen auf die Erde oder schlagen sie mit einer Keule,

während sie in eigenthümlicher Weise dazu schreien. Endlich gerathen sie in Verzückungen, in denen sie ihre Weissagungen von sich geben, ohne jedoch, wie sie behaupten, von den Worten, welche sie ausstoßen, Kenntniß zu haben.

„Sebituane,“ schrie Elapane, indem er gegen Osten zeigte, „ich sehe dort ein Feuer, trage Sorge, es zu vermeiden, denn dieses Feuer wird Dich verbrennen. Er gehe nicht dorthin, sagen die Götter zu mir.“ Dann sich nach Westen wendend fuhr er fort: „Ich sehe eine Stadt und ein Volk von schwarzen Menschen, die am Rande des Wassers leben und deren Vieh roth ist. Dein Stamm geht unter und wird vertilgt werden, Sebituane; aber Du wirst über schwarze Menschen herrschen, und wenn Deine Krieger das rothe Vieh erbeutet haben werden, so lasse die Besiegten nicht tödten, denn sie werden Dein Volk bilden und ihre Stadt wird die deinige sein. Schone sie, damit sie Dich nöthigen eine neue Stadt zu bauen. Was Dich anbetrifft, Romosinii, so wird Dein Dorf vollständig zerstört werden; wenn Mokari sich entfernt, so wird er der Erste sein, welcher stirbt und Du wirst von Allen zuletzt sterben. Die Götter haben gewollt, daß die andern Menschen Wasser hätten, um ihren Durst zu stillen, aber mir haben sie nur den bitteren Trank des Chuburu (Rhinoceros) gegeben. Sie rufen mich, und ich kann nicht länger mehr hier verweilen.“

Diese Prophezeiung, deren Eigenthümlichkeit natürlich in der Uebertragung viel verliert, beweist einen beobachtenden Geist. Die von Tlapane empfohlene Politik war sehr verständig, und da nicht lange darauf der Tod des Propheten erfolgte, so wie der der beiden Männer, die er genannt hatte, und gleichfalls die Zerstörung ihres Dorfes, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß Sebituane den Rathschlägen der prophetischen Stimme des Senoga genau Folge leistete. Das Feuer, welches Tlapane bezeichnet hatte, war augenscheinlich das der portugiesischen Gewehre, von denen er wohl hatte sprechen hören. Die schwarzen Leute, die er im Westen wahrnahm, waren die Barotse oder Baloiana, wie sie sich selbst nennen, und Sebituane, obgleich er zuerst angegriffen wurde, verschonte dennoch ihre Häuptlinge. Als er dann im Barotsethal hinaufzog, wurde er von den Matebele verfolgt, die, weil sie ihre früheren Niederlagen nicht vergessen konnten, ein ansehnliches Heer sammelten und den Liambe aufwärts gingen, um ihren Feind zu erwarten. Sebituane half sich durch eine List. Er brachte als Lockspeise auf eine der großen Flußinseln einige Ziegen, und mehrere Kähne, deren Fährleute Sebituane ergeben waren, wurden den Matebele zur Verfügung überlassen. Als sich diese nun sämmtlich auf der Insel befanden, entfernten sich die Kähne, und die Matebele, die

nicht schwimmen können, waren in der Falle. Nachdem sie die Ziegen verzehrt hatten, nährten sie sich von Wurzeln und wurden allmählig so schwach, daß die Makololo, die nun landeten, sie ohne Widerstand abschlachteten. Doch wurden die Frauen und die Kinder von den Siegern mitgenommen und dem Stamme der Makololo einverleibt.

Als sich die Nachricht dieser Niederlage verbreitete, nahmen die Krieger des Mosilikage ihrem Häuptling abermals das Versprechen ab, sie an den Makololo zu rächen. Diesmal nahm das Heer Kähne mit sich, um vor einem ähnlichen Schicksal geschützt zu sein; aber Sebituane hatte inzwischen die Barotse unterworfen, und die jungen Männer dieses Stammes hatten die Führung der Kähne gelernt. Er benutzte dies, um den Fluß hinabzugehen, und von Insel zu Insel ziehend, überwachte er die Bewegungen des Feindes in solcher Nähe, daß es den Matebele unmöglich war, von ihren Fahrzeugen Gebrauch zu machen, ohne ihre Kräfte zu theilen. Endlich sammelten sich alle Makololo mit ihrem gesammten Viehstande auf der Insel Loyelo und fuhren fort Tag und Nacht ihre Feinde zu belauern. Nach einiger Zeit setzte Sebituane über den Theil des Flusses, der ihn von den Matebele trennte, ging gerade auf sie zu und sagte: „Warum wollt ihr mich tödten? Ich habe euch niemals angegriffen, ich habe euerm Häuptling

nie ein Leid zugefügt. Nein, die Schuld ist auf eurer Seite.“ Die Matebele erwiederten nichts, aber am folgenden Morgen waren sie verschwunden, und die Kähne, welche sie so weit mit sich gebracht hatten, lagen zerbrochen am Ufer. Es sollen aber von dem zahlreichen Heere nur fünf Menschen wieder nach Hause gekommen sein, die Andern erlagen sämmtlich dem Fieber, dem Hunger und den Verfolgungen der Batoka.

Sebituane hatte nun sämmtliche Stämme eines unermesslichen Landstriches seiner Oberhoheit unterworfen, ja noch mehr, er hatte sich sogar dem schrecklichen Mosilikaze furchtbar gemacht; gleichwohl mißtraute er diesem grausamen Häuptling, und da die Batoka, welche die Inseln bewohnten, den Matebele behülflich gewesen waren, über den Zambesi zu kommen, so überfiel er sie plötzlich und vertrieb sie aus ihren Schlupfwinkeln, die sie für unangreifbar gehalten hatten. Damit leistete er jedenfalls dem Lande einen großen Dienst, denn er beseitigte das Hinderniß, welches bis dahin den Handelsverkehr mit dem großen Thale von Inner-Afrika gehemmt hatte. Es machte ihm wenig Sorge, daß einige der Häuptlinge zu Mosilikaze entkommen waren. „Mögen sie bei ihm leben,“ sagte er, „der Zambesi ist meine Vertheidigungslinie.“ Er stellte deshalb längs des Flusses zahlreiche Schildwachen auf, um



diese Grenzlinie zu schützen. Als er vernahm, daß ihn die weißen Männer besuchen wollten, so bot er Alles auf, um ihnen die Reise zu erleichtern. Sechele, Sekomi und Sechulatebe verdankten ihm ihre Macht, und der letztere hätte die Hindernisse, durch die er Livingstone zurückzuhalten versuchte, leicht theuer bezahlen können.

Sebituane war von dem Kleinsten, das im Lande vorging, unterrichtet, denn er verstand es, sich allgemein beliebt zu machen, sowohl bei Fremden, wie bei seinem eignen Volke. Wenn arme Leute in die Stadt kamen, um Felle und Hacken zu verkaufen, so ging er zu ihnen, wie armselig sie auch aussehen mochten, und fragte, ob sie Hunger hätten. Dann ließ er Honig, Mehl und Milch herbeibringen, kostete selbst davon in ihrer Gegenwart, um ihnen jeden Verdacht zu nehmen, und bereitete ihnen eine Mahlzeit, welche vielleicht die erste gute war, die sie in ihrem ganzen Leben genossen hatten. Hingerissen von der Leutseligkeit seines Wesens, seinem freigebigen Benehmen, öffnete sich ihr Herz und sie gaben nun dem Häuptling, der sie so wohlwollend aufnahm, jede Auskunft, die sie zu geben vermochten; aber sie verbreiteten auch noch außerdem sein Lob in der Ferne, und immer, wenn die Rede auf Sebituane kam, hörte Livingstone sagen: Er hat ein Herz und ist weise!



Der Häuptling nahm das Vertrauen, welches den Missionair bewogen hatte, seine Kinder mitzubringen, sehr hoch auf und versprach ihn selbst durch alle Theile seines Landes zu führen, damit sich Livingstone den geeignetsten Ort für seine künftige Niederlassung auswählen könne. Es sollte nämlich nach dem Plane der Reisenden der Missionair im Lande bleiben und sich dem Unterricht der Eingebornen widmen, während Oswell den Zambesi aufwärts gehen wollte, um den Lauf desselben zu erforschen. Doch gerade jetzt, wo Sebituane seinen sehnlichsten Wunsch, mit weißen Männern in Verbindung zu treten, erfüllt sah, erkrankte er an einer Lungenentzündung, welche die Folge einer alten Wunde war. Obgleich Livingstone die Gefahr erkannte, wagte er es doch nicht, die Verantwortlichkeit einer ärztlichen Behandlung auf sich zu nehmen, aus Besorgniß, das Volk werde ihm den Tod des Häuptlings zur Last legen. Die eingebornen Aerzte fanden diese Furcht auch wohl begründet und sagten zu ihm: du handelst klug und weise, denn wenn der Häuptling stürbe, so würde dich Jedermann tadeln.

Im vorhergehenden Jahre hatten ihn die Barotse von einem gleichen Anfall dadurch wiederhergestellt, daß sie die Brust stark schröpften, allein die Makololo-Doctoren rügten ihm kaum die Haut. Am folgenden Sonntag besuchte ihn

Livingstone mit Robert, dem ältesten seiner drei Kinder. „Tritt näher,“ sagte der Häuptling, „und sieh, in welchem Zustande ich mich befinde. Es ist vorbei mit mir.“ Da Livingstone sah, daß Sebituane das Rettungslose seiner Lage erkannte, so hielt er es für unnöthig, zu widersprechen und fügte nur einige Worte über das künftige Leben hinzu und die Hoffnung, die uns nach dem Tode erwarte. „Was sprichst du davon?“ entgegnete einer der Doctoren, die bei dem Häuptling waren, „Sebituane stirbt nie!“ Hätte nun Livingstone dem entgegnet, so würde sich das Gerücht verbreitet haben, er habe ihm den Tod gewünscht. Er stand also auf um zu gehen, nachdem er schweigend die Seele des Sterbenden der ewigen Barmherzigkeit empfohlen hatte. Da richtete sich der Häuptling auf seinem Lager ein wenig auf, rief einen Diener und sagte zu ihm: „Bringe Robert zu Maunku (eine seiner Frauen), sie soll ihm Milch geben.“ Dies waren seine letzten Worte. Die Reisenden erfuhren seinen Tod erst am andern Morgen.

Die Betschuanenstämme haben den Gebrauch, ihre Häuptlinge innerhalb einer Viehhürde zu beerdigen und das Vieh ein oder zwei Stunden lang über das Grab zu treiben, damit jede Spur desselben verwischt werde. Livingstone wohnte der Bestattung bei und ermahnte bei dieser Gelegenheit die Angeesehensten des Volkes, einträchtig für



den Erben Sebituane's zusammenzuhalten, ein Rath, der ihrerseits gut aufgenommen wurde.

Nach dem Wunsche des Verstorbenen ging die Häuptlingswürde auf seine Tochter Mamochijane über, die zwölf Stunden nördlicher in der Stadt Naliele wohnte. Auf die Botschaft, welche die Reisenden dorthin sandten, erwiderte sie, es solle ihnen gänzlich freistehn, das ganze Land zu durchreisen und sich niederzulassen, wo es ihnen gut dünken würde. Livingstone und Oswell gingen nun hundertdreißig Meilen weit nordöstlich bis nach Seschete, und Ende Juni 1851 entdeckten sie in der Mitte des afrikani- schen Continents den Zambesi. Bis dahin war man vollständig in Unkenntniß gewesen, daß der Zambesi diese Gegenden durchströme, denn sämtliche portugiesische Kar- ten verlegten seinen Ursprung um Vieles östlicher. Wenn in der Gegend zwischen dem 12. und 18. Grad südl. Br. Handelsstationen gegründet worden wären, so hätte man diesen prächtigen Theil des Flusses schon seit lange kennen müssen. Unsrer Reisenden sahen ihn am Ende der trocknen Jahreszeit, zu einer Zeit also, wo der Wasserstand der Flüsse am niedrigsten ist, und gleichwohl erblickte man einen tiefen und reißenden Strom, dessen Breite an drei- bis sechshundert Schritte betrug. Oswell versicherte, er habe selbst in Indien keinen schöneren Fluß gesehen. Zur

Zeit seiner jährlichen Anschwellung steigt der Zambezi in senkrechter Höhe um volle zwanzig Fuß und überschwemmt das Land auf eine Strecke von funfzehn bis zwanzig Meilen.

Die Gegend zwischen dem Schobe und dem Zambezi ist vollständig flach; ungeheure Ameisenhügel waren die einzigen Erhebungen, die man wahrnahm; dieselben sind meist mit wilden Dattelpalmen und Palmyrapalmen bedeckt. In einzelnen Theilen der Ebene findet man auch Wälder von Mimosen und Mopanebäumen. Hin und wieder sammelt sich auf weiten Strecken Wasser an, und an den Ufern oder in der Nähe des Schobe giebt es große Sümpfe, die von den Makololo bewohnt sind, die hier durch den fast undurchdringlichen Pflanzenwuchs, der die Ufer der tiefen Flüsse bekleidet, vor ihren Feinden Schutz finden. Livingstone konnte ihnen mit gutem Gewissen nicht zureden, um seinetwillen ihren Zufluchtsort zu verlassen; andrerseits aber ist diese Gegend so ungesund, daß ihre ersten Bewohner, die Basuto, fast gänzlich den Fiebern erlegen sind, und einem solchen Schicksal wollte Livingstone die Seinigen doch nicht aussetzen. Die Bezirke dagegen, in denen man eine reine Luft athmete, lagen so offen und boten so wenig Sicherheit gegen einen möglichen Angriff, daß man durchaus nicht wagte, dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen.

Da unsre Reisenden die ersten weißen Menschen waren, welche in dieses Land kamen, so fanden sich täglich eine Menge neugieriger Besucher ein; einer derselben war mit einem bunten Schlafrock von Kattun bekleidet; viele andre trugen auch Kleider von blauem, grünem und rothem Wollenstoffe oder auch von bedrucktem Kattun. Die Makololo hatten diese Kleidungsstücke, ihrer Aussage nach, von den Mambari erhalten, die Knaben dafür eintauschten. Der Stamm der Mambari wohnt in der Nähe von Bihe in Benguela. Erst im Jahre 1850 nahm der Sklavenhandel mit den Makololo seinen Anfang, und ohne die Schwierigkeiten, welche Lechulatebe unsern Reisenden in den Weg legte, würden diese gerade ~~zur~~ gekommen sein, um Sebituane abzuhalten, seine Einwilligung zu einem so abscheulichen Handel zu geben. Die Mambari waren schon früher zu dem Barotsehauptling gekommen; der aber hatte nicht gestatten wollen, daß man ihnen auch nur ein Kind verkaufe. Nun waren sie lange Zeit fortgeblieben, als sie aber im Jahre 1850 wieder erschienen, waren die Barotse schon der Herrschaft von Sebituane unterworfen. Die Händler hatten eine Anzahl alter portugiesischer Musketen, die für Sebituane sehr verlockend waren, denn er meinte in ihnen ein vortreffliches Mittel zu finden, die Matebele zu besiegen. Er wollte daher die Waffen gegen Elfenbein

oder Vieh eintauschen, die Mambari aber wollten sie nur für Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren fortgeben. Die Makololo hatten bis dahin nie von einem Menschenhandel gehört, und der Vorschlag mißfiel ihnen durchaus; gleichwohl trug das Verlangen, die Waffen, welche man ihnen anbot, zu besitzen, den Sieg davon, und acht Knaben wurden für eben so viel alte Gewehre ausgetauscht. Es waren übrigens nicht ihre eignen Kinder, welche die Makololo den Mambari gaben, sondern sie gehörten unterworfenen Stämmen an. Livingstone kennt kein Beispiel, daß — in diesem Theile Afrika's — Eltern ihre eigenen Kinder verkauft hätten. Später drängten die Mambari die Makololo zu einem Raubzug auf gemeinschaftliche Rechnung gegen einige Stämme des Ostens. Die Ersteren, die sich mit ihren Schießgewehren daran betheiligten, sollten die Gefangnen haben, die Andern das Vieh. Es wurden damals an zweihundert Slaven fortgeschleppt. Während dieses Raubzuges trafen die Makololo auf einige Araber aus Zanzibar, die ihnen drei englische Musketen für dreißig Gefangene gaben.

Livingstone ist überzeugt, daß man mit Hülfe europäischer Fabrikwaaren, welche die Eingebornen für Elfenbein und andere Landesprodukte eintauschen könnten, im Stande wäre, diesem schändlichen Menschenhandel bald ein

Ende zu machen; dazu ist aber freilich die Anlegung einer Handelsstraße nothwendig, welche die Küste mit dem inneren Afrika verbindet.

Um seine Familie den Gefahren dieses ungesunden Landstriches nicht länger auszusetzen, beschloß Livingstone dieselbe nach England zu schicken und dann allein hieher zurückzukehren, um einen gesunden Ort ausfindig zu machen, der ein Mittelpunkt der Civilisation werden und die Aussicht darbieten könnte, einen Weg in das Innere Afrika's zu erschließen, es sei nun von der West- oder der Ostküste. Er kehrte also mit den Seinigen im April 1852 nach der Capstadt zurück, wo er zum ersten Mal seit elf Jahren sich wieder auf civilisirtem Boden befand, und nachdem er seine Familie an Bord eines nach England zurückgehenden Schiffes gebracht hatte, schied er von ihr mit dem Versprechen, nach Verlauf von zwei Jahren nachzukommen, ein Zeitraum, der sich freilich auf mehr als fünf Jahre erweitern sollte.

Wir haben in dem Vorhergehenden die Erlebnisse des Missionairs in den Jahren 1840—1852 in Kürze geschildert und begleiten ihn jetzt auf seiner langen und gefahrvollen Wanderung im Verlauf der nächsten fünf Jahre (1852—1856).

## Sechstes Kapitel.

Abreise aus der Capstadt im Juni 1852. — Die verschiedenen Regionen des Caplandes. — Der Pflanzenwuchs der Kalahari-Wüste. — Die holländischen Boers. — Thierleben. — Waterboer, Häuptling der Griquas. — Griquas und Betschuanen.

Im Juni 1852 brach Livingstone von der Capstadt auf. Das Ziel seiner Reise war zunächst St. Paulo de Loanda, die Hauptstadt der portugiesischen Besitzung Angola auf der Westküste, und von hier aus wollte er, das ganze südliche Centralafrika schräg durchschneidend, nach Kilimane an der Ostküste. Seine Reisebegleitung bestand aus zwei christlichen Betschuanen aus Kuruman — die besten Diener, welche Livingstone je gehabt hat, — zwei Bakuena und zwei jungen Mädchen, den Wärterinnen seiner Kinder, die nun nach ihrer Vaterstadt Kolobeng wieder zurückkehrten. Der schwerfällige Wagen wurde von zehn Ochsen gezogen. Es ist dies die gewöhnliche Art, wie man in

Afrika zu reisen pflegt; sie ist auch der Gesundheit sehr zuträglich und für diejenigen, die nicht auf Kleinigkeiten ein zu großes Gewicht legen und gern die freie Luft genießen, zugleich sehr angenehm.

Der Weg, den man einschlug, führte fast mitten durch die kegelförmige Landmasse, welche das Vorgebirge der guten Hoffnung bildet. Wenn man dieselbe in drei Längestreifen zerlegt, so wird jede dieser Zonen eine sehr bestimmte Eigenthümlichkeit in Bezug auf Klima, Naturverhältnisse und Bevölkerung darbieten, besonders, wenn man erst die Grenzen der Colonie überschritten hat. An manchen Stellen scheinen freilich die verschiedenen Regionen in einander überzugehen; im Allgemeinen aber behauptet sich nichtsdestoweniger die Besonderheit ihres Charakters, die eine solche Eintheilung rechtfertigt.

Die östliche Zone ist gebirgig und reichbewaldet mit immergrünen Bäumen, auf welche weder Hitze noch Trockenheit einige Wirkung ausüben. Es sind dies u. a. die *Strelitzia*, *Zamia horrida*, *Portulacaria africa*, *Schotia speciosa*, *Euphorbia's*, *Aloë arborescens*. Die Schluchten, die in der Nähe des Meeres liegen, sind mit Bäumen von riesigem Wuchs bedeckt. Im Vergleich mit den andern beiden Zonen ist dieser Landstrich wohlbewässert, auch empfängt er alljährlich eine ansehnliche Regenmasse. Die

Bewohner, bekannt unter dem Namen Kaffern oder Zulu's, sind groß, wohlgebaut und kräftig; sie verbinden mit außerordentlicher Schlaueheit einen tapfern und energischen Charakter, so daß man sie nicht mit Unrecht als „prächtige Wilde“ bezeichnet hat. Ihre physische Entwicklung und ihre Schädelbildung würden sie den schönsten Europäern an die Seite stellen, wenn die Haut nicht schwarz wäre und kein wolliges Haar ihr Haupt bedeckte.

Die angrenzende, mittlere, Zone hat nur niedrige Hügel, und besteht zum größten Theil aus weiten leichtwelligen Ebenen; sie hat wenig Bäche und noch weniger schiffbare Gewässer; es regnet selten und nach Verlauf weniger Jahre stellt sich immer eine große Dürre ein. Keine europäische Getreideart kann hier ohne künstliche Bewässerung fortkommen. Die Bewohner sind Betschuanen, aber obgleich sie augenscheinlich einen Ursprung mit den Kaffern haben, so stehen sie diesen doch an Tapferkeit wie an physischer Entwicklung bei weitem nach.

Die westliche Region ist noch mehr eben als die mittlere und hat nur in der Nähe des Meeres einige Erhöhungen; sie umfaßt die Kalahari-Wüste, jene unermessliche Ebene, die trotz ihres Wassermangels sich durch den Reichtum ihres Pflanzenwuchses auszeichnet.

Daß in dieser Zone auf so weite Strecken hin nur



wenig Regen fällt, läßt sich daraus erklären, daß hier der Ostwind, mit einer leichten Abweichung nach Süden, vorherrschend ist. Die Dünste, die er aus dem Stillen Ocean mit sich führt, finden ihre Ablagerung auf den östlichen Gebirgsabhängen, und wenn die Luftmasse ihre beträchtlichste Höhe erreicht, so gelangt sie an den Rand des großen Thales, welches die Kalahari in sich schließt; sie kommt dann in Berührung mit der verdünnten Luft der Wüste, und diese Luft, die heiß vom Boden aufsteigt, gestattet ihr, die Feuchtigkeit, die sie bis dahin noch bewahrte, zurückzuhalten. Es wird also in einer Region, deren Atmosphäre die Bildung von Wolken verhindert, auch der Niederschlag des Regens gehemmt.

Es ist dieselbe Erscheinung, die man, in kleinerem Maßstabe, am Cap auf dem Tafelberge beobachtet, und die man „das Tisch Tuch“ nennt. Der Südostwind läßt eine dem Durchmesser des Berges entsprechende Luftmasse rasch bis zu einer Höhe von dreitausend Fuß emporsteigen. Die Kälte, der die ausgedehnte Luft plötzlich begegnet, läßt sie sogleich eine Wolke über dem Gipfel des Berges bilden; man sieht das Wasser, das in der Atmosphäre enthalten ist; neue Luftmassen steigen auf und es häufen sich Wolken auf Wolken; doch der obere Theil dieser Dunstmassen ist eben und erscheint unbeweglich — er bildet das „Tisch Tuch.“

Auf der Seeseite dagegen, d. h. unter dem Wind, kräuseln sich die dicken Dünste und gehen nieder; sobald sie jedoch den Punkt erreichen, wo eine wärmere Temperatur der Luft gestattet, eine größere Wassermenge in sich aufzunehmen, verschwinden sie ganz.

Befände sich nun an der Seeseite des Tafelberges eine heiße Hochebene statt einer Kesselhöhlung, so würden die bei einem Südostwinde sich bildenden Wolken, welche jetzt über jene Seite hinab in der heißen niederen Luftschicht verschwinden, zwar einige Feuchtigkeit auf der dem Winde zugekehrten Abdachung und auf dem Gipfel ablagern können; aber die Hitze der Hochebene würde die Wolken alsbald zerstreuen und ihnen nicht mehr gestatten sich niederzusetzen. Man würde dann anstatt daß *Disa grandiflora*, *Gladiolus*, *Binsen* und *Flechten* gegenwärtig die Flora des Tafelberges bilden, nur solchen Pflanzen begegnen, welche die Dürre der Wüste zu ertragen vermögen.

Was die Kalahari betrifft, so erklärt sich der reiche Pflanzenwuchs derselben aus der geologischen Bildung des Landes. Ein Felsengürtel umschließt dieses große Centralthal, welches nach innen zu abfällt und ein Becken bildet, dessen Boden aus dem ältesten silurischen Gestein besteht. Dieses Becken ist an manchen Stellen durchbrochen und gefüllt von Basalten und Breccien, zwischen denen man

häufig eckige Bruchstücke findet, welche älterem Gestein angehören. Trotz der Verschiebungen, welche die ursprüngliche Thalforn zuweilen kaum noch erkennen lassen, ist es doch wahrscheinlich, daß sich diese Beckenbildung noch in sehr weiter Ausdehnung findet, und da die Schicht an den Abhängen auch in den Gegenden, wo ein reichlicher Regenniederschlag stattfindet, nach innen, nach der Mitte des Beckens hin, abfällt, so führt sie muthmaßlich das einsickernde Regenwasser unter die Ebenen, die aus den Wolken nur wenig Feuchtigkeit empfangen. Die Quellen, auf die man stößt, wenn man den Sand aufgräbt, und die von unterirdischen Wasserläufen herrühren, können diese Ansicht bestätigen. Es ist sogar nicht unmöglich, daß das Stromsystem, dem man im Norden begegnet, und dessen Anschwellen, nach Aussage der Eingebornen, das Wasser jener Quellen, welche man Matlomagan-yana, d. h. die Glieder der Kette, nennt, beträchtlich vermehrt, seinen befruchtenden Einfluß sogar bis unter den Boden der Kalahari erstreckt.

Diese eigenthümliche Gestaltung des Bodens erklärt auch den außerordentlichen Unterschied zwischen dem Pflanzenwuchs des mittleren Afrika's und dem von Central-Australien, obgleich beide Regionen zwischen dem 20. und 30. Grade südlicher Breite liegen. In Afrika würde in jenen Gegenden, die nur der Wassermangel unbewohnbar

macht, das Bohren von artesischen Brunnen wahrscheinlich von Erfolg sein. Ueberhaupt sind die Aussichten in die Zukunft, wie Livingstone meint, für Südafrika günstig. Die inneren Bezirke der Capkolonie werden mit jedem Jahre werthvoller, und sie besitzen außerdem ein Klima, das für Lungenfranke sehr zuträglich ist.

Der Weg, den Livingstone einschlug, ging durch die mittlere der drei oben gedachten Zonen bis zum Ngami-See, wo eine vollständig verschiedene Region beginnt. Noch innerhalb der Grenzen der Capkolonie kam er durch Gegenden, die von den Abkömmlingen französischer und holländischer Flüchtlinge bewohnt sind, welche zur Zeit der religiösen Verfolgungen sich nördlich von der Capstadt niederließen. Die, welche in der Nähe der Stadt wohnen, zeichnen sich durch die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und eine allgemeine Intelligenz aus; die entfernter Wohnenden bekümmern sich zwar weniger um das, was die Colonie angeht, sie bilden jedoch einen fleißigen, nüchternen und gastfreundlichen Bauernstand. Für den Volksunterricht ist seit der Zeit, daß Sir Georg Napier Gouverneur der Capkolonie war, vortrefflich gesorgt.

Man muß diese Ansiedler nicht mit den holländischen Bauern, den Boers, verwechseln, die sich, wie schon erwähnt, von der Colonialregierung lossagten, als das englische

Gesetz ihnen die Freigebung ihrer Sklaven anbefahl. Ihre Volkszahl nimmt außerordentlich zu, da sie sich zeitig verheirathen. Das südafrikanische Klima hat wenig Einfluß auf die Leibesbeschaffenheit der Boers geübt. Ihre Haut ist nur etwas bräunlicher oder vielmehr röthlicher, als die ihrer europäischen Stammgenossen.

Die Theile der Colonie, die man durchwanderte, hatten ein ganz unfruchtbares Aussehn. Die ungemaine Dürre des vorhergegangenen Sommers hatte zwei Drittheil des Viehs umkommen lassen; die Landschaft hatte nichts Einladendes; die dunkle Färbung der kahlen Hügel und der dürftige Pflanzenwuchs auf den Ebenen hätten für diese Region die Bezeichnung der Wüste fast gerechtfertigter erscheinen lassen, als für das Thal der Kalahari. Man versichert, daß zu der Zeit, als sich die ersten Europäer hier niederließen, das Land mit dichtem Graswuchs bedeckt war, der aber mit den Antilopen, denen er zur Nahrung diente, verschwunden ist. An die Stelle des Grases sind nun Mesembryanthemen und *Crassula's* getreten, dickblättrige Pflanzen.

Es ist von großem Interesse, zu beobachten, wie in der Natur ganz verschiedenartige Organisationen gegenseitig von einander abhängen. Hier bedurfte das Gras zu seiner Fortdauer der Thiere, die bei der Weide seinen

Samen verbreiteten. Als diese Aussaat aber nach Ausrottung der Antilepen nicht mehr erfolgte, mußte bei der Trockenheit des Bodens diese Form der Vegetation verschwinden; an ihre Stelle kam eine andere Pflanzenfamilie, die der gänzlichen Austrocknung des Erdreichs vorbeugt, die Familie der Mesembryanthemen. Diese Pflanzen bewahren den Samen in den Samengefäßen so lange als der Boden heiß und trocken ist; sie öffnen sich, im Gegensatz zu manchen andern Pflanzen, deren Kapseln von der Hitze aufspringen, nur nach dem Regen, und der Same, den sie austreuen, findet dann das Erdreich für sein Gedeihen zubereitet.

Eine Pflanze dieser Familie, *Mesembryanthemum edule*, ist, wie schon der Beiname sagt, eßbar; eine andere Art hat eine knollige Wurzel, welche man roh genießen kann; alle aber haben dicke und fleischige Blätter, welche die Feuchtigkeit einsaugen und selbst zur Zeit der größten Trockenheit eine Fülle von Saft haben. Man findet sie auch noch weiter nach Norden, wo sie aber inmitten eines sehr üppigen Graswuchses nicht in's Auge fallen. Das *Mesembryanthemum turbiniforme* ist von der nämlichen Farbe, wie der Boden, dem es entspricht, und wie die Steine, die es umgeben. Ein ebenso gefärbtes Heimgchen (*Gryllus*) nährt sich von seinen Blättern.

Da diese Pflanze in einem so trocknen Lande den Schafen und Ziegen weit bessere Nahrung gewährt als das Gras, so bedienen sich die Boers, um sie in Menge zu erzeugen, des nämlichen Mittels, durch welches die Antilopen den Grassamen verbreiteten. Sie holen einige Wagenladungen voll Mesembryanthemen mit reifem Samen, streuen sie auf dem Felde aus, decken grobes Gras darüber, und lassen die Schafe Abends davon fressen. Auf solche Weise wird der Same mit großer Regelmäßigkeit über die Weideplätze verbreitet, und nach einigen Jahren vermag der so besäte Boden schon ansehnliche Schafheerden zu ernähren.

Einige Arten von Mesembryanthemen haben, gleich gewissen Pflanzen, von denen früher die Rede war, längliche, tief unter der Erde liegende Wurzelknollen, die ihnen, während einer lang anhaltenden Trockenheit, von welcher selbst die begünstigsten Gegenden Afrika's nicht verschont bleiben, als Behälter der Feuchtigkeit dienen. Dieses Hülfsmittel, den Wirkungen des Klimas zu widerstehen, findet man auch bei einer beerentragenden Rebe, die jenseit des 18. Grades südlicher Breite in Menge vorkommt. Ihre wagerecht liegende Wurzel ist mit länglich runden Knollen besetzt, die viel Aehnlichkeit mit dem Spargel haben und sehr saftig sind.

Die Langsamkeit, mit der man reisete, wandte die Aufmerksamkeit den verschiedensten Dingen zu, so z. B. den Namen der Vertlichkeiten, die darauf hindeuten, daß Elenne, Büffel und Elephanten, die man heut zu Tage erst hunderte von Meilen weiter landeinwärts findet, früher innerhalb der Grenzen der Capcolonie gelebt haben. Der Strauß und eine kleine Anzahl von Gnu's, Bleßböcken, Blauböcken und Steinböcken behaupten jetzt neben den Buschmännern noch ein unsicheres Dasein in einer Gegend, aus der sich alle übrige Thiergenossenschaft bereits entfernt hat. Der Elephant, als der verständigste von Allen, ist immer der Erste, der sich der Nachbarschaft der Feuerwaffen durch die Flucht entzieht; das Gnu und der Strauß, die mehr behutamen, und doch minder einsichtigen, bleiben bis zuletzt. Als sich die Europäer auf dem Cap ansiedelten, besaßen die Hottentoten ungeheure Heerden von Hornvieh, doch weder Pferde, noch Esel, noch Kameele. Die Urrace des Rindviehs, welche noch jetzt in einigen Grenzdistricten vorkommt, kam wahrscheinlich aus Nordnordosten, von woher, nach der Sage der Eingebornen, ihre Vorfahren zuerst eingewandert sind. Sie brachten Ochsen, Schafe, Ziege und Hunde mit, warum nicht — fragt Livingstone — auch das Pferd, das doch die wilden Horden leidenschaftlich lieben? Die Pferde, die aus Europa nach



dem Cap gebracht wurden, sind vortrefflich gediehen. Afrika hat keine Bergkette, die einer Verbreitung der Thiere hinderlich sein könnte, keine sichtbare Schranke ist zwischen den Arabern und Hottentoten, die jene auf ihren Wanderzügen nach dem Süden hätte verhindern können, das edle Thier, das ihren Stolz ausmacht, mit sich zu führen.

Allein es giebt in der That eine unsichtbare Schranke, die weit unübersteigbarer ist als ein Gebirgszug, und die zwar den Ochsen, Schafen und Ziegen kein Hinderniß entgegenstellte, wohl aber dem Pferde. Es ist nicht die Tsetsefliege, deren genau abgegrenzte Heimath leicht vermieden werden kann, sondern die mit dem Namen Pferdeseuche (Peripneumonia) bezeichnete Krankheit, die auf einer Strecke von mehr als sieben Breitengraden, zwischen dem 20. und 27. Parallelkreise, so heftig wüthet, daß es der größten Vorsicht bedarf, um diese Thiere während des Sommers zu erhalten. Nur im Winter, der im April beginnt, können die Engländer zu Pferde jagen. Im September oder October tritt die Krankheit wieder auf; sie ist in den meisten Fällen tödlich; doch wenn das Thier sie einmal überstanden hat, so ist es fast immer vor einem neuen Anfall gesichert. Ochsen und Kühe werden gleichfalls davon befallen, doch nur in längeren, mehrjährigen Zwischenräumen, und es kommt nie vor, daß in einem Dorfe das

ganze Hornvieh hingerafft wird, wie es bei den Pferden der Fall ist. Dieser tödtlichen Krankheit, der man bis jetzt noch nicht hat Herr werden können, ist es also zuzuschreiben, daß dem Lande der Hottentoten das Pferd fehlt.

Der Genuß des Fleisches der an der Seuche gefallenen Thiere erzeugt beim Menschen ein bössartiges Geschwür, das rasch den Tod zur Folge hat, wenn es ein edleres Organ trifft. Am gefährlichsten ist es auf der Magen-grube. Missionaire, die gekochtes Fleisch von Schafen aßen, welche, ohne daß man es wußte, von dieser Krankheit befallen waren, empfanden die Wirkungen des Giftes, das weder durch Kochen noch durch Braten zerstört wird.

Auch wilde Thiere bleiben von der Pferdeseuhe nicht verschont. Als sich Livingstone zu Chonuane aufhielt, gaben die Bakuena, da die afrikanische Hirse (*Holeus sorghum*) keine Aussicht auf Ertrag bot, ihre Felder zur Erdtezeit preis, und die Tolo's oder Kudu's, die nach den grünen Stengeln dieser Hirseart sehr lüstern sind, kamen auf die verlassnen Felder und fraßen sich dick und fett. Dieser Zustand scheint aber der Entwicklung jener Krankheit förderlich zu sein, denn Livingstone fand auf dem Hügel vor seinem Hause nicht weniger als fünfundzwanzig todte Thiere. Eine große Menge Zebra's und Gnu's hatte das nämliche Schicksal; doch schien durch diese

Sterblichkeit die Masse Wildes nicht eben augenfällig vermindert. Von den Eingebornen hatten viele, trotz aller Warnung, von dem Fleische der gefallnen Thiere gegessen und mußten ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen.

Die Gehöfte der Boers stehen gewöhnlich auf einem Fleck angebauten Landes, der mehrere englische Meilen weit von Weidegrund umgeben ist; die Bauern sind also mehr Viehzüchter als Landbebauer. Jedes Gehöfte muß eine Quelle haben; wo diese fehlt, findet das Land, welches der Regierung gehört, gewiß keinen Käufer. Ein Acker in England ist daher mehr werth, als eine ganze Quadratmeile in Afrika; aber das Land ist einer bedeutenden Verbesserung fähig und die Thätigkeit der Boers stellt Anlagen einer regelmäßigen Bewässerung in Aussicht, die ohne Zweifel glänzende Erfolge haben würde.

Die Colonisten finden übrigens in ihren Heerden die Grundlagen eines gesicherten Wohlstandes. Von Jahr zu Jahr wird beträchtlich mehr Wolle erzeugt und der Werth der Gehöfte steigt im Verhältniß dazu. Aber die Viehzucht erfordert ein ungeheures Landgebiet, und trotz der ausgedehnten Grenzen der Colonie, deren Bevölkerung nur sehr spärlich ist, finden sich die Boers doch zu beengt und rücken allmählig gegen Norden hin vor. Dadurch entsteht indeß für die Gegend im Süden der Nachtheil, daß der

Colonie die ihr nothwendigen Arbeitskräfte entzogen und für eine Lebensweise verwandt werden, die der Entwicklung des Kunst- und Gewerbefleißes keine Gelegenheit giebt.

In der Nähe des Drangeflusses, der die Nordgrenze der Colonie bildet, sah Livingstone die letzte Abtheilung einer wandernden Heerde von Springböcken (*Oryx capensis*). Sie kommen aus der Kalahariwüste, und ihre Zahl beläuft sich auf mehr als vierzigtausend Stück. Ihre hauptsächlichste Nahrung ist Gras, und da dies gerade zu der Zeit in der von ihnen verlassenen Gegend in Ueberfluß vorhanden war, so war es keinenfalls der Hunger, der sie zur Wanderung trieb. Ebenowenig der Mangel an Wasser, denn diese Antilopenart gehört zu denen, die wenig trinken; sie lieben aber freie, nur mit kurzem Grase bewachsene Ebenen, wo sie vor jeder Ueberaschung geschützt sind. Die Bakalahari benutzen dies und brennen große Grasstrecken nieder, um das Wild durch den neuauftretenden Halm herbeizulocken.

Diese Thiere sind nicht die einzigen, die eine Vorliebe für freie Gegenden haben; auch die Ochsen, wenn sie durch hohen Graswuchs getrieben werden, sind immer zur Flucht bereit; die Angst vor der Gefahr wächst mit der Möglichkeit, einem im Grase versteckten Feinde zu begegnen, und jede Kleinigkeit, ja der undeutliche Umriss an-

derer Döfen reicht hin, sie zu erschrecken und davonzujagen.

Je höher das Gras in der Wüste emporschießt, desto unbehaglicher fühlen sich die von Natur furchtsamen Springböcke, und da der Pflanzenwuchs im Süden nicht so mächtig ist, so wandern sie nach jener Gegend hin. Ihre Zahl wird durch die Heerden, denen sie begegnen, täglich vermehrt, aber zu gleicher Zeit wird auch das Gras immer feltner, bis sie endlich, um Futter zu finden, genöthigt sind, über den Drangefluß zurückzusetzen. Aber auch hier finden sie nur sehr wenig Gras und sie werden dann für die Colonisten, an denen sie vorbeiziehn, eine wahre Plage: denn eine Wolke von Heuschrecken würde ein Getreidefeld nicht kahler abfressen, als diese dichtgedrängte Masse von Antilopen. Die Frage, ob sie wieder nach der Wüste zurückkehren, ist schwer zu beantworten, denn bis jetzt hat sie noch Niemand auf der Rückkehr betroffen. Viele von ihnen sterben vor Hunger; der Rest zerstreut sich über das Gesammtgebiet der Colonie, welches weittläufig genug ist, um sie alle aufzunehmen, und wo sie wahrscheinlich trotz des Krieges, den die Jäger mit ihnen führen, noch lange Zeit bleiben werden.

Jenseit des Drangeflusses beginnt das Gebiet der unabhängigen Griquas und Betschuanas; man be-

zeichnet mit dem Namen alle Racen von gemischtem Blut, die von Europäern und eingebornen Frauen abstammen. Die, von denen hier die Rede ist, sind Sproßlinge von Holländern und Hottentotinnen oder Buschmannsweibern. Die Mischlinge der ersteren Generation halten sich für besser, als die der zweiten. Doch haben alle bis zu einem gewissen Grade charakteristische Züge des Vaters und der Mutter. Zur Zeit, als Livingstone ihr Gebiet durchzog, wurden sie von einem freigewählten Häuptling, Namens Waterboer, regiert. Die Colonialregierung zahlte ihm vertragsmäßig zum Unterhalt von Schulen in seinem Lande jährlich eine kleine Summe; auch fand in ihm die Nordwestgrenze der Colonie einen wachsamem Vertheidiger. Während der langen Zeit seiner Regierung hörte man nichts von Viehdiebstählen, und trotz seiner Einhändigkeit trieb er einen ansehnlichen Haufen plündernder Mantatis zurück, die einen Einfall in das Gebiet der Colonie machen wollten. Ohne diesen so zuverlässigen wie tapfern Mann würden die Colonisten an der Nordwestgrenze nicht weniger beunruhigt worden sein, als die im Osten. Sehr viele Griquas würden sich kein Gewissen daraus gemacht haben, so gut wie die Kaffern, den Colonisten das Vieh zu stehlen; aber Waterboer hatte gleich beim Antritt seiner Regierung erklärt, daß er durchaus keine Raubzüge dulden

werde. Als nun trotzdem einige der vornehmsten Mitglieder seines Stammes mehrere Dörfer der Korannas, die südlich vom Drangefluß liegen, geplündert hatten, ließ er sofort sechs der Räufelührer ergreifen, berief, ohne Rückficht auf die Gefahr, die seine eigne Stellung dabei lief, eine Rathsverfammlung, verhörte die Schuldigen, verurtheilte sie zum Tode und ließ alle sechs öffentlich hinrichten. Diefes ftrenges Verfahren rief einen Aufftand hervor, und zweimal griffen die Empörer feine Refidenz, Griqua Town, an, um den verwegnen Häuptling, der ihnen die gewohnten Raubzüge verwehren wollte, abzufehen; aber beidemal wurden fie zurückgefchlagen und befiegt, und von da an bis zu Ende der Regierung Waterboer's, welche dreißig Jahre dauerte, wurde auf dem Gebiet der Griquas kein weiterer Verſuch eines Raubzuges unternommen.

Als Waterboer die nachtheiligen Folgen ſah, welche die Einführung des Brauntweins in feinem Lande nach ſich zog, verordnete er mit der ihm eigenthümlichen Entſchiedenheit, es ſollten, ohne Rückficht auf den Eigenthümer, alle ſpirituöfen Getränke, die man in's Land brächte, fortgenommen und ausgegoffen werden. Da die Häuptlinge der öftlich wohnenden Griquas nicht die Kraft hatten, dieſes Geſetz mit gleicher Strenge durchzuführen, fo ſahen

sie auch bald, wie ihre Unterthanen mit unsinniger Leichtfertigkeit ihr Land an die Boers abtraten.

Nachdem Waterboer zehn Jahre seine Würde bekleidet hatte, schloß er einen Vertrag mit der Colonialregierung, und während zwanzig nachfolgender Jahre ist auch nicht eine Klage weder gegen ihn selbst, noch gegen sein Volk erhoben worden. Die Treue, mit welcher er seine Verbindlichkeiten erfüllte, erwarb ihm vielmehr zahlreiche Beweise der Anerkennung von Seiten verschiedener Gouverneure, die auf dem Cap einander folgten.

Hunderte von Griquas und Betschuanen sind durch englische Missionaire zum Christenthume bekehrt und theilweise civilisirt worden. Livingstone erwartete nach den Mittheilungen, die ihm gemacht worden waren, noch einen höheren Grad christlicher Einfalt und Reinheit bei ihnen zu finden, als „unter uns!“ Hier hatte er Menschen voll treuherzigen Glaubens und sittlicher Größe, wie man die ersten Christen sich vorstellt, zu finden gehofft, aber er wurde enttäuscht. Allerdings, wenn Livingstone die eigentlichen Gößenanbeter, deren Gegenden er durchwanderte, mit den bekehrten Eingebornen verglich, so war der Einfluß der Missionaire immerhin von erheblicher Wichtigkeit gewesen.

Es würde jedoch, sagt Livingstone, unbillig sein, diese



armen Leute nach uns zu beurtheilen, die wir inmitten einer christlichen Atmosphäre leben, und wo die öffentliche Meinung, gebildet durch die erleuchteten Geister aller Jahrhunderte, nothwendig ihren Einfluß auf die Handlungen üben muß. Man prüfe nur ohne Vorurtheil den öffentlichen Zustand der Sittlichkeit von Griqua-Town, Kuruman, Likatlong und noch andern Städten, und erinnere sich, was London vor noch hundert Jahren war, so wird man sich gewiß zu Gunsten der afrikanischen Städte aussprechen.

Die Griquas und die Betschuanas kleideten sich früher fast wie die Kaffern, wenn überhaupt von Kleidung bei Leuten die Rede sein kann, die fast nackt gehn. Ein kleiner Schurz aus Lederstreifen von etwa achtzehn Zoll Länge, und ein zugerichtetes Schaf- oder Antilopenfell, über die Schulter geworfen, während Brust und Unterleib unbedeckt bleiben, bildeten den ganzen Anzug der Frauen. Die Männer trugen vor dem Unterleib ein Stück Fell von der Größe eines Tellers und einen Fellmantel wie die Weiber. Beide Geschlechter rieben sich den Leib mit einer Mischung von Fett und Ocker ein, um die Haut am Tage gegen die Sonnenhitze und bei Nacht vor der Kälte zu schützen. Ihr Haupt salbten sie mit Fett, das mit feingestoßenem Glimmerschiefer durchknetet war, und glänzende

Glimmertheilchen, mit denen Brust, Arme, Ringe und Halsbänder bestreut waren, gehörten zur elegantesten Toilette. Heutzutage erscheinen diese Leute in zwar ärmlicher doch dem Anstand entsprechender Kleidung in der Kirche und betragen sich durchaus angemessen. Sie beobachten die Feier des Sonntags und halten auch an Orten, wo keine Missionaire sind, allwöchentlich eine religiöse Zusammenkunft. Kinder wie Erwachsene werden von ihren eigenen Landsleuten im Lesen unterrichtet, und Keiner wird zur Taufe zugelassen, der nicht lesen kann und die Grundzüge der christlichen Religion begriffen hat.

Die Missionaire haben die Betschuanen insoweit umgewandelt, als Livingstone jedesmal, wenn er aus dem Innern des Landes nach Kuruman zurückkehrte, das wohlthuende Gefühl empfand, sich in civilisirter Umgebung zu befinden. „Ich will aber,“ fährt Livingstone fort, „damit nicht etwa sagen, daß die Betschuanen Musterchristen sind; wir sind ja selbst weit entfernt, dies von uns behaupten zu können. Die Eingebornen sind hier noch selbst- und habgüchtiger als in England die Bettler, im Uebrigen aber gleichen sie ihnen vollständig. Ich fragte eines Tages einen klugen Häuptling, was er von den Bewohnern seines Landes denke, und er erwiederte: „Ihr weißen Leute habt keine Vorstellung davon, wie schlecht wir sind! Einige von uns

erheucheln Glauben, um sich bei den Missionairen in Gunst zu setzen; Andere nehmen die christliche Religion an, weil sie arm sind und das Christenthum den Armen mehr Werth beilegt; noch Andere wollen etwas Neues; die Uebrigen, und das ist freilich immer noch eine ziemlich große Anzahl, bekennen sich dazu, weil sie aufrichtig daran glauben.“ Diese Behauptung dürfte der Wahrheit sehr nahe kommen.

Die ganze Gegend wird außer Wolle, die in beträchtlicher Menge erzeugt wird, wohl nie viel Handelsartikel liefern. Die vorzüglichsten sind heut zu Tage Karossen, das heißt Fell-Mäntel, zu denen man die Stoffe aus der Wüste bezieht; ferner ein wenig Elfenbein, — denn es fehlt ja den Eingebornen an Pulver und Gewehren, die Elephanten zu tödten, — und dann noch einige Felle, Hörner und etwas Rindvieh. Dafür tauschen sie englische Manufakturwaaren ein, Zucker, Thee und Kaffee, für welchen letzteren Alle eine sehr große Vorliebe haben.

Ein Betschuane, der Rindvieh und Wagen hat, befindet sich auf dem Gipfel des Ansehns. Aber trotz der häufigen Ausbesserungen, deren der Wagen bedarf, lernt doch kein Eingeborner ihn wieder in Stand zu setzen. Schmieden und Werkzeuge standen zu ihrer Verfügung, man erbot sich, sie in Allem zu unterweisen; allein sie haben ihrerseits auch nicht die mindeste Anstrengung gemacht, sich

die fehlende Geschicklichkeit anzueignen. Sie sehen zwar dem Missionair bei dergleichen Arbeiten recht aufmerksam zu, verstehen vortreflich, ob etwas gut gemacht sei und bezeigen laut ihre Freude darüber; aber weiter erstreckt sich ihr Ehrgeiz nicht.

---

## Siebentes Kapitel.

Kuruman und dessen Umgegend. — Die Sprache der Betschuannen. — Bibelübersetzung. — Die Bekehrung der Heiden. — Die Bakuena. — Krankheiten und Kuren.

Die Fortdauer der Station zu Kuruman hängt davon ab, daß die schöne Quelle, welche dort fließt, immer ihr Wasser behält. Sie kommt unter einem Trappfels hervor, und da sie gewöhnlich eine Temperatur von 72 Grad F. hat, so kommt sie wahrscheinlich aus dem älteren silurischen Gestein, das in der Urzeit den Boden des großen Thales bildete. So lange Livingstone daselbst verweilte, bemerkte er keine Verminderung der Wassermenge; als aber vor etwa vierzig Jahren sein Schwiegervater Moffat die Niederlassung gründete, warf er sechs oder sieben englische Meilen von der jetzigen Quelle einen Damm auf und benutzte einen Wasserlauf, den die Quelle speiste und gegenwärtig vollständig versiegt ist, zur Bewässerung seines Gartens.

Vierzehn Meilen unterhalb der Gärten von Kuruman zeigte man Livingstone Stellen, wo Leute sich noch erinnern, Flußpferde gesehen zu haben, und wo sich Tümpel befunden haben sollen, so tief, daß Vieh und Menschen darin ertrinken konnten. Das Verschwinden des Wassers hängt jedenfalls mit der allgemeinen Austrocknung des Landes zusammen, wenn auch die zur Bewässerung der Missionsgärten auf beiden Seiten des Flusses gezogenen Canäle nicht ohne Einfluß gewesen sind. **961788 - 931923**

Es ist augenscheinlich, daß der Distrikt von Kuruman vor gar nicht allzulanger Zeit noch eben so reichlich bewässert war, wie heut zu Tage die im Norden des Ngami-Sees gelegene Gegend. Man sieht noch eine Menge austrockneter Flußbetten und Höhlungen, aus denen früher Quellen hervorbrachen. Von diesen Quellen fließen manche nur darum nicht mehr, weil der Rand, über welchen sie sich abwärts ergossen, zu hoch geworden ist. Macht man nun in gleicher Höhe mit dem Wasser einen Einschnitt in den Rand, so kommt die verschwundene Quelle wieder zum Vorschein. Die Betschuanas haben dies in der Nähe von Kuruman öfter mit Erfolg versucht. Die Boers graben lange und tiefe Canäle von der Niederung bis zu gewissen Stellen aufwärts, wo nur ein wenig röthliches Gras und einige Binsen, die in einer jetzt mit Tuff angefüllten Ber-

tiefung wachsen, darauf hindeuten, daß vormalß hier eine Quelle war. Eben so find die Binsen Wasserverkündiger, wenn sie, anstatt in einer Furche, lauf einem ein bis zwei Fuß hohen sandigen Rücken stehen. Macht man in diesen einen tiefen Querdurchschnitt, so wird man für seine Mühe durch einen Strom fließenden Wassers belohnt. Dies erklärt sich auf folgende Weise: Die Winde führen eine Menge feinen Sand mit sich, der sich an Bäumen, Büschen und Hecken festsetzt; am Rande der Flüße sind es die Binsen, an denen er sich ablagert, und des Nachts giebt ihm der Thau die nöthige Festigkeit, um jenen Sandrücken zu bilden. Es kommen übrigens in diesem Lande alle immerfließenden Quellen nur unter quarzhaltigem Trapp hervor, welcher das alte Thal ausfüllte. Das Wasser scheint auf einer silurischen Schicht zu liegen, und artesische Brunnen würden hier von gutem Erfolge sein.

Den größten Theil des Jahres hindurch hat diese Gegend ein hellgelbes Aussehn; nur während der Regenmonate zeigt sie ein anmuthiges Grün, mit Gelb untermischt. Im Westen liegen Hügelreihen; nach Osten aber breitet sich in einer Ausdehnung von mehreren hundert Meilen eine ungeheure Grasebene aus, auf welcher große Strecken mit Kalktuff bedeckt sind; unter dem sich eine wagerecht liegende Trappschicht befindet. Hier wächst zwischen

niedrigem Dorngebüsch, der *Acacia detinens*, feines Gras. Da wo der Tuff nicht an der Oberfläche auftritt, besteht der Boden aus gelbem Sande und trägt hohe Gräser, die mit beerentragenden Sträuchern, dem Moretloa (*Grewia flava*) und dem Mohatla (*Tarchonantus*) gemischt sind. Das Holz des letzteren hat so viel wohlriechendes Harz, daß es, sogar noch grün, hell brennt. An mehr geschützten Stellen begegnet man Gruppen der weißdornigen Mimose (*Acacia horrida* oder *A. atomiphylla*), einer Menge wildem Salbei (*Salvia africana*), nebst verschiedenen leguminösen, Friaß und Knollengewächsen mit großen Blumen. Die *Amaryllis toxicaria* und die *A. brunsvigia multiflora*, deren Zwiebel giftig ist, liefern einen seidenartigen Flaum, der sich vortrefflich zum Stopfen von Matrasen eignet.

In einigen Gegenden trifft man noch Ueberbleibsel ehemaliger Wälder von wilden Delbäumen (*Olea similis*) und Kameeldorn (*Acacia giraffae*); werden sie aber in der Umgegend der Betschuanendörfer umgehauen, so kommen keine jungen Sprößlinge nach. Die ausgegangenen Exemplare mögen früher mehr Regen gehabt haben, der nun zum Nachwuchs fehlt.

Neben dem Kameeldorn findet man regelmäßig eine eigenthümliche Pflanze, welche die Eingebornen Ngotuane nennen. Sie hat eine Menge schöner gelber Blumen, deren



Wohlgeruch die Luft erfüllt; was um so merkwürdiger ist, als sonst in allen dürren Theilen Afrika's fast alle Pflanzen gar keinen oder einen unangenehmen Geruch haben. Sie enthält auch ein wirksames Gift, und ein Franzose, der ein oder zwei Mund voll von einem Aufguß auf die Blumen der Ngotuane getrunken hatte, wurde beinahe ohnmächtig. Der Weinessig hat jedoch die Eigenschaft, die Wirkungen dieses Giftes aufzuheben, und man kann es, mit ihm vermischt, ohne Gefahr trinken. In reinem Zustande genossen verursacht der Thee der Ngotuane ein brennendes Gefühl in der Kehle. Als der vorerwähnte französische Reisende ein Glas Weinessig trank, war ihm, als ob ein elektrischer Strom durch alle seine Glieder fahre, und sofort war er vollständig wieder hergestellt.

Während Livingstone sich in Kuruman aufhielt, ließ der Missionair Moffat, der vierzig Jahre in Afrika zugebracht und unter dem Titel „Scenen und Arbeiten in Südafrika“ ein interessantes Werk über sein Leben und seine Wirksamkeit veröffentlicht hat, in der Druckerei der Missionsanstalt die Bibel in der Sprache der Betschuanen, dem sogenannten Sitschuana, drucken. Seit dreißig Jahren hatte sich Moffat mit der Sprache der Betschuanen beschäftigt und war der Erste, welcher sie schrieb. Es war ein Werk von ungeheurer Arbeit. Die Sprache hat einen großen

Wortreichthum. Arme und reiche Leute sprechen sie gleich gut. Es ist nicht anzunehmen, daß sie jemals aussterben werde, denn man bedient sich ihrer im ganzen Norden des Ngami-Sees, wo sie Hofsprache ist, und wo sich auf einem Gebiet, welches Frankreich an Umfang übertrifft, kein Mensch findet, der sie nicht wenigstens verstünde. Die Bibelübersetzung Moffat's wird daher muthmaßlich ein besseres Schicksal haben, als die von Elliot in die Choctaw-Sprache, die heut zu Tage Niemand mehr auch nur auszusprechen versteht.

Als Sechele erfahren hatte, daß Livingstone nicht länger in Kolobeng bleiben könne, so schickte er seine fünf Kinder nach Kuruman zu Moffat, damit sie von diesem in allen Kenntnissen der Weißen unterrichtet würden. Livingstone wurde vierzehn Tage in Kuruman aufgehalten, weil ein Rad an seinem Wagen gebrochen war, und diesem glücklichen Zufall verdankte er es, daß er bei dem Angriff der Boers auf die Bakuenta nicht in Kolobeng war. Mashebele, die Frau des Sechele, brachte die Nachricht davon nach Kuruman. Sie war durch Muth und Geistesgegenwart den Siegern entgangen. In eine Felsenpalte verborgen, über welcher unmittelbar eine Anzahl Boers Feuer gaben, so daß sie die Gewehre über sich blitzen sah, wäre sie fast durch ihr kleines Kind verrathen worden. Es fing

zu weinen an, und sie beruhigte es nur dadurch, daß sie ihm ihre Armbänder zum Spielen gab. Sie brachte Moffat folgenden Brief von Sechele:

Freund meines Herzens und meines Vertrauens, ich, Sechele, bin es, der an Dich schreibt. Ich bin zu Grunde gerichtet durch die Boers, die mich angegriffen haben, ohne daß ich ihnen je das Mindeste zu Leide that. Sie haben verlangt, ich solle in ihrem Lande leben, und ich habe es abgeschlagen. Sie haben verlangt, ich solle den Engländern und den Griquas verwehren, durch mein Land nach Norden zu gehen, und ich habe geantwortet, sie seien meine Freunde und ich könne mich ihren Wünschen nicht widersetzen. Sie sind Sonnabends gekommen und ich bat sie, nicht am Sonntage zu kämpfen, worein sie willigten. Sie begannen ihren Angriff am Montag Morgen in der Dämmerung, schossen eine Menge von Gewehren ab, brannten mein Dorf mit Feuer nieder und zerstreuten uns. Sie haben sechzig von meinem Volke getödtet und Weiber, Kinder und Männer gefangen genommen. Die Mutter von Valeriling (eine der früheren Frauen Sechele's) ist auch unter den Gefangenen. Sie haben alles Vieh und alle Habe der Bakuena geraubt und das Haus Livingstone's geplündert und verwüstet. Sie hatten fünf und achtzig Wagen und eine Kanone bei sich, und nachdem sie meinen eignen

Wagen und den Macabe's gestohlen, hatten sie, mit der Kanone, achtundachtzig Wagen. Alle Habe der Jäger \*) haben sie im Dorfe verbrannt. Die Bakuena haben achtundzwanzig Boers getödtet. Sehr geliebter Freund, ich schicke Dir meine Frau, welche die Kinder sehen möchte, und Kobus Hae wird sie zu Dir geleiten. Ich bin

Sechele,

der Sohn des Mochoasele.

Dieser Bericht stimmt vollkommen mit der Erzählung des eingebornen Schulmeisters Mebalwe überein, so wie mit der Angabe, welche die Boers selbst über diesen Streifzug in den Zeitungen der Colonie veröffentlicht haben. Man hat die Bakuena niemals, wie die Kaffern, eines Viehraubes beschuldigen können, und das Einzige, womit die Boers ihren Angriff zu rechtfertigen suchten, war, daß Sechele zu übermüthig werde.

Die Nachricht von dieser an den Bakuena verübten Gewaltthätigkeit und das gleichzeitig verbreitete Gerücht, Livingstone habe die Bakuena gelehrt, die Boers zu tödten, verbreitete einen solchen Schrecken im Lande, daß der Missionair lange Zeit keinen Eingebornen finden konnte, der ihn auf seiner Reise begleiten wollte. Bei allen frühern

\*) Engländer, die sich auf einem Ausfluge nach dem Norden befanden, wie früher schon erwähnt wurde.

Streifzügen der Boers waren die Todten nur auf Seite der Schwarzen gewesen; jetzt aber hatte ein Stamm, bei welchem ein Engländer lebte, das Blut der Sieger vergossen; also mußte der Engländer dazu behülfflich gewesen sein. Ein Rachegeschrei erhob sich gegen Livingstone, und eine Schaar Reiter drohte ihn zu verfolgen, sobald er das Gebiet der Boers betrete, oder auch nur seinen Weg nach Norden nehme. Bei dieser Gelegenheit erklärten die Boers, die englische Regierung habe ihnen volle Macht über alle eingebornen Stämme gegeben, und wolle ihnen dadurch behülfflich sein ihre Herrschaft zu befestigen, daß sie den Eingebornen weder Pulver noch Schießgewehre zukommen lasse. Es war also nicht zu verwundern, daß Livingstone unter solchen Umständen mehrere Monate in Kuruman liegen bleiben mußte, weil er Niemanden auftreiben konnte, der seinen Wagen führte.

Endlich fanden sich doch drei Diener, welche die Reise mit ihm wagen wollten, und ein farbiger Mann, Georg Flemming, der mit den Makololo einen Handelsverkehr beabsichtigte, hatte sich ebenfalls drei Diener zu verschaffen gewußt. Am 20. November brach man von Kuruman auf. Die sechs Eingebornen, welche die Reisenden begleiteten, waren durchaus nichts werth; sie hatten sich nur die schlechten Eigenschaften der Europäer ohne die guten angeeignet, gleich-

wohl, da keine Wahl blieb, mußte man froh sein, sie nur bekommen zu haben!

In Motito, vierzig englische Meilen von Kuruman, begegnete man Sechele, der sich auf dem Wege zur Königin von England befand. Bei dem Ueberfall in Kolobeng waren zwei seiner Kinder und deren Mutter als Gefangene mit weggeschleppt worden, und er wollte sich nun bei der Königin über die Verletzung der Verträge beschweren. Er kam auch wirklich bis zur Capstadt; dort aber mußte er, weil ihm das Geld zur Ueberfahrt nach Europa fehlte, seinen Plan aufgeben und kehrte wieder nach seiner Heimath zurück. Er hatte in der Colonie gesehen, daß die Verbrecher zum Bau der öffentlichen Straßen benutzt wurden, und diesen Gebrauch führte er gleichfalls in seinem Lande ein.

Sechele, der seitdem auch bei seinem Volke die Stelle eines Missionairs vertritt, ist ein hochgewachsener aber ziemlich wohlbeleibter Mann; er hat große Augen, doch in seinem Aussehen mehr Negerartiges, als man sonst bei den Bakuena findet; seine Hautfarbe ist sehr dunkel und das Volk schwört daher: „bei dem schwarzen Sechele!“ Er besitzt die Gabe einer raschen Auffassung, liest gut und spricht mit großer Gewandtheit. Eine Menge Stämme, welche früher unter der Herrschaft der Boers lebten, haben

sich unter die seinige geflüchtet, und er ist heut zu Tage weit mächtiger, als damals, wo der Angriff auf Kolobeng stattfand.

Nachdem unsre Reisenden sich von Sechele getrennt hatten, zogen sie am Rande der Kalahariwüste hin und zuweilen auch innerhalb derselben, um mit den Boers nicht zusammenzutreffen. Im Jahre 1852 war der Regen sehr reichlich gefallen und zwar nach einer elfjährigen Trockenheit. Die nämliche Erscheinung hatte sich nun schon zum dritten Mal wiederholt, und wie gewöhnlich gab es in Folge dessen eine außerordentliche Menge Wassermelonen. Unterwegs begegnete Livingstone Herrn J. Makabe, der eben vom Ngami-See zurückkehrte. Er war von einem etwas südlich von Kolobeng gelegenen Punkte ausgegangen und hatte auf seiner Wanderung nach dem See die Wüste in gerader Linie durchschnitten. Er bestätigte den wunderbaren Melonenreichthum; einundzwanzig Tage hindurch hatten sich seine Ochsen von nichts anderm genährt, und als man endlich zu einer Quelle kam, hatten sie kaum noch Verlangen nach Wasser.

Makabe hatte den See von Südosten erreicht, hatte den nördlich einmündenden Zeoughesfluß überschritten und hatte, indem er dem Nordrande des Sees folgte, den ganzen Umkreis desselben zurückgelegt. Er ist bis jetzt der einzige

Europäer, welcher ihn vollständig gesehen hat. Den Umfang desselben schätzte er auf achtzig bis hundert Meilen, also höher, als Oswell und Livingstone. Bevor noch Livingstone den See entdeckte, hatte Makabe in einem Briefe an eine der Capzeitungen eine Route angegeben, auf der man aller Wahrscheinlichkeit nach den See erreichen könne. Dafür verdammten ihn die Boers von Transvaalland zu einer Buße von 500 Dollars, weil er sich erlaubt habe, über ihr Land zu schreiben, und hielten ihn auch so lange gefangen, bis er die Summe bezahlt hatte. Makabe's Reisegefährte, Mahar, wurde, als er sich einem Dorfe der Baralong näherte, erschossen, weil ihn dieselben für einen Boer hielten. Sie waren sehr betrübt, als sich der Irrthum aufklärte, und halfen den Todten beerdigen. Es war der erste Engländer, den die Betschuanen getödtet hatten.

Fast zu derselben Zeit durchreisten auch zwei andere Engländer die Wüste in der nämlichen Richtung. Auf der Rückkehr verirrte sich der eine von ihnen, Capitain Shelley, der voranritt, und mußte den Weg nach Kuruman einige hundert Meilen weit allein zurückfinden. Als er die Station erreichte, ohne Hemde und ganz gebräunt von der Sonne, hielt ihn Frau Moffat für einen Griqua und redete ihn auf holländisch an. Seine und Makabe's Be-



richte stimmen mit den Aussagen der Eingebornen über die Kalahariwüste vollkommen überein.

Während der außerordentlichen Trockenheit, die auf den Winter folgt und der Regenzeit vorangeht, durchweht die Wüste zuweilen in der Richtung von Norden nach Süden ein Wind, der wie aus einem Ofen zu kommen scheint. Er hält selten länger als drei Tage an und bringt dieselben Wirkungen hervor wie der Harmattan im Norden Afrika's. Als sich die Missionaire zuerst hier niederließen, führte er auch einen außerordentlich feinen rothen Sand mit sich; das ist gegenwärtig nicht mehr der Fall, er ist aber von einer solchen Trockenheit, daß auch das Holz der besten englischen Möbeln sich wirft und reißt; an den Ladestöcken, die aus England kommen, werden die Beschläge locker und sitzen erst wieder fest, wenn sie nach Europa zurückgebracht werden. Dieser Wind ist so elektrisch, daß ein Büschel Straußfedern, die man ihm einige Sekunden aussetzt, so geladen wird, als ob es mit einer starken Elektrifirmaschine in Verbindung gebracht worden wäre, und wenn man die Hand daran hält, so hört man ein lebhaftes Knistern.

So lange dieser Wind herrscht und zuweilen auch noch zu andern Zeiten ist die Elektricität der Atmosphäre so stark, daß der Karoß eines Eingebornen bei der geringsten

Bewegung desselben einen Strom von Funken sprüht. Livingstone bemerkte dies zum ersten Male, als ein Betschuane neben ihm im Wagen saß; das Haar des Mantels leuchtete da, wo es sich an der Seitenwand des Wagens rieb, und als nun Livingstone mit der Hand kräftig darüber fuhr, so kamen helle Funken zum Vorschein mit einem deutlichen Knistern. Siehst Du das? fragte Livingstone seinen Begleiter. O wir haben es nicht erst von einem Weißen gelernt, war die Antwort; wir und unsere Vorfahren kannten das lange vorher, ehe der weiße Mann in's Land kam.

Ueber den Ebenen nördlich von Kuruman sah man zahlreiche Schaaren von Steinschwalben (*Cypselus apus*) fliegen. Ein solcher Haufe mochte wohl über viertausend Stück zählen. Nur eine kleine Zahl brütet hier. Noch andere Vögel, die sich gleichfalls schaarenweise zusammengestellt, kommen und gehen in diesem Lande, wie wandernde Zigeuner, selbst während der Brütezeit, die zwischen Winter und Sommer fällt.

Am 31. December 1852 traf Livingstone in der Residenz Sechele's, Litubaruba, ein. In ihrer Nähe liegt die Höhle Sepeloso, in welcher vormals eine Quelle entsprang. Diese Höhle wird hier im Lande für den Wohnsitz der Gottheit gehalten, und Niemand wagt es sie zu betreten.

Natürlich reizte das Livingstone nur um so mehr, ihr Inneres zu erforschen. Die älteren Leute behaupteten, daß auch nicht Einer von denen, welche den Versuch gewagt hätten, auf die Erde zurückgekehrt sei. Wenn der Doctor, fügten sie hinzu, so thöricht ist, seinen Tod zu wollen, so möge er gehen und allein sterben; dann wird uns wenigstens Niemand einen Vorwurf daraus machen können. Gleichwohl ging Sechele mit, was im Lande die größte Bestürzung erregte. Der Gott der Bakuenta hat merkwürdiger Weise ein krummes Bein, wie der ägyptische Thot. In der Voraussetzung, daß die frühern Besucher der Höhle vielleicht in einen Abgrund gestürzt wären, hatte man sich mit Lichtern, Leitern und Stricken versehen. Man fand aber nur einfach eine Höhle, deren Eingang etwa zehn Fuß Weite hatte und die im Innern zwei Vertiefungen zeigte, die von dem Quellwasser, das früher hier hervorsprudelte, ausgewaschen waren. Muthmaßlich hat diese Höhle nie andere Bewohner gehabt als Affen.

Die Bakuenta befanden sich damals in einer sehr üblen Lage. Die Boers hatten ihnen den größten Theil ihres Viehs, darunter achtzig stattliche Zuchochsen, fortgetrieben und ebenso mit den Borräthen aufgeräumt, welche die Capitaine Godrington und Webb in Pitubaruba zurückgelassen hatten. Das Getreide, die Kleider und Geräthschaften

der Einwohner, Alles war ein Raub der Flammen geworden, und die unglücklichen Vakuenta starben buchstäblich vor Hunger.

Die Betschuanas haben im Allgemeinen eine große Liebe zu Kindern. Man trägt die Neugeborenen zu dem Häuptling, der sich als ihr Adoptivvater betrachtet. Die Eltern legen sich den Namen ihres ältesten Kindes bei, dem sie ein Ra (Vater) oder Ma (Mutter) beifügen. Livingstone's ältester Sohn heißt Robert, und die Vakuenta nannten deshalb die Mutter nur Ma Robert.

Die Vakuenta haben wenig von Krankheiten zu leiden. Skropheln und Abzehrung kommen gar nicht vor, Wahnsinn und Wasserkopf nur selten, und Krebs und Cholera sind ganz unbekannt. Vor einigen zwanzig Jahren richteten Pocken und Masern große Verheerungen an, und die ersteren sind seitdem auch wiederholt an der Küste ausgebrochen, ohne sich jedoch wieder in's Innere zu verbreiten. Die Vakuenta verstehen sich auf die Impfung der Pocken schon seit langer Zeit, noch ehe sie mit Missionairen in Berührung kamen. Sie bedienten sich früher verschiedener Stoffe als Impfe.

Die gewöhnlichsten Krankheiten sind Lungenentzündung, in Folge plötzlicher Temperaturwechsel, Entzündung des Rippenfells, der Eingeweide und des Magens, Rheumatis-

men und Herzkrankheiten. Doch alle diese Krankheiten werden immer feltner, seit die Eingebornen europäische Kleidung annehmen. Es kommen ferner noch Keuchhusten, Unverdaulichkeiten und Augenentzündungen vor, und jedes Jahr tritt vor der Regenzeit eine epidemische Krankheit auf, eine Augenentzündung oder ein Durchfall, der keinem Heilmittel weicht als dem Regen selbst. 981788 — 931923

Die Betschuanen gestatten nicht die Leichen zu besichtigen und verheimlichen ihre Grabstätten. Oft wird der Todte in der Hütte verscharrt, wo er gestorben ist; die Bakuena fürchten nämlich, daß ihn die Hexen (Baloi) ausgraben könnten, um einzelne Theile des Körpers zu ihren Zauberkünsten zu gebrauchen. Kaum hat der Kranke seinen letzten Athemzug gethan, so beeilt man sich, ihn unter die Erde zu bringen. Um sich die Mühe zu ersparen, ein Grab zu graben, wählt man nicht selten dazu die Höhle eines Ameisenfressers. Livingstone war zweimal Augenzeuge, daß nach so schleunigen Bestattungen, zum großen Schrecken der Angehörigen, die vermeintlichen Todten, die in ihrem Grabe aus einer langen Ohnmacht aufgewacht waren, wieder zurückkehrten.

Die eingebornen Aerzte besitzen eine Menge nützlicher Kenntnisse, die das Ergebniß einer langen Praxis und einer sorgfältigen Beobachtung sind. Sie vererben sich vom

Vater auf den Sohn, und wer nicht sagen kann, daß die Heilkunst schon vor ihm in seiner Familie geübt worden ist, der gilt für einen Quacksalber. Livingstone erhielt sich mit jenen Heilkünstlern immer in gutem Vernehmen, denn er sprach im Beisein des Kranken nie einen Zweifel an ihrer Wissenschaft aus, und die Belehrungen, die er ihnen später unter vier Augen gab, wurden willig und mit Dank aufgenommen.

In der Wundarzneykunst stehen die afrikanischen Aerzte auf einer sehr niedrigen Stufe; doch ist zum Glück die Heilkraft der Natur bei allen Eingebornen sehr groß. Ein Mann hatte im Nacken eine Geschwulst von der Größe eines Kinderkopfes, die ihn nicht aufrecht gehen ließ. Man holte nun aus weiter Ferne einen berühmten Doctor herbei, welcher sie dadurch zu zertheilen suchte, daß er kleine Stücke heilkräftiger Wurzeln auf der Geschwulst anzündete. Das Mittel schlug nicht an, aber Livingstone half durch eine Operation. Frauen und Männer unterwerfen sich einer solchen ohne das mindeste Widerstreben und ohne nur einen Schmerzensschrei auszustößen. Auch die Frauen suchen eine Ehre darin, physischen Schmerz zu ertragen. Wenn einem kleinen Mädchen ein Dorn aus dem Fuß gezogen werden soll, so wird die Mutter gewiß zu ihm sagen: „Nun, Ma, Du bist ein Weib, und ein Weib darf nicht

schreien.“ Die Männer vergießen nie eine Thräne. Nur einmal sah Livingstone in der Kalahari, wie ein alter Mann verzweifelt in ein herzerreißendes Schluchzen ausbrach, als sein Söhnchen, das an dem Rande eines Brunnens spielte, hineinsiel und ertrank.

Das ganze der Wüste angrenzende Land von Kuruman bis Titubaruba oder Kolobeng, so wie die ganze Gegend, die sich nördlich vom Ngami-See ausbreitet, hat ein sehr gesundes Klima. Nicht nur die Eingebornen, sondern gleichfalls die Europäer, deren Gesundheit etwa durch das indische Klima gelitten hat, finden hier Kraft und Genesung wieder. Die Missionaire erreichen hier, trotz ihres anstrengenden Berufes, ein hohes Alter. Kranke, die an der Abzehrung litten, sind nur durch den Einfluß dieses Klimas vollkommen wieder hergestellt worden. Es ist sogar für Lungenleidende weit zuträglicher, als das an der Küste. Man bedarf übrigens in diesen Gegenden vorzugsweise der Fleischnahrung, die aber nicht, wie in andern heißen Ländern, Gallenkrankheiten nach sich zieht; wogegen eine ausschließliche Pflanzenkost nachtheilige Wirkungen auf den Magen hat.

Während des sogenannten Winters, der hier von Anfang Mai bis Ende August dauert, fällt kein Tropfen Regen; Kälte und Feuchtigkeit fallen hier nie zusammen.

In Kolobeng stieg kurz vor dem Eintritt der Regenzeit die Hitze am Tage bisweilen auf 96 Grad F.; allein sie übt durchaus nicht eine so abschwächende Wirkung aus wie in Indien oder selbst an den Küsten von Afrika. Die Abende sind köstlich, und die frischeste Nacht folgt dem brennendsten Tage. Auch die größte Hitze ist hier nicht so drückend wie bei einer feuchten Atmosphäre, und die starke Verdunstung, welche nach einem Regen eintritt, macht die Regenzeit zur angenehmsten Reisezeit im ganzen Jahre. Nichts geht — gleichviel zu welcher Jahreszeit — über den balsamischen Duft der Morgen und Abende. Man wünscht die Luft weder kälter noch wärmer. Man kann bis Mitternacht im Freien bleiben, ohne sich zu erkälten; man kann sogar im Freien schlafen, und oft fällt mehrere Monate hindurch kaum ein Tropfen Thau.

---



## Achtes Kapitel.

Abreise aus dem Lande der Bakuena. — Krankheiten der wilden Thiere. — Der Löwe. — Mäuse. — Schlangen. — Das Land der Bamangwato. — Die Ceremonie des Sechu. — Die Boguera. — Das Boyale. — Die Bakaahöhen. — Der Strauß.

Nachdem Livingstone fünf Tage bei den unglücklichen von dem Kriege so hart mitgenommenen Bakuena verweilt hatte, brach er am 15. Januar 1853 von Titubaruba auf. Eine Anzahl Hunde, die weit wohlgenährter aussahen, als die Bakuena, hatten ihren Aufenthalt am Wasser genommen; aber Niemand mochte sie haben. Denn da sie lange Zeit in dem verwüsteten Kolobeng zurückgeblieben waren, so hatten sie sich augenscheinlich von den Leichen der Erschlagenen genährt.

Man folgte dem alten Flussbett, welches den Weg von Rhopong nach Boatlanama bildet, und erreichte am 21. Januar die Brunnen von Boatlanama, die man zum ersten Male

trocken fand. Auch der Lopepe, welchen Livingstone einige Jahre früher einem breiten schilfbedeckten Sumpfe hatte entfließen sehen, war ausgetrocknet, und da das heiße und salzige Wasser der Quelle von Serinane, östlich vom Lopepe nicht trinkbar ist, so wandte man sich dem Maschue zu, der ein köstliches Trinkwasser hat. Man verspürt in dieser Gegend oft einen durchdringenden, unangenehmen Geruch, den eine dicke schwarze Ameise, die fast einen Zoll lang ist, verbreitet. Sie heißt Leschonya, und giebt, wenn sie beunruhigt wird, diesen Geruch in ähnlicher Weise von sich, wie das Stinkthier. Er muß so flüchtig wie Aether sein, denn wenn man das Insekt mit einem sechs Fuß langen Stecken reizt, so empfindet man ihn sofort.

Zuweilen trafen die Reisenden auch auf Landschildkröten, die mit ihren noch ungelegten Eiern ein sehr wohl-schmeckendes Gericht gaben. Sie wandern aus sehr weiter Entfernung den Quellen zu, welche Salz enthalten, das ihnen unentbehrlich ist. Finden sie keins, so verzehren sie Holzasche. Die große Anzahl dieser Reptile in einer Gegend, wo sie Jedem, der sie nur sieht, preisgegeben sind, ist bemerkenswerth. Die Eingebornen verfertigen aus dem Schildpatt der Jungen Kästchen, welche die Frauen mit wohlriechenden Kräutern anfüllen und um den Hals hängen; das Fleisch der ausgewachsenen Thiere wird zur Nahrung

benutzt, und ihre Schalen dienen als Näpfe. Begreiflicher Weise verdanken diese Schildkröten ihre Erhaltung weder der Schnelligkeit noch viel weniger der Klugheit, sondern vielmehr ihrer gelben und dunkelbraunen Farbe, die sich durchaus nicht von den Büschen und Gräsern unterscheidet und sie dadurch der Aufmerksamkeit häufig entzieht. Ihre Schale ist von einer solchen Härte, daß selbst der Zahn einer Hyäne nicht hindurchdringen kann. Beim Eierlegen gräbt sich die Schildkröte so tief in den Boden ein, daß nur der höchste Theil ihres Rückens sichtbar wird. Sie bedeckt die Eier mit Sand und überläßt das Ausbrüten der Natur. Wenn der Regen fällt oder das junge Gras emporzieht, schlüpfen die Kleinen heraus und, versehen mit einer anfangs weichen Schale, die sich aber später verhärtet, beginnen sie ihre Laufbahn unter dem Schutz ihrer Angehörigen; sie nähren sich von zartem Grase und einer Pflanze, welche Ehotona genannt wird; auch suchen sie gern solche Derter auf, wo sie Asche und einen mit salzigem Ausschlage bedeckten Boden finden.

Nach den Aussagen der Bakalahari und der Buschmänner sind die wilden Thiere einer Menge Krankheiten unterworfen. Livingstone sah Gnu's oder Kofony's, Kama's oder Hartebeeße, Tseßebe's, Kufama's und Giraffen, die so rüdig waren, daß selbst die Eingebornen nicht von

dem Fleische essen wollten. Von jener Seuche, der die Pferde und die Tolo's erliegen, war früher schon die Rede. Nicht selten trifft man auch auf todte Zebra's mit Schaum vor den Nüstern, und der Genuß ihres Fleisches erzeugt ein bössartiges Geschwür, welches die Eingebornen Kuatfi oder Selonda nennen. Die Seuche tritt also in der nämlichen Weise bei den wilden Thieren wie bei den zahmen auf. Die Büffel erblinden zuweilen in Folge von Augenentzündungen, und das Rhinoceros leidet nicht selten an Würmern, die in der Bindehaut des Auges sitzen. Diese sind es aber nicht, die seinen Blick so verwirren, daß es dicht an dem Jäger, der so eben geschossen hat und dann stillsteht, vorbeirennt, weil es ihn für einen Baum hält. Wahrscheinlich ist das Horn daran Schuld, welches gerade in der Richtung seiner Sehlinie liegt. Das Kuabaoba wenigstens, dessen früher schon Erwähnung geschah, und dessen Horn abwärts von der Gesichtslinie läuft, hat einen weit genaueren Blick und zeigt weit mehr Unterscheidungsvermögen. Alle wilden Thiere sind außerdem mit Eingeweidewürmern behaftet. Krankheit und Verlust der Zähne lassen die Zebra's, die Glenne, die Kulama's und die Giraffen häufig zum Skelett abmagern. Und die fleischfressenden Thiere haben die nämlichen Leiden wie die grasfressenden.

Wenn der Löwe zu alt wird, um auf die Jagd nach

Wild zu gehen, so kommt er in die Dörfer nach Ziegen; wenn ihm dann ein Weib oder ein Kind des Abends in den Weg kommt, so wird es gleichfalls seine Beute, und weil ihm eben kein anderes Mittel zu seiner Erhaltung bleibt, so fährt er fort, sich auf diese Weise zu nähren. Daher ist wohl die Rede entstanden, daß der Löwe, wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat, dies jedem andern vorziehe. Die Löwen, welche den Menschen anfallen, sind immer alte Löwen. Wenn nun ein solcher die Furcht, die der Mensch ihm einflößt, bis zu dem Grade überwindet, daß er in ein Dorf kommt und Ziegen fort-schleppt, dann sagen die Einwohner: „Seine Zähne sind abgenutzt, und nun wird er bald einen Menschen tödten.“ Sie begreifen also die Nothwendigkeit sich zu schützen und machen sofort Jagd auf ihn.

Wenn der Löwe weit ab von jeder menschlichen Be-  
hausung lebt oder wie in manchen Gegenden vor den Busch-  
männern und Bakalahari eine heilsame Scheu empfindet,  
so legt er sich, wenn er krank oder alt wird, auf die Jagd  
von Mäusen oder anderen kleinen Nagethieren. Er frißt  
sogar Gras, doch das letztere wohl nur wie der Hund als  
Arzneimittel. Im Allgemeinen vermeidet der Löwe be-  
wohnte Gegenden; allein es kommen auch Ausnahmen vor.  
Als Livingstone im Begriff stand von Chouuane nach Ro-

lobeng überzufiedeln, schweiften um die halbverlassenen Wohnungen so viel Löwen umher, daß die Eingebornen, die mit Frau Livingstone zurückgeblieben waren, sich um nichts in der Welt nach Einbruch der Nacht hinausgewagt hätten.

Wenn man bei Tage einem Löwen begegnet, was in diesen Gegenden durchaus nichts Seltenes ist, so darf man keineswegs eine sehr majestätische Erscheinung erwarten; man sieht vielmehr nur eben ein Thier, welches ein wenig größer ist als der größte Hund, den man je gesehen hat, und das auch in seiner Physiognomie mit einem solchen einige Aehnlichkeit zeigt. \*) Der Löwe bleibt nun ein paar Sekunden stehn, um sich den Menschen anzusehn, mit dem er so gelegentlich zusammentrifft; dann macht er langsam Kehrt, und nachdem er sich ein Duzend Schritte, immer langsam und über die Schulter zurückblickend, entfernt hat, beginnt er zu traben, ja er flieht mit Sprüngen wie ein Windhund, sobald er glaubt, man könne ihn nicht mehr bemerken. Man läuft also in der Regel bei Tage keine Gefahr, von einem Löwen angefallen zu werden, sobald man ihn selbst nur in Ruhe läßt, und eben so wenig bei Nacht, wenn der Mond scheint. Livingstone fühlte sich in Mondscheinnächten so sicher, daß er nur selten die Zug-

\*) Der Löwe, wie ihn Livingstone hier schildert, gehört nur dem südlichen Afrika an.

Ochsen festband und sie ganz frei neben dem Wagen schlafen ließ. Dagegen kann man in dunkeln und regnichten Nächten sicher sein, daß wenn ein Löwe in der Nähe ist, er einen von den Ochsen angreift.

Der Löwe schleicht immer wie ein Dieb heran, außer wenn er verwundet ist, denn dann hält ihn selbst der Anblick einer Falle nicht von dem entscheidenden Sprunge zurück. Die große Vorsicht, welche der Löwe sonst jeder Falle gegenüber beobachtet, ist, wie es scheint, ein Charakterzug des ganzen Raubgeschlechts. Wenn man in Indien eine Ziege in freiem Felde an einen Pfahl binden wollte, um den Tiger herbeizulocken, so würde sich derselbe seiner Beute mit einem einzigen Griffe seiner Tazze so rasch bemächtigen, daß der Jäger auf der Lauer gar nicht Zeit haben würde, ihn auf's Kron zu nehmen. Man gräbt also eine Grube, steckt den Stock mit der Ziege hinein und legt dem armen Thiere ein Steinchen in's Ohr, so daß es die ganze Nacht hindurch schreit. Der Tiger verfehlt nicht sich einzustellen; doch sobald er die Grube bemerkt, geht er einige Mal um sie herum und gewährt dadurch dem Jäger die Möglichkeit, sicher zu zielen.

Wenn ein hungriger Löwe auf der Lauer liegt, so schleicht er unverzüglich jedem Thiere nach, das er erblickt. Einmal wollte ein Mann ein Rhinoceros beschleichen; doch

als er durch das Gras kroch und sich zufällig umblickte, sah er zu seinem Schrecken, daß er selbst von einem Löwen verfolgt wurde. Er rettete sich nur dadurch, daß er auf einen Baum kletterte. Am Lovepe sprang ein Löwe hinten auf das Pferd Oswell's, das sich aufbäumend den Reiter abwarf, welcher besinnungslos auf der Erde liegen blieb und nur durch seine Hunde gerettet wurde. Ein anderer Engländer, Capitain Godrington, ward auf dieselbe Weise überfallen; aber er drehte sich um und schoß den Löwen nieder. Ein ander Mal hatte sich eines seiner Pferde verlaufen und wurde durch einen Baumstumpf, um welchen sich der Zaum gewickelt hatte, festgehalten. Man fand es nach zwei Tagen noch immer an der nämlichen Stelle; ringsumher sah man zahlreiche Fußtapfen von Löwen, allein sie hatten es augenscheinlich nicht gewagt, das Pferd anzugreifen, aus Furcht in eine Falle zu gerathen. Einmal näherten sich bei Nacht zwei Löwen bis auf wenig Schritte den Ochsen am Wagen und einem Schafe, das an einen Baum gebunden war; allein sie brüllten nur und hatten nicht den Muth, sich auf ihre Beute zu stürzen.

In Maschue lag einer von Livingstone's Reisegesellschaft zwischen zwei Eingebornen hinter einem Gebüsch in tiefem Schlaf. Aus Müdigkeit hatten die letzteren versäumt, das Feuer zu ihren Füßen zu unterhalten. Ein Löwe



näherte sich, da es fast im Erlöschen war, und brüllte, getraute sich aber nicht auf einen der drei Männer, welche nur wenige Schritte vor ihm lagen, loszuspringen; ein Ochse, welcher nah dabei an einen Baum gebunden war, ließ ihn seinen natürlichen Instinkt bezwingen. Er zog sich etwa hundert Schritt weit auf einen Hügel zurück und brüllte die ganze Nacht durch, bis, bei Tagesanbruch, die Reisenden ihren Weg fortsetzten.

Livingstone kann nach Allem, was er in Bezug auf den Löwen erfahren hat, ihm nicht die Unerforschlichkeit und Größe des Charakters zugestehen, die ihm gewöhnlich beigelegt werden. Seine Stärke ist allerdings außerordentlich, und die Muskelmassen an den Kinnbacken, der Schulter und den Vorderbeinen bezeugen hinlänglich seine furchtbare Kraft, obgleich sie der des indischen Tigers wohl nachstehen dürfte. Der Löwe trägt den Ochsen, den er getödtet hat, nicht etwa im Maule fort, sondern schleift ihn an der Erde. Es gelingt ihm wohl auf den Rücken eines Pferdes zu springen, aber gewiß nicht auf den einer Giraffe, ja nicht einmal auf den eines Glens, das er lieber mit seinen Krallen zu Boden reißt. Die Herren Dewell und Barron sahen einmal, wie drei Löwen sich anstrengten, einen Büffel niederzureißen, der ihnen lange widerstand, obgleich er von einer Kugel tödtlich verwundet war.

Der Löwe packt gewöhnlich seine Beute an der Seite in der Nähe der Hinterbeine oder auch am Halse, doch am liebsten an der Seite, wo er auch zuerst zu fressen anfängt. Die Eingebornen haben in Bezug auf Leckerbissen mit dem Löwen einen Geschmack. Zuweilen trifft man auf ein Glenn, welches der Löwe vollständig ausgeweidet hat, ohne daß der Körper sichtlich aufgerissen ist. Die Eingeweide und die Fetttheile geben auch für den stärksten Löwen eine ausreichende Mahlzeit. Schnüffelnd kommt der Schakal hinzu; seine Dreistigkeit wird aber oft mit einem Tazenschlage bezahlt, der ihn augenblicklich tödtet.

Wenn der Löwe gefressen hat, so legt er sich schlafen, und dann ist er leicht abzuthun. Die Jagd auf ihn mit Hunden ist im Vergleich zu der Jagd des indischen Tigers wenig gefährlich; denn die Hunde treiben ihn aus seinem Versteck und stellen ihn dem Jäger, so daß derselbe Zeit gewinnt zu zielen.

Ueberall wo viel Wild ist, wird man auch zahlreiche Löwen finden; sie vereinigen sich aber nie zu Heerden, sondern schweifen in Trupps von sechs bis acht Stück, die wahrscheinlich eine Familie bilden und gemeinschaftlich auf die Jagd gehen. Man läuft in den Straßen London's mehr Gefahr von einem Wagen überfahren, als in Afrika

von einem Löwen gefressen zu werden, falls man nicht auf ihn Jagd macht.

Livingstone findet auch das Gebrüll des „Königs der Thiere“ keineswegs so entsetzlich, wie es gewöhnlich geschildert wird. Es ist allerdings geeignet, Schrecken einzusflößen, wenn es sich mit dem furchtbaren Donner jener Gegenden mischt, wenn die dunkle Nacht nach jedem hellleuchtenden Blitz nur noch schwärzer erscheint, wenn der Regen in Strömen herabgießt und das Feuer auslöscht, wenn man sich nicht einmal unter einen Baum flüchten kann, und das nahgewordene Gewehr ohne Verlaß ist. Befindet man sich jedoch in einem Wagen oder gar in einem Hause, so hört man dem Löwengebrüll in aller Seelenruhe zu.

Das Geschrei, welches der Strauß erhebt, ist nicht minder laut, und gleichwohl hat sich noch Niemand davor gefürchtet. Europäer versicherten Livingstone, daß sie aus der Entfernung das Gebrüll eines Löwen und den Schrei eines Straußes gar nicht von einander unterscheiden könnten, und nur das Ohr eines Eingebornen nimmt zu Anfang eine Verschiedenartigkeit wahr.

Freilich ist noch ein großer Unterschied zwischen dem singenden Tone eines gesättigten und dem Gebrüll eines hungrigen Löwen. Im Allgemeinen scheint die Stimme des Löwen tiefer zu sein als die des Straußes; aber das

einzig sichere Unterscheidungs mittel war für Livingstone doch nur der Umstand, daß sich der Löwe bei Nacht und der Strauß am Tage hören läßt.

Der afrikanische Löwe ist braungelb und hat eine starke Mähne, deren Spitzen zuweilen schwarz sind; doch kommen auch männliche Löwen ohne Mähne vor. In der Umgegend des Ngami-Sees hörte Livingstone die Löwen fast gar nicht brüllen.

Der Mensch ist nicht der einzige Feind, welchen der Löwe zu fürchten hat. Zuweilen kommt es vor, daß wenn er sich eines Büffelkalbes bemächtigen will, die Büffelkuh auf ihn zustürzt und ihn mit einem einzigen Hörnerstoß todt niederstreckt. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob ein eingeborner Löwe je einen ausgewachsenen Büffel angreift. Livingstone sah, wie auf einer Ebene Büffelbullen die Kühe und die Kälber, welche hinter ihnen standen, gegen den Angriff eines Löwentrupps dadurch schützten, daß sie ihren Feinden die Hörner vorhielten. In Indien kommt es vor, daß die Büffel sogar einen Tiger in die Flucht jagen. Auch den Elephanten wagt der Löwe nie anzugreifen, nur daß er dann und wann ein Junges raubt; und vor dem Anblick eines Rhinocerosses hält er nicht einen Augenblick Stand.

In der Umgegend von Maschue giebt es eine Menge

von Mäusen verschiedener Art; z. B. *Euryotis unisulcatus*, *Mus pumelio*, *Mus lehocla*. Die erstgenannte hat die Eigenthümlichkeit, daß sich die Jungen, wenn eine Gefahr droht, an das Hintertheil der alten Maus anklammern und so von dieser mitfortgeschleppt werden. Die Mäuse unterwühlen den Boden so, daß man bei jedem Schritte einsinkt. Sie bauen kleine Heuschuber von etwa zwei Fuß Höhe und zwei Fuß Breite.

Wo es Mäuse giebt, findet man auch allezeit Schlangen, denn diese nähren sich von den erstern. Eine Kage ist daher ein vortreffliches Mittel, um diese gefährlichen Reptile fern zu halten. Zuweilen aber trifft man sie doch im Hause; indeß auch die giftigsten Arten beißen nur dann, wenn sie erschreckt werden, oder wenn man auf sie tritt, oder endlich zur Zeit der Begattung. Zu Kolobeng wurde eine dunkelbraune, fast schwarze Schlange getödtet, die eine Länge von acht Fuß, drei Zoll hatte. Sie gehörte zu der *Picakholu*-Art, die eine solche Menge Gift hat, daß, wenn ein Haufen Hunde eine solche Schlange angreift, der erste, der von ihr gebissen wird, fast auf der Stelle stirbt, der zweite fünf Minuten nachher, der dritte nach Verlauf einer Stunde und der vierte etwa nach einigen Stunden. Die Viehheerden werden alljährlich durch die *Picakholu*'s sehr vermindert. Die Giftzähne der in Kolobeng getödteten Schlange

träufelten noch mehrere Stunden lang Gift, nachdem schon der Kopf vom Körper getrennt war. Dieser reichliche Giftausfluß, welchen die Eingebornen den Speichel der Schlange nennen, hat wahrscheinlich zu dem Glauben Anlaß gegeben, die Picatholu sei im Stande, bei günstigem Winde ihren Feinden das Gift in die Augen zu spritzen. Diese Reptile bedürfen sämmtlich des Wassers und kommen weither, um sich in Teichen und Flüssen zu erfrischen.

Es giebt hier zu Lande noch mehrere Arten von Giftschlangen so wie verschiedene Vipern. Die sogenannte Roga-putsane oder Ziegen Schlange soll bei Nacht einen Ton von sich geben, der dem Meckern einer Ziege sehr ähnlich ist. Pivingstone selbst war Ohrenzeuge davon an einem Orte, wo es gar keine Ziegen gab. Einige Schlangengarten geben, wenn sie erschreckt werden, einen eigenthümlichen Geruch von sich, der so stark ist, daß er ihre Anwesenheit im Hause alsbald verräth. Auch mehrere Arten der Cobra oder Raja-haje giebt es hier. Wenn man sie reizt, so richten sie den Kopf einen Fuß hoch vom Boden empor, der Hals bläht sich fürchterlich auf, die Zunge schießt mit außerordentlicher Schnelligkeit heraus und der Zorn funkelt in ihrem gläsernen stieren Blicke. Verschiedene Schlangen der Dendrophis-Art, z. B. der grüne Baumkletterer (*Bucephalus viridis*), klettern auf die Bäume,

um dort Vögel und Eier zu holen, nach denen sie sehr lecker sind. Allein das ganze geflügelte Völkchen der Nachbarschaft wird sie sehr bald gewahr und mahnt mit furchtbarem Geschrei zur Wachsamkeit. *Dasypeltis inornatus* hat kleine Zähne und kann ganze Eier mit weicher Schale hindurch gleiten lassen; sie zerdrückt dieselben im Schlunde, so daß ihr von dem Inhalt nichts verloren geht und wirft die Schale wieder aus.

Es giebt aber auch unschädliche Schlangen, von denen manche sogar gegessen werden, wie z. B. die Python, welche die Eingebornen *Matse palli* oder *Tari* nennen. Die größten haben 15 bis 20 Fuß Länge und die Dicke eines Mannschenkels; sie sind aber durchaus ungefährlich und leben meist von kleinen Nagethieren, wenn sie zuweilen auch einen Steinbock oder eine Pallasantilope erwürgen und nach Art der *Boa Constrictor* verspeisen. Das Fleisch dieser Schlangen gilt bei den Bakalahari und den Buschmännern als ein Leckerbissen.

Unsre Reisenden fanden bei Sekomi, dem Häuptling der Bawangato, die freundlichste Aufnahme. Alle Betschuanen- und Kaffernstämme südlich vom Zambesi haben die Beschneidung (*Boguera*) bei sich eingeführt. Sie verbergen jedoch die dabei üblichen Gebräuche sorgfältig vor allen Fremden und nur die Eingeweihten dürfen zugegen

sein. Gleichwohl erhielt Livingstone die Erlaubniß, wenigstens dem zweiten Theil der Ceremonie, welcher Sechu genannt wird, beiwohnen zu dürfen. Bei Tagesanbruch stellten sich eine Reihe vierzehnjähriger Knaben in der Kotla auf; sie waren nackt und jeder hielt in der Hand ein Paar Sandalen, die ihm als Schild dienten. Den Knaben gegenüber standen, gleichfalls unbekleidet, die Männer des Dorfes, sämmtlich mit langen Ruthen von der Moretloapflanze (*Grewia flava*), die eben so fest wie biegsam sind, bewaffnet. Sie begannen nun eine Art Tanz, welcher Roha heißt, und richteten dabei an die Knaben u. a. folgende Fragen: Wollt ihr euern Häuptling vertheidigen? Wollt ihr die Heerden des Stammes beschützen? Auf jede bejahende Antwort sprangen die Männer vor und schlugen nach dem Rücken der Knaben. Trotz der emporgehaltenen Sandalen, mit welchen diese die Festigkeit des Ruthenstreiches zu schwächen versuchen, wird doch die Wunde, aus der das Blut hervorspritzt, meist gegen einen Fuß lang. Nach Beendigung des Tanzes war der Rücken der Knaben mit einem wahren Netz tiefer Furchen bedeckt, deren Spuren unauslöschlich sind. Man will auf diese Weise die Jugend abhärten und sie für ihre künftige kriegerische Bestimmung vorbereiten. Einem Sünge wird nicht eher gestattet, ein Weib zu nehmen, als bis er ein Rhinoceros erlegt hat.



Die Ehrfurcht, welche diese Volksstämme dem Alter bezeigen, wird auch bei dem Kohatanze streng beobachtet, und ein jüngerer Mann, der etwa vorzeitig aus der Reihe tritt, um zu schlagen, wird sofort wieder von einem ältern gestraft. Sogar Sekomi empfing bei einer solchen Gelegenheit von einem seiner grauhaarigen Unterthanen einen heftigen Hieb auf's Bein. Als Livingstone einmal mit einigen jungen Bamangwato scherzte und die Tapferkeit eines europäischen Soldaten pries, der solcher Züchtigungen gar nicht erst bedürfe, um sich Muth zu erwerben, erhob sich einer von ihnen und sagte: Fragt ihn, ob nicht allemal, wenn uns ein Löwe stillzuhalten und ein Feuer anzuzünden nöthigte, mein Schlaf so ruhig war, wie die seinige.

Der Sechu ist bei drei Völkerstämmen im Gebrauch; die Boguera (Beschneidung) bei allen Betschuanen und Kaffern, dagegen nicht bei den Negern im Norden des zwanzigsten Breitengrades. Sie scheint übrigens mehr ein bürgerlicher als ein religiöser Brauch zu sein. Alle Knaben zwischen zehn und vierzehn oder fünfzehn Jahren werden ausgewählt, um ihr ganzes Leben hindurch die Gefährten eines Häuptlingssohnes zu sein. Man bringt sie in Hütten, die an irgend einer einsamen Stelle des Waldes aufgeschlagen sind, und hier werden sie von bejahrteren

Männern in den üblichen Tänzen unterwiesen, sowie gleichzeitig eingeweiht in alle Geheimnisse des afrikanischen Staatslebens. Jeder Knabe muß eine Lobrede auf sich selbst machen, welche *Leina*, d. i. Name, genannt wird, und sie mit Geläufigkeit vortragen. Es sind nicht wenig Schläge nothwendig, um ihnen die erforderlichen Talente beizubringen, und alle haben sie mehr oder minder zahlreiche Narben aufzuweisen, wenn sie den Wald wieder verlassen. Diese Banden oder Regimenter, mit dem allgemeinen Namen *Mopato* (in der Mehrzahl *Mepato*) bezeichnet, empfangen außerdem noch eigenthümliche Benennungen, z. B.: *Matfatfi*, d. i. die Sonnen, *Mabusu*, die Herrscher. Obgleich sie an verschiedenen Theilen eines Dorfes wohnen, so erscheinen sie doch sämmtlich beim Aufruf und vollziehen die Befehle des Häuptlingssohnes, unter dem sie stehen. Es herrscht unter ihnen eine Art von Gleichheit und theilweise von Communismus, und sie reden einander mit *Molekane* an, d. h. Kamerad.

Wer gegen die eingeführten Satzungen verstößt, z. B. allein ist, wenn er einen oder mehrere seiner Kameraden in der Nähe weiß, ein Zeichen von Feigheit giebt oder sich überhaupt etwas zu Schulden kommen läßt, der kann von seinen Genossen mit Schlägen bestraft werden. Ebenso dürfen die Genossen eines älteren *Mopato* die eines

jüngeren schlagen, aber nicht umgekehrt. Zur Zeit eines Krieges zieht die älteste Genossenschaft, wenn mehrere Compagnien vorhanden sind, nicht mit in's Feld, sondern bleibt zum Schutze der Frauen und Kinder im Dorfe zurück. Wenn ein Flüchtling zu einem Volksstamme kommt, so wird er dem Mopato eingereiht, das demjenigen entspricht, welchem er unter seinem eigenen Volke angehörte.

Kein Eingeborner kennt sein Alter. Wenn man einen danach fragt, so antwortet er mit der Gegenfrage: „Kann sich ein Mensch der Zeit erinnern, wo er geboren wurde?“ Sie berechnen ihr Alter nach der Zahl der Mepato, deren Einweihung sie mit angesehen haben. Wer vier oder fünf jüngere Mepato hinter sich hat, braucht keine Waffen mehr zu tragen. Der älteste Greis, den Livingstone in diesem Lande antraf, rühmte sich, er habe an elf Knabenreihen die Boguera vollziehen sehen. Er mochte etwa fünfundsiebenzig bis achtzig Jahre sein. Die Einrichtung des Mopato ist sehr verständig darauf berechnet, die Mitglieder des Stammes an die Familie des Häuptlings zu fesseln, und sie einer Zucht zu unterwerfen, die es leicht macht, sie zu regieren. Wenn die jungen Leute nach vollendeter Unterweisung in ihr Dorf zurückkehren, so empfängt derjenige einen Preis, der in einem Wettlauf nach demselben der Sieger bleibt. Die Mitglieder des Mopato wer-

den nun zu den Männern (Banona) gezählt und dürfen in der Kotla mitten unter den Alten ihren Platz einnehmen. Vorher gelten sie nur als Knaben (Basimane.)

Eine der Boguera ähnliche Ceremonie, die Boyale, findet bei den jungen Mädchen statt, die unter der Aufsicht einer alten Frau zum Wasserholen angeleitet werden. Alle Mitglieder dieser weiblichen Genossenschaft tragen ein Gewand, das aus Stricken besteht, die aus Kürbiskernen und Binsen geflochten sind und in Gestalt einer 8 um den Leib geschlungen werden. Der Zweck dieser ganzen Einrichtung ist, die jungen Mädchen an Beschwerden zu gewöhnen; man läßt sie deshalb große Gefäße mit Wasser tragen. Zuweilen legt man ihnen sogar glühende Kohlen auf den Vorderarm, damit sie auch den Schmerz überwinden lernen.

Die Hügel, welche sich im Lande der Bamangwato etwa 800 Fuß über die Ebene erheben, sind ein Theil der Bakaafette. Sie bestehen aus großen Massen von schwarzem Basalt und sind wahrscheinlich die letzte Reihe des vulkanischen Gesteins im Süden des afrikanischen Continents. Als Livingstone auf seinem Wege nach Norden die Hügel überschritt, kam er durch den Engpaß Manakalongwe oder Einhornpaß. Unter Einhorn ist aber hier nur eine dicke eßbare Raupe zu verstehen, die einen gerade in die Höhe stehenden hornartigen Schwanz hat. Dieser Paß führt

auch den Namen Porapora, oder rieselndes Wasser, denn vor Zeiten strömte hier ein Fluß.

Die Gegend, welche sich jetzt dem Blick eröffnete, besteht aus weiten sandigen Ebenen mit reichlichem Graswuchs; sie umschließen große Strecken von Trapp mit einer Oberlage von Tuffstein; hier ist nur wenig Pflanzenboden und es wachsen auch nur Grasbüschel und jener unter dem Namen „Warteinweilchen“ (*Acacia dotinens*) bekannte Dornstrauch. Diese gelben Grasebenen mit ihren Moretloa- und Mahatlabüschen charakterisiren das Land der Bamangwato. Die Bakuenahügel unterscheiden sich dagegen durch ihren Pflanzenwuchs und durch ihr Grün; sie sind bis auf den Gipfel mit Wald bedeckt, die Thäler fast immer grünend, und die Bäume, von ungewöhnlicher Stärke, steigen bis in die Ebene hinab, wo sie die Stelle der Büsche ersetzen.

In dieser ganzen Region ist der Anbau europäischer Getreidearten nur mit Hülfe einer künstlichen Bewässerung möglich. Die Eingebornen bauen Durrha (*Holcus sorghum*), Mais, Kürbisse, Melonen, Gurken und verschiedene Arten von Bohnen und überlassen es dem Regen, das nöthige Wasser zu liefern. Zur Bearbeitung der Erde bedienen sie sich der Hacke; der größte Theil der Feldarbeit wird von Frauen verrichtet, ganz so wie bei den Kaffern. Die

Männer gehen auf die Jagd, melken die Kühe und haben überhaupt die Sorge für das Vieh; auch bereiten sie die Felle zu und verfertigen die Kleidung.

Am 28. Januar fand Livingstone zu Letloche, etwa zwanzig Meilen nördlich vom Lande der Bamangwato, eine Quelle mit köstlichem Wasser. Das ist natürlich in dieser Gegend eine Sache von solcher Wichtigkeit, daß, so oft Reisende einander begegnen, ihre erste Frage ist: „Habt ihr Wasser gefunden?“ Die Eingebornen drücken dies mit den Worten aus: „Wo ist der Regen?“

Bis Letloche ist auch der durch seine Jagdabenteuer so bekannt gewordene Engländer Gordon Summing gekommen. Livingstone trägt kein Bedenken, die Berichte desselben über die Jagd in Südafrika als wahrheitsgetreu zu bezeichnen. Damals hielt sich noch eine Unmasse großen Wildes in jenen Gegenden auf, wogegen freilich in neuester Zeit durch die größere Verbreitung von Schießgewehren die Zahl hie und da schon sehr vermindert ist.

Als die Reisenden von Letloche aus an die Brunnen von Kanne gelangten, fanden sie diese von den Bakalahari eines benachbarten Dorfes sorgfältig umzäunt. In Folge dessen mußte man noch sechzig Meilen zurücklegen, um eine andere Quelle zu erreichen; sechzig Meilen in einem tiefen und weichen Sande, welcher den Weg für das Zugvieh

überaus beschwerlich machte. Man traf hier eine Menge Buschmannsweiber, die aus einem jener unterirdischen Wasserbehälter auf die früher schon beschriebene Art ihre Eierschalen füllten. Da man zu Mathuluane kein Wasser fand und zu Motlatsa nur sehr wenig, so wurden die Ochsen quer über das Land zu dem tiefen Brunnen von Mlauane geschickt, aber die Hälfte kam unterwegs um. Als man nach langem Suchen die armen Thiere wieder auffand, hatten sie fünf ganze Tage lang nicht getrunken.

Wie gewöhnlich begegnete man zahlreichen Heerden von Glenns, wie selten sie auch hier nur einen Schluck Wasser finden mochten. Es giebt große grasbewachsene Ebenen, auf denen man nicht einen Baum findet, wenn auch der Horizont nur selten völlig baumlos ist. Der Strauß weidet gern in diesen offenen Ebenen, wo sich ihm Niemand nähern kann, ohne daß er ihn bemerkt. Allein die Dummheit dieses Thieres bringt es in eben die Gefahr, die es durch seine Vorsicht vermeiden will. Fährt z. B. ein Wagen weit von ihm gegen den Wind, so bildet sich der Strauß ein, man wolle ihn umgehen, und läuft wohl eine Meile, um den Weg, welchen der Wagen muthmaßlich nimmt, früher zu durchkreuzen. Dabei kommt er aber häufig den vordersten Ochsen am Wagen so nahe, daß ihn ein Schuß leicht erreichen kann. Livingstone war

selbst Augenzeuge, wie groß die Einfalt dieses Thieres ist. Ein Strauß weidete in einem Thale, welches an beiden Enden offen war. Eine Anzahl Leute stellten sich, als wollten sie ihm den Weg von der Seite her abschneiden, von welcher der Wind kam. Der Strauß hätte in der entgegengesetzten Richtung, wo sich Hunderte von Meilen vor ihm ausbreiteten, leicht entfliehen können; doch nein, er läuft wie närrisch gerade den Jägern entgegen, die ihre Wurfspieße auf ihn richten. Wenn der Strauß zu laufen anfängt, so thun alle andern Thiere in seiner Nähe das Gleiche. Er giebt nie die Richtung auf, die er einmal eingeschlagen hat und sucht der Gefahr nur dadurch zu entgehen, daß er seinen Lauf beschleunigt.

Wenn der Strauß weidet, so macht er 20 bis 22 Zoll lange Schritte; geht er auf und ab ohne zu weiden, so ist sein Schritt etwa 26 Zoll lang, auf der Flucht dagegen mißt er 11 bis 14 Fuß. Livingstone hatte einmal Gelegenheit, die Schnelligkeit seines Laufes zu beobachten und zählte nach einer Sekundenuhr 30 Schritt in 10 Sekunden. Wenn der Strauß so läuft, dann kann das Auge seine Beine so wenig unterscheiden, wie die Speichen eines rasch umrollenden Wagenrades. Nimmt man 30 Schritt auf 10 Sekunden und den Schritt zu 12 Fuß an, so erhält man eine Schnelligkeit von 26 englischen Meilen in der Stunde.



Das Straußenweibchen beginnt seine Eier schon zu legen, bevor es sich den Ort zu seinem Neste ausgewählt hat. Zu dem letzteren gräbt es sich im Sande ein nur wenige Zoll tiefes Loch, das etwa drei Fuß im Durchmesser hat. Man findet also auch in der Ebene einzelne Eier verstreut umherliegen, welche die Betschuanas *Lesetla* nennen und die eine Beute der Schakals werden. Der Strauß legt seine Eier oft auch in das Nest eines andern Straußes, so daß man zuweilen in einem einzigen Nest einige vierzig Eier findet. Sowohl Männchen als Weibchen brüten, doch die Zahl der letzteren ist bei weitem größer, und wahrscheinlich beschäftigen sie sich häufig nur allein damit. Einige außerhalb des Nestes liegende Eier dienen, wie man glaubt, den zuerst ausgefrochenen Jungen so lange zur Nahrung, bis auch die andern ausgebrütet sind und sie alsdann gemeinschaftlich ihr Futter suchen können. Livingstone sah häufig die Kleinen unter der Obhut eines Männchens. Wenn sie noch nicht im Stande sind einer Gefahr zu entfliehen, so ducken sie sich an die Erde und bleiben ganz unbeweglich liegen; kaum aber haben sie die Größe unserer Hühner erreicht, so entwickeln sie schon eine wunderbare Schnelligkeit. Der Strauß ist in der Gefangenschaft leicht zu zähmen, er ist jedoch ein ganz unnützes Hausthier.

Die Straußeneier besitzen eine sehr große Lebenskraft.

Einmal bewahrte man ein solches länger als drei Monate in einem Zimmer, dessen Temperatur etwa 60 Grad F. war, und als das Ei zerbrochen wurde, fand man ein theilweis entwickeltes Junges darin, welches noch lebte.

Wenn die Buschmänner ein Straußennest aufgefunden haben, so vermeiden sie es sorgfältig, die Eier darin anzurühren oder Fußtapsen in der Nähe des Nestes zurückzulassen. Sie kehren aber wieder zurück, wobei sie die Vorsicht beobachten, gegen den Wind zu gehen, und schieben mit Hülfe eines langen Stockes die Eier von Zeit zu Zeit heraus. Indem auf solche Weise bei dem Straußweibchen kein Argwohn entsteht, legt es noch immer neue Eier hinzu, wie dies gleichfalls unsre Haushühner thun. Die Eier haben übrigens einen unangenehmen Geschmack, und man muß eben von dem verzehrenden Hunger der Wüste gequält werden, um sie mit Behagen zu verspeisen.

Der Strauß nährt sich von den Schoten und Samen verschiedener Hülsenfrüchte, so wie von Pflanzenblättern, und da diese fast immer hart und trocken sind, so verschluckt er, um sie zu zerreiben, gleichfalls eine Menge Kieselsteine, die oft so groß sind wie Billardkugeln. Er frißt auch kleine Wurzellnollen und zwar besonders der Feuchtigkeit wegen, die sie enthalten. Einmal fand Livingstone einen Strauß, der an einer wilden Melone, für die sein

Schlund zu eng gewesen, erstickt war. Die Buschmänner kriechen oft mehrere Meilen weit auf dem Bauch, um den Strauß zu beschleichen, wozu in der That eine ganz außerordentliche Gewandtheit gehört. Nichtsdestoweniger muß es ihnen doch gelingen, eine beträchtliche Anzahl dieser Thiere zu tödten, wie die Menge der Federn beweist, die alljährlich auf den Markt kommen, obgleich jeder Vogel im Schweif wie in den Flügeln nur wenig Federn hat. Das Männchen ist von glänzend schwarzer Farbe, mit Ausnahme der oben erwähnten Federn, welche weiß sind. Nichts kann für das Klima der Kalahariwüste, in der sich Strauße in Menge aufhalten, geeigneter sein, als dieses leichte Federkleid, welches nicht nur gegen die Sonne schützt, sondern eben so auch der Luft freien Spielraum gestattet. Das Weibchen und das halbausgewachsene Männchen sind braungrau.

Der Strauß hat die Augen so hoch stehen, daß er im Stande ist, die Gegenstände auf eine sehr große Entfernung zu erkennen und demnach seinen Feinden zu entfliehen. Nichtsdestoweniger wird er zuweilen die Beute des Löwen. Sein Fleisch ist weiß und hart, doch schmeckt es wenn das Thier wohlgenährt ist, fast wie das einer zähen Truthenne. Im Allgemeinen setzt sich der Strauß nicht

zur Wehre; er sucht und findet sein Heil nur in der Flucht; doch kommt es gelegentlich vor, daß er, von Hunden verfolgt, sich umdreht und mit einem Tritte seines kräftigen Fußes dem Verfolger den Rückgrat zerbricht.

---

## Neuntes Kapitel.

Die religiösen Ansichten der Bakwena. — Salzpflanzen. — Mowane- und Mopaneebäume. — Buschmänner. — Elephantenjagd. — Gifte. — Der Schanschureh-Fluß. — Ueberschwemmung. — Der Chobe-Fluß. — Ankunft in Linyanti, der Hauptstadt der Makololo.

Die Bakalahari, die in der Nähe der Motlatsa-Brunnen wohnen, bewiesen sich zwar gegen Livingstone sehr freundlich, im Allgemeinen aber sind sie jedem geistigen Einfluß schwer zugänglich, und der Missionair darf daher von seiner Belehrung nur geringe Wirkung erwarten. Daß Livingstone niederkniete und einen unsichtbaren Gott anbetete, erschien ihnen anfangs so wunderbar, daß sie in lautes Gelächter ausbrachen. Dagegen war bei einem andern wilden Betschuanastamme, der von Musik nichts wußte, die Wirkung des Gesanges, welchen der Missionair anstimmte, so groß, daß die Zuhörer alle in Thränen ausbrachen.

Das Denken und Sinnen dieser Leute ist fast ausschließlich auf die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse gerichtet, und so ist es schon seit vielen Generationen. Gleichwohl findet man auch bei den herabgesunkensten dieser Volksstämme, daß sie das Dasein eines Gottes und ein zukünftiges Leben annehmen. Alle Erscheinungen, welche die Eingebornen nicht durch eine natürliche Ursache zu erklären vermögen, schreiben sie der Gottheit zu. So hört man häufig aus ihrem Munde: „Wie alle diese Dinge so eigenthümlich von Gott gemacht sind!“ oder: „Nicht die Krankheit, sondern Gott hat ihn getödtet!“

Wenn Livingstone die verständigeren Bakwena befragte, so versicherten sie ihm jedesmal, daß sie auch früher schon über das Dasein Gottes oder ein zukünftiges Leben, über gut und böse ziemlich bestimmte Ansichten gehabt hätten, und daß sie gleichfalls alles dasjenige verwürfen, was bei den Christen als Sünde gilt, mit Ausnahme der Vielweiberei, welche in ihren Augen durchaus kein Unrecht ist. Sie bemerkten auch in Betreff der Regenmacher und deren Beschwörungen, daß sie allezeit so gut wie heut gewußt hätten, daß es Gott allein ist, der den Regen aus den Wolken fallen lassen und die Menschen aus der Gefahr und Bedrängniß erretten kann.

Weder die Kaffern noch die Betschuanen haben irgend

eine Art von öffentlicher Verehrung eines höchsten Wesens; sie haben keine Götzenbilder und bringen auch keine Opfer.

Zu Lotlakani traf Livingstone einen alten Buschmann der anfangs gar keinen Begriff von Moralität zu haben schien; als man sein Herz aber durch ein Geschenk von Fleisch gewonnen hatte, setzte er sich an das Feuer der Reisenden und erzählte ihnen von seiner Jugend. Er hatte fünf Menschen von seiner eigenen Race getödtet, „zwei waren Weibchen“ sagte er, indem er sie an den Fingern abzählte, „das dritte ein Männchen, und die beiden andern Kälber.“ Was für ein nichtswürdiger Mensch bist Du, entgegnete ihm Livingstone, daß Du Dich rühmst, Weiber und Kinder, zumal von Deinem eignen Volke, getödtet zu haben! Was wird Gott zu Dir sagen, wenn Du vor ihm erscheinen wirst? — „Er wird sagen,“ war die Antwort, „daß ich ein sehr geschickter Kerl bin!“ — Dieser Buschmann schien also ganz ohne Gewissen zu sein; aus der weiteren Unterhaltung ergab sich aber, daß er unter dem Ausdruck Gott nur seinen Häuptling verstanden, und daß seine Opfer einer Bande rebellischer Buschmänner angehört hatten, gegen die er auf Befehl Sekomi's ausgezogen war. Je weiter man in Südafrika gegen Norden vordringt, desto entwickelter findet man die religiösen Vorstellungen der Eingebornen.

Am 8. Februar 1853 verließ Livingstone Motlatja und ging den Mokofo abwärts, dessen altes nun ausgetrocknetes Bett noch bei Menschengedenken ein Fluß durchströmte. Livingstone selbst hatte ihn, nach einem starken Gewitterregen, seinen alten Lauf nach Norden einschlagen sehn. Zwischen Lotlakani und Nchokotsja kam man an dem kleinen Brunnen Drapa vorüber, während man den Thutsja-Brunnen, dessen salziges Wasser abführend ist, zur Rechten ließ. Die Salzpflanze Chuantsja, die mit einer anderthalb Zoll dicken Salzkruste bedeckt ist, liegt zehn Meilen nordöstlich von Drapa.

Die Bamangwato unterhalten in diesem Theile der Wüste an verschiedenen Stellen große Schaf- und Ziegenherden, die überall, wo sie Salz und Gebüsch finden, vortrefflich gedeihen. Da die Ziegenmilch nicht so leicht gerinnt wie die Kuhmilch, so gießen die Eingebornen den Saft einer Pflanze hinein, die Toluane heißt. Wenige Tropfen davon reichen hin, in sehr kurzer Zeit die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Die Betschuanen thun die Milch in Säcke von ungegerbter Haut, von der sie das Haar entfernt haben, und hängen dieselben in die Sonne. Reiche Leute vermischen diese saure Milch, die einen sehr angenehmen Geschmack hat, mit ihrer Suppe, die dadurch kräftig und nahrhaft wird. Verächtlich sagt man von



den Armen, die das nicht können: „Es sind Wassersuppenesser.“

Die Jahreszeit der Regen war gekommen, doch die Trockenheit dauerte in Nchokotsja fort. Während des Tages stand das Thermometer im Schatten und an der kühlfsten Stelle, die man finden konnte, auf 96 Grad. Ein solcher Thermometerstand verkündete in Kolobeng immer den nahen Eintritt des Regens; in Kuruman reichen schon 84 Grad hin, dagegen weiter nördlich muß erst die Hitze auf 100 Grad steigen, eh' man auf Regen hoffen kann. Als man das Thermometer zwei Zoll tief in die Erde eingrub, stieg das Quecksilber auf 128 Grad. Das ganze Land war ringsumher verbrannt und der funkelnde Glanz der Salzausschläge, die nach allen Seiten hin den Boden bedeckten, war für die Augen empfindlich. Das Wasser von Nchokotsja war bitter und hatte sich jedenfalls mit thierischen Bestandtheilen vermischt. Alle Quellen enthielten salpetersaure Salze, die den Durst noch vermehren. Man sah sich genöthigt, einige Brunnen zu graben, doch da sich diese erst allmählig wieder füllten, was manchen Aufenthalt verursachte, so kam man nur sehr langsam vorwärts. In Kube hatten sich Rhinocerosse dermaßen in dem Teiche umhergewälzt, daß der Schlamm fast zu Mörtel geworden war und man mit Mühe nur ein Loch graben konnte, um Trinkwasser

für die Ohsen zu gewinnen. Wären die Rhinocerosse wiedergetommen, so hätten sie die ganze Arbeit durch ein einziges Untertauchen in den Schlamm vergeblich gemacht. Es wurde daher die ganze Nacht über Wache gehalten. Auf den großen Ebenen ringsumher, die von der ersticken- den Atmosphäre verbrannt waren, sah man Heerden von Zebra's, Gnu's, ja selbst von Büffeln, die ganze Tage lang sehnsüchtig nach dem Wasser schauten, von dem sie die Nähe der Menschen zurückhielt. Es ist ein grausames Vergnügen, diese armen Thiere zu tödten, wenn man des Fleisches oder der Haut nicht bedarf. Schießt man zur Nachtzeit, so tödtet man sie selten, sondern verwundet sie nur, und weil sie dann durch den Blutverlust nur um so durstiger werden, so laufen sie ohne Scheu vor der Gefahr dem Wasser zu. Sogar der Strauß kann, trotz aller seiner Vorsicht, wenn er verwundet ist, dem Verlangen, seinen Durst zu löschen, nicht widerstehen. Die Buschmänner benutzen diese gebieterische Nothwendigkeit und verschaffen sich die Federn dieses Thieres meist nur auf solche Weise; allein sie essen auch das Fleisch des Straußes.

Der Weg führte an dem Rande einer ungeheuern Salzpfaune vorbei, welche Ntwetwe genannt wird. Der Boden dieser Gegend besteht größten Theils aus Kalktuff mit einer schwachen Decke von vegetabilischer Erde. Es

wachsen dort eine Menge Mopanebäume und Boababs. Einer von diesen letzteren bestand aus sechs Armen, die sich zu einem Stamme vereinigten und hatte drei Fuß über dem Boden einen Umfang von 85 Fuß.

Der Boabab, den die Betschuanen Mowana nennen, besitzt eine außerordentliche Lebenskraft, und Livingstone war daher um so mehr überrascht, bei Elomtla, noch etwas nördlicher, ein abgestorbenes Exemplar dieser Riesenbäume zu finden. Die Eingebornen verfertigen aus den Fasern der Rinde sehr starke Seile und schälen daher den Stamm ab, soweit sie ihn nur erreichen können. Dies Verfahren, bei welchem fast alle andern Bäume eingehen würden, nöthigt den Boabab nur, auf dem Wege der Granulation eine neue Rinde zu bilden. Das Abschälen der Rinde wird öfter wiederholt; halb abgerissene Stücke, die noch am Baume hängen bleiben, sterben nicht etwa ab, sondern wachsen fort. Keine Verletzung, welche dem Baume äußerlich zugefügt wird, tötet den Boabab; selbst das Feuer zerstört seine Lebenskraft nicht und er troßt sogar innern Verwüstungen, denn häufig findet man ihn tief ausgehöhlt. Livingstone sah einen, in dessen Innern zwanzig bis dreißig Menschen wie in einer Hütte bequem ihr Nachtlager hätten aufschlagen können. Der Boabab stirbt auch dann noch nicht, wenn er umgehauen wird.

In der Umgegend von Angola fand Livingstone mehrere, die man gefällt hatte und die gleichwohl noch fortwuchsen.

Diese Bäume, welche man die „exogenen“ nennt, wachsen vermittelt aufeinanderfolgender Lagen auf der äußern Seite des Stammes und man kann das Innere herausnehmen, ohne das Leben des Baumes zu gefährden. Wir sehen dies bei den meisten Bäumen unsers Klima's. Bei einer andern Klasse von Bäumen dagegen, den „endogenen,“ bilden sich die Lagen auf der innern Seite, und wenn der hohle Raum ausgefüllt ist, so hört das Wacsthum auf und der Baum muß sterben. Die endogenen leiden durch Verletzungen im Innern, die exogenen durch tiefe Einschnitte auf der Außenseite. Der Boabab aber widersteht gleichmäßig beiden Ursachen des Todes, weil jede seiner Schichten ihre unabhängige Lebenskraft besitzt, und er ist auch in der That mehr die Entwicklung einer riesigen Zwiebel, als ein Baum in der vollen Bedeutung des Wortes. **961788 — 931923**

Bei einem der obenerwähnten Boababs in der Umgegend von Angola war jeder der 84 concentrischen Ringe, nachdem der Baum schon gefällt war, noch um einen Zoll gewachsen. Die Wurzeln, die sich über die Oberfläche des Bodens ausbreiten, entfernen sich vom Stamm oft vierzig

bis fünfzig Schritt und bewahren ihre Lebenskraft, wenn auch der Stamm schon gefällt ist.

Das Holz des Boababs ist sehr weich und schwammig, und ein einziger Schlag reicht hin, die Art so tief hineinzutreiben, daß man sie nur mit Mühe wieder herausziehen kann. Manche dieser Bäume haben, dem Wachsthum der concentrischen Ringe nach zu urtheilen, ein Alter von einigen tausend Jahren.

Die Bauhinia oder der Mopanebaum der Eingebornen ist durch den geringen Schatten bemerkenswerth, den seine Blätter verbreiten; sie falten sich während der Tageshitze zusammen und stehen fast senkrecht. Man findet auf ihnen die Larven eines geflügelten Insekts, das mit einer süßen gummiartigen Substanz überzogen ist. Die Eingebornen sammeln und verzehren sie, ebenso wie die Lopenen, dicke drei Zoll lange Raupen, die sich von den Blättern der Bauhinia nähren.

Ueberall sieht man dort, wie der Pflanzenwuchs seine Lebenskraft offenbart, indem er die Tuffschichte, die ihn bedeckt, durchbricht. Ein Mopanebaum, der aus einer Felspalte emporwächst, hebt allmählig ansehnliche Felsmassen empor und setzt sie dem zerstörenden Einflusse der Atmosphäre aus. Das Holz dieses Baumes ist von einem schönen Roth und so hart, daß es die Portugiesen Eisenholz genannt

haben. Die Eingebornen haben beobachtet, daß der Meyane öfter als andere Bäume vom Blitz getroffen wird und warnen daher die Reisenden, während eines Gewitters unter ihm Schutz zu suchen, weil, wie sie sagen, der Blitz ihn haßt. Dagegen soll er nie in den Moralabaum einschlagen, dessen Zweige drei einander gegenüberstehende Dornen tragen, und dieser Baum gilt daher bis nach Angola hinauf, wo die Portugiesen Moralzweige auf ihren Dächern befestigen, als Schutzmittel gegen den Blitz. Die Eingebornen gehen jedoch noch weiter und glauben, daß der Schatten eines Morala sogar gegen den Angriff eines wüthenden Elephanten schütze.

Zu Kapesch traf Livingstone seine alten Freunde, die Buschmänner, wieder. Ihr Häuptling Horoye, sein Sohn Mokantsa und einige andre schöne Repräsentanten dieses Stammes, hatten eine Größe von mindestens sechs Fuß und eine dunklere Hautfarbe, als die südlichen Buschmänner. Da sie dem Wild an den Ufern des Zouza überall nachfolgen, so sind sie immer reichlich mit Nahrung versehen. Sie haben auch keinen Durst zu leiden und ihre Lebensweise ist demnach von der der übrigen Wüstenbewohner sehr verschieden. Die Ziege ist das einzige Thier, was sie zum Hausthier hätten ziehen können; allein sie haben einen abergläubischen Widerwillen gegen das Fleisch derselben.

Sie sind heitern Gemüthes, und die Lüge ist ein sehr seltenes Ding bei ihnen. Es kommen bei ihnen Züge von einem religiösen Cultus vor, die sich nicht bei den Betschuanen finden. Livingstone wohnte einmal an den Ufern des Zouga dem Leichenbegängniß eines Buschmannes bei, und es war offenbar, daß die Freunde des Verstorbenen ihn als in einer andern Welt lebend ansahen, denn sie riefen ihn und baten, er möge ihnen ihr Verlangen nicht übel nehmen, noch ein wenig hier unten zu bleiben.

Die Buschmänner tödten viel Elephanten. Sie wählen zur Jagd kühle Vollmondnächte und greifen das Thier mit ihren Speeren in dem Augenblick an, wo es außer Athem ist. Diese Art zu jagen ist der größte Beweis von Muth, den man hier zu Lande geben kann.

Bei Unku gelangte man in eine Gegend, die schon seit einiger Zeit durch wohlthätige Regen erfrischt war. Hohes Gras bedeckte die Erde und alle Blumen des Waldes standen in Blüthe. Die Wasserbehälter waren bis an den Rand gefüllt und die Vögel zwitscherten lustig. Was das Wild anbetraf, so war es scheu, weil es überall Wasser für seinen Durst fand, und vermied die Orte, die es sonst besuchte.

Am 1. März stand das Thermometer zwischen 1 und 3 Uhr Nachmittags im Schatten auf 98 Grad, sank aber Abends

bis auf 65 Grad, so daß die Hitze nicht erschöpfend war. Am Boden und in der Sonne hob sich das Thermometer auf 125 Grad, und wenn man es drei Zoll tief in die Erde eingrub, so zeigte es 138 Grad. Man konnte die Hand nicht auf die Erde halten, und die Eingebornen waren, trotzdem daß ihre Fußsohlen sich fast in Horn verwandelt hatten, genöthigt Ledersandalen zu tragen. Nur die Ameisen bewegten sich auf diesem glühheißen Boden immer in gleicher Thätigkeit. Das Wasser hatte an der Oberfläche 100 Grad; da aber Wasser kein guter Wärmeleiter ist, so konnte man sich schon erfrischen, wenn man bis in die Mitte eines Teiches hineinging und mit der Hand aus der Tiefe schöpfte.

Nördlich von Kama-Kama gelangte man in ein dichtes Mohononogebüsch, welches drei Leute zwei Tage hindurch unausgesetzt beschäftigte, mit der Art einen Weg zu bahnen. Der Mohonono hat schöne silberfarbige Blätter und eine süße Rinde, die der Elephant mit Begierde verzehrt. Als man wieder aus dem Gebüsch in's Freie kam, traf man auf eine Anzahl Buschmänner, die unsern Reisenden später sehr nützlich wurden. Der Regen war reichlich gefallen und gleichwohl begannen schon viele Teiche wieder auszutrocknen. Eine ungeheure Menge Lotospflanzen wuchsen in ihnen, und die Ufer waren mit einer niedrigen Pflanze bedeckt, die einen süßen Geruch verbreitete. Eigenthümlich



war es, daß so oft der Wind diesen Wohlgeruch den Reisenden zuwehete, sie niesen mußten.

Am 10. März (unter 19. Grad 16 N. 11 Sec. südl. Br., 24 Grad 24 N. östl. Länge) wurden vier Mann vom Fieber ergriffen. Livingstone hielt es anfänglich für eine Gallenkrankheit, die durch zu reichliche Fleischnahrung hervorgerufen sei; bald aber gab es sich unzweifelhaft als das afrikanische Fieber zu erkennen und mit Ausnahme Livingstone's und eines Bakuenafnaben erkrankten nun Alle daran. Der junge Bakuena besorgte das Vieh, während Livingstone den Kranken beistand und zuweilen mit den Buschmännern auf die Jagd ging.

Das Gras war hier so hoch, daß die Ochsen ganz unruhig wurden, und als sich in der Nacht eine Hyäne zeigte, rissen sie aus und flüchteten nach einem östlich gelegenen Wäldchen. Am 19. März, als Livingstone früh aufstand, sah er, daß sie sämmtlich verschwunden waren und mit ihnen der Bakuena. Die Leute dieses Stammes verlassen nämlich ihr Vieh nicht, auch wenn ein Löwe es in die Flucht gejagt hat. Sie folgen seinen Spuren meilenweit durch Wald und Gras, bis sie glauben, daß sich der Schrecken wieder ein wenig gelegt habe. Dann fangen sie an zu pfeifen, wie beim Melken der Kühe, und wenn sie so das Vieh beruhigt haben, so wachen sie bei ihm bis

zum Morgen und führen es dann wieder zurück. Ein Viehhirt kehrt wohl selten von einer solchen Fahrt heim, ohne die Beine von Dornen zerrissen zu haben. Alle Genossen des Mopato sind aber gehalten, so zu verfahren, und sie rechnen auch auf keine andere Belohnung als auf ein Wort der Anerkennung von Seiten des Häuptlings. Der junge Ribopechoë war also den Ochsen gefolgt und hatte sie mitten im Walde aus dem Gesicht verloren; nichtsdestoweniger blieb er den ganzen Tag und die folgende Nacht auf ihrer Spur. Am Sonntag Morgen fand ihn Livingstone bei dem Wagen. Am Sonnabend Abend hatte er das Vieh wiedergefunden und die Nacht über bei ihm Wache gehalten. Es ist kaum begreiflich, wie er ohne Compaß in einer solchen Gegend sich zurecht finden und außerdem noch vierzig Ochsen leiten konnte.

So lange sich die Betschuanen krank fühlen, rühren sie sich ungern von der Stelle. Da aber Livingstone, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Kräfte selbst zu versuchen, endlich wieder aufbrach, fiel einer von ihnen, nachdem er den Wagen verlassen hatte, zu Boden und blieb, ohne daß es Jemand bemerkte, die ganze Nacht über im Regen besinnungslos liegen; ein Anderer bekam wiederholt Ohnmachten. Es wurden nun mit Hülfe des jungen Vakuenta und der Buschmänner Betten für sie in den Wagen hergerichtet

und die Reise ganz langsam fortgesetzt. Man mußte die Kranken wie Kinder behandeln, und wie bei diesen wuchs ihr Eigensinn mit der Zunahme der Kräfte. Ihre Stimme wurde immer gebieterischer, wenn sie etwas verlangten, und es vermehrte noch ihren Zorn, daß Livingstone darüber lachte. Man hatte viel Schwierigkeiten zu überwinden; der, welcher die beiden ersten Ochsen leitete, besaß nicht die nöthige Geschicklichkeit, und fortwährend mußte man die Art zu Hülfe nehmen, um sich Bahn zu machen. Es gab mehr Arbeit als je, gleichwohl blieb Livingstone, allen Anstrengungen zum Troß, gesund.

Um die Ueßte zu vermeiden, welcher Livingstone auf seiner frühern Reise begegnet war, schlug er die Richtung des magnetischen Meridians von Eurilopepe ein. Die Nothwendigkeit, einen neuen Weg zu bahnen, machte allerdings viel zu schaffen, doch entschädigte dafür unter dem 18. Grade südl. Br. der Anblick zahlreicher beerentragender Reben. Die Buschmänner essen diese Trauben sehr gern; ihr Geschmack ist aber, wegen der adstringirenden Eigenschaft der Kerne, nicht angenehm. Frucht, Pflanze und Wurzel sind eine Lieblingsnahrung der Elephanten.

Livingstone fand in dieser Gegend ein Insekt, dessen Länge  $\frac{3}{4}$  Zoll beträgt, das die Dichte einer Nabenfeder hat und mit schwarzen Haaren bedeckt ist. Es nährt sich von

Ameisen. Um diese herbeizulocken steckt es den Kopf in ein Erdloch und bewegt hastig den Schwanz. Wenn nun die Ameisen herankommen, so werden sie von dem Schwanz ergriffen, der mit Zangen bewaffnet ist. Es ist merkwürdig, daß es seine Beute erhascht, ohne sie zu sehen, da ja der Kopf in der Erde steckt. Das Thier ist allem Anschein nach eine neue Art Ameisenlöwe (*Myrmeleon formicaleo*), den man in dieser Gegend häufig findet.

Je weiter man kam, desto dichter wurde der Wald, und die Art mußte unausgesetzt in Thätigkeit bleiben. Das Blattwerk hatte hier eine noch reichere Fülle, als weiter südlich. Flemming hatte bis jetzt seinen Wagen selber geführt, aber endlich war er eben so erschöpft wie seine Leute, und da es Livingstone unmöglich war, zwei Wagen zu leiten, so theilte er den Wasservorrath mit ihm und setzte den Weg fort, in der Absicht, von der nächsten Cisterne aus die Zurückgebliebenen nachzuholen. Die Regenzeit hatte schon begonnen, den ganzen Tag über mußte Livingstone Bäume fällen und bei jedem Arthiebe stürzte ein erfrischender Wasserschauer auf ihn herab. Gegen Abend stieß man auf einige Buschmänner, die sich erbieten, den Weg zu einem Teiche zu zeigen. Sie benahmen sich dabei mit großer Höflichkeit, brachen die Zweige ab, die den Weg versperrten und machten, da es Nacht war, auf die Bäume aufmerk-

sam, die an der Erde lagen. Als Livingstone wieder beim Wagen eintraf, fand er Fleming, der, als er sich allein sah, seine ganze Kraft zusammengerafft hatte und nachgekommen war.

Das Wasser im Teich trocknete wieder aus, und so war man genöthigt weiter zu ziehen. Einer von den Buschmännern holte sich Rath bei seinen Würfeln, und folgerte aus den Zahlen, die er geworfen hatte, daß Gott ihm anbefehle, zu seinem Stamme zurückzukehren. Als er jedoch Livingstone gleichfalls den Beweis davon liefern wollte, besagte ein zweiter Wurf gerade das Gegentheil. Er beschloß deshalb zu bleiben und wurde den Reisenden sehr nützlich, da die Ochsen aus Furcht vor einem Löwen wieder die Flucht ergriffen hatten und zwar auf eine sehr beträchtliche Entfernung. Die Löwen geben übrigens in dieser Gegend selten von sich zu reden; sie scheinen eine heilsame Furcht vor den Buschmännern zu haben, die in der That sehr gefährliche Gegner für sie sind. Wenn die Buschmänner wahrnehmen, daß sich ein Löwe sattgefressen hat, so folgen sie ganz leise seinen Fußtapfen und überraschen ihn mitten im Schlafe. Einer von ihnen nähert sich bis auf wenige Schritte und schießt einen vergifteten Pfeil ab, während gleichzeitig ein Andrer seinen Fellmantel über den

Kopf des Löwen wirft, der, verwirrt und erschreckt, heulend davonschleicht.

Das Gift, dessen man sich dabei bedient, kommt von einer halbzolllangen Raupe, die Ngwa heißt. Sie zerquetschen dieselbe, bestreichen den Pfeilhaken damit und lassen ihn in der Sonne trocknen. Sie versehen nie nach dieser Operation sich auf das sorgfältigste die Nägel zu reinigen, weil selbst der kleinste Theil von diesem Gift, sobald er auch nur mit der leichtesten Wunde in Berührung kommt, entsetzliche Wirkungen hervorbringt. Der Schmerz ist so heftig, daß der Vergiftete sich umherwälzt und den Leib zerfleischt, während er wie ein Kind nach der Mutter schreit; oder er flieht auch in sinnloser Wuth weit von jeder menschlichen Behausung. Der Löwe empfindet nicht minder diese Wirkungen des Giftes, man hört ihn in Verzweiflung brüllen, er wird wüthend und beißt in krampfhafter Raserei in die Bäume und in die Erde.

Die Buschmänner besitzen jedoch ein Heilmittel gegen dies furchtbare Gift. Sie geben, wie sie Livingstone erzählten, die Raupe selbst zerquetscht, aber mit Fett vermischt, dagegen ein und bestreichen mit dieser Mischung gleichfalls die Wunde. „Die Ngwa braucht Fett,“ sagen sie; „findet sie keins in dem Körper des Menschen, so tödtet

sie ihn. Wir geben ihr, was sie verlangt, sie ist zufrieden und thut kein Leid mehr."

Am allgemeinsten wendet man jedoch als Gift den milchartigen Saft der Euphorbie (*E. arborescens*) an, und dieser ist namentlich für Thiere vom Pferdegeschlecht verderblich. Eine Heerde Zebra's, die aus einem Tümpel trinkt, dessen Wasser eine ziemliche Menge von diesem Saft enthält, stürzt tödt zur Erde, ehe sie noch zwei Meilen zurückgelegt hat. Auf Menschen und Ochsen wirkt das Gift nicht tödtlich, sondern hat nur eine abführende Kraft. Man bedient sich seiner weit und breit im Lande. An manchen Orten fügt man auch, um die Wirkung zu verstärken, Schlangengift und den Saft der *Amaryllis toxicaria* hinzu.

Ein Jesuit, Vater Pedro, der in Zuambo lebte, hatte aus Kräutern und Castoröl einen Balsam verfertigt, den er, wie man sagte, mit gutem Erfolg bei Wunden anwendete, die von vergifteten Pfeilen herrührten. Wenn man von einer Schlange gebissen ist, so muß man sofort die Oeffnung eines kleinen Schlüssels fest auf die Wunde drücken, und dann so rasch als möglich einen Schröpfkopf aufsetzen. Selbst ein Uhrschlüssel, welcher in solcher Weise bei dem Stich eines Scorpions angewendet wurde, zog das Gift aus der Wunde. Man braucht dann nur die Stelle

mit einer Mischung von Fett oder Del und Specacuanha einzureiben, um den Schmerz zu beseitigen.

Die Buschmänner in dieser Gegend sind im Allgemeinen hübsche, wohlgestaltete Leute. Sie leben unabhängig von einander. Sehr gern genießen sie eine Wurzel, die Aehnlichkeit mit einer Nierenkartoffel hat, so wie eine Nuß, die auf einem hübschen Baume mit palmartigen Blättern wächst. Bei dem Ueberfluß an Wild und Früchten kommen die Buschmänner nie in Gefahr Hunger zu leiden.

Von den am Fieber Erkrankten war zwar Keiner gestorben, doch schienen sich zwei derselben kaum wieder erholen zu können, und Kibopechoë, der obenerwähnte Vakuenaknabe, litt an Blutgeschwüren, welche gleichfalls das Fieber nach sich zogen. In der Hoffnung, daß die Veränderung der Luft auf die Genesung vortheilhaft einwirken werde, beschleunigte Livingstone die Reise so viel als möglich, und so gelangte man, unter 18 Grad 27 M. 20 Sec. südl. Br. und 24 Grad 13 M. 36 Sec. östl. Länge, zu dem Hügel Ngwa. Da dies die erste Anhöhe war, die man seit der Bergkette der Bamangwato wieder antraf, so empfanden die Reisenden eine solche Freude, daß sie feierlich den Hut vor ihr abnahmen. Der Hügel ist etwa drei bis vierhundert Fuß hoch und mit Bäumen bewachsen. Auf seiner Nordseite breitet sich das Thal Kandehy oder Kandehäi



aus, das zu den anmuthigsten Gegenden dieses Theils von Afrika gehört. Ein klares Flößchen schlängelt sich mitten durch die Wiesenflur, die zu beiden Seiten von verschiedenartig gefärbten Waldbäumen umgeben ist. Röthliche Pallahantilopen weideten an dem Ufer des Flusses in der Nähe eines ungeheuern Boababs, wandten ihre Blicke nach den Fremden und schienen bereit den Hügel emporzueilen. Gnu's, Tsessebe's, Zebra's betrachteten bestürzt die Eindringlinge. Während die einen sorglos zu weiden fortfuhren, richteten sich die andern mit jenem eigenthümlichen Blick von Mißvergnügen empor, den sie gewöhnlich dann annehmen, wenn sie im Begriff zu fliehen sind. Ein ungeheures weißes Rhinoceros durchschritt langsam das Thal, ohne die Menschen zu bemerken; es schien sich in voraus auf das Schlammbad zu freuen, das es zu finden hoffte. Mehrere Büffel mit dunkeln Köpfen standen unter den Bäumen, den Pallah's gegenüber.

Die Buschmänner bezeigten Lust die Reisenden zu verlassen, und da man von diesen unabhängigen Herren nur das erlangen kann, womit sie selbst gern einverstanden sind, so nahm Livingstone von ihnen Abschied und ließ sie ziehen. Doch lockte die Bezahlung, die ihnen zu Theil wurde, einige Fremde, welche dabei waren, dem Missionair ihre Dienste anzubieten.

In diesen Gegenden ist das Wild sehr zahm. Kudu's und Giraffen starrten Livingstone wie eine fremdartige Erscheinung an. Ein Löwe, der sich bei Tagesanbruch näherte, ging lange Zeit rund um die Ochsen herum. Livingstone sah ihn aus dem Wagen, konnte aber nicht zum Schuß kommen, obgleich der Löwe kaum dreißig Schritt entfernt war. Er fing heftig an zu brüllen; doch da die Ochsen ruhig stehn blieben, so zog er brüllend aber entmuthigt ab. Eben so machten es noch einige andere Löwen.

Je weiter man gegen Norden kam, desto schöner wurde die Gegend. Das Land war mit Bäumen besetzt, das Gras grün und oft höher als die Wagen, Weinreben umschlangen die Bäume, unter denen man den indischen Feigenbaum mit seinen hängenden Sproßlingen, die wilde Dattel und die Palmyrapalme bemerkte. In tiefen Stellen des Erdreichs hatte sich Wasser angesammelt; ein wenig weiter traf man auf kleine Bäche, die etwa zwanzig Schritt breit und vier Fuß tief waren; sie wurden, je weiter man kam, um so ansehnlicher. Die Elephanten hatten im Boden, indem sie von einem Ufer zum andern waten, sehr tiefe Löcher gemacht, und die Ochsen, welche hineinstürzten, strengten sich so verzweifelt an, den Wagen wieder herauszubringen, daß die Deichsel zerbrach. Man war demzufolge genöthigt, bis an die Brust im Wasser sich

drei und eine halbe Stunde abzuarbeiten, bevor man wieder auf's Trockne kam.

Endlich erreichte man den Sanschureh, der aber eine unübersteigliche Schranke bildete. Man lagerte sich unter einem prächtigen Boabab (18 Grad 4 M. 27 Sec. südl. Br., 24 Grad 6 M. 20 Sec. östl. Länge) und beschloß eine bequeme Furth aufzusuchen. Das viele Wasser, das man bisher angetroffen hatte, kam von der Ueberschwemmung des Ghobe her, und der Sanschureh, der sich den Reisenden jetzt in den Weg stellte, dieser breite und tiefe Strom, welcher Flußpferde enthält, ist nur ein Arm des Ghobe, durch welchen derselbe seinen Wasserüberfluß nach Südosten schickt. Vom Hügel Ngwa läuft ein Landrücken gegen Nordosten und bestimmt dadurch die Richtung des Sanschureh. Man befand sich im Thale, leider ohne es zu wissen, an dem einzigen Punkte dieses Landes, der von der Tsetse frei ist. Livingstone ging in Begleitung von Buschmännern so weit das westliche Ufer des Sanschureh entlang, bis man der furchtbaren Tsetse wieder begegnete. Sie watenen lange Zeit im Schilf bis an die Brust im Wasser, allein sie sahen nichts als eine breite und tiefe Fläche, die keinen Durchgang gestattete. An Stellen, wo keine Strömung war, fand man eine eigenthümliche Art Flechten, die am Boden wächst, sich ablöst und auf dem

Wasser schwimmt. Sie verbreitet einen außerordentlich unangenehmen Geruch wie Schwefelwasserstoff.

Livingstone hatte so viel vergebliche Versuche gemacht über den Sanschureh zu kommen, in der Hoffnung am Chobe Mokololo zu treffen, daß die Buschmänner endlich die Geduld verloren. Er hielt sie durch Geschenke zwar noch einige Tage zurück, dann aber waren sie plötzlich in einer Nacht auf und davon. Livingstone war also ge- nöthigt einen von seinen Leuten auszuwählen, der vom Fieber am wenigsten geschwächt war, und auf dem Brücken- fahn, den ihm die Capitaine Webb und Godrington ge- schenkt hatten, über den Fluß zu setzen. Wir erzählen nun das Folgende mit Livingstone's eignen Worten:

„Wir trugen jeder Lebensmittel und eine Decke und drangen etwa zwanzig Meilen nach Westen vor, weil wir in jener Richtung an den Chobe zu gelangen hofften; er lag uns nördlich näher, doch wir wußten das nicht. Wäh- rend des ganzen ersten Tages mußten wir auf einer über- schwemmten Ebene waten, wo uns das Wasser bis an die Knöchel ging, und deren dichtes Gras uns bis an's Knie reichte. Am Abend standen wir vor einer unermesslichen Mauer von Röhricht, das sechs bis acht Fuß hoch war und nirgends einen Durchweg zeigte. Wir versuchten gleich- wohl hineinzubringen, allein das Wasser wurde so tief, daß

wir auf unser Vorhaben verzichten mußten. Ich schloß daraus, daß wir am Ufer des gesuchten Stromes angekommen seien und wandte mich nun südlich einigen Bäumen zu, um dort ein Nachtlager zu finden und dann am andern Morgen von ihrem Gipfel aus die Gegend zu überblicken. Es gelang mir eine Antilope zu schießen, wir machten ein tüchtiges Feuer an, bereiteten uns Thee und verbrachten eine ganz behagliche Nacht. Beim Holzsuchen hatte ich an diesem Abend ein Vogelnest gefunden, das aus fünf grünen Blättern bestand, die mit Spinnwebfäden zusammengenäht waren. Die Fäden waren durch kaum wahrnehmbare Löcher gezogen und zu Knoten verschlungen. Man kann sich unmöglich etwas Zierlicheres und Leichtereres vorstellen. Es erinnerte an das Nest des indischen Schneidervogels. Leider habe ich dieses kleine Meisterstück verloren.\*

Bei Anbruch des nächsten Tages kletterten wir auf die höchsten Bäume und entdeckten einen schönen großen Wasserspiegel, der auf allen Seiten von jenem undurchdringlichen Rohrgürtel umgeben war, der uns am Abend vorher zurückgehalten hatte. Wir hatten den breitesten Theil des Flusses Chobe vor uns, der hier Zabesa heißt. Wir versuchten, zwei mit Bäumen besetzte Inseln zu erreichen, die dem Ufer ziemlich nahe lagen. Allein es war nicht nur das Rohr, das uns den Durchgang erschwerte,

sondern gleichfalls ein eigenthümliches, sägenförmig-gezahn-tes Gras, das so scharf wie ein Scheermesser war. Dasselbe war durch rankenden Convolvulus, der die Festigkeit von Bindfaden hatte, mit dem Rohr so verbunden, daß Alles eine unentwirrbare Masse bildete. Wir kamen uns dieser Mauer gegenüber, welche wir nicht durchbrechen konnten, wie Pygmäen vor. Es blieb uns kein anderes Mittel vorwärts zu kommen, als daß wir uns alle Beide gegen das Rohr stemmten und es so weit niederbogen, um darauf treten zu können. So errangen wir uns mit immer erneuerter Anstrengung zollweise Boden. Der Schweiß rieselte von unserm Körper, die Sonne sandte ihre Strahlen auf diese Masse, die kein Lufthauch durchwehte, und die Hitze wurde erstickend. Zum Glück wurden wir durch das Wasser erfrischt, das uns bis an die Knie ging. Endlich erreichten wir nach einigen Stunden so ermüdender Arbeit eine der Inseln, auf der wir einen alten Bekannten, einen Brombeerstrauch, antrafen. Die Lederhosen meines Begleiters waren ganz zerrissen und seine Beine blutig; auch meine festen Moleskin-Beinkleider waren an den Knien durchlöchert, ich zerriß mein Schnupftuch, band mir die Stücke um's Knie und dann setzten wir unsern Weg fort. Als wir noch etwa vierzig bis fünfzig Schritte von dem stießenden Wasser entfernt waren, stießen wir auf eine große

Menge Papyruspflanzen, die, kleinen Palmen ähnlich, acht bis zehn Fuß hoch waren und anderthalb Zoll im Durchmesser hatten. Sie waren gleichfalls durch Convolvokeranken derartig verbunden, daß selbst das vereinigte Gewicht von uns beiden nicht hinreichte, sie niederzudrücken. Endlich fanden wir doch einen Durchgang, den ein Flußpferd gebahnt hatte. Wir kamen nun bald an den Rand des fließenden Wassers; ich ging hinein, aber es reichte mir beim ersten Schritt bis an den Hals. 261788 — 931923

„Ganz erschöpft lehrten wir wieder zurück und gingen am Ufer des Chobe hinauf bis zu der Stelle, wo sich der Sanschureh abzweigt; dann schlugen wir, den Chobe abwärts gehend, eine entgegengesetzte Richtung ein, obwohl wir von den höchsten Bäumen aus nichts weiter sehen konnten, als eine weite Schilffläche und hie und da einige Bäume, oder auch eine Insel. Nach einem mühseligen Tage kamen wir Abends zu einer verlassenen Hütte, welche die Bayeise auf einem Ameisenhügel erbaut hatten. Wir hatten nichts, um Feuer zu machen, als Gras und die Stäbe, aus denen die Hütte errichtet war. Ich fürchtete mich vor den Tampan, die in den alten Hütten so gewöhnlich sind. Da uns draußen aber tausende von Moskitos umschwärmten und ein kalter Thau fiel, so mußten wir gleichwohl in der Hütte Schutz suchen. Sie lag dicht am Abhricht,

und die ganze Nacht hindurch drangen sonderbare Töne an unser Ohr. Ich hatte am Tage Wasserschlängen gesehn, die umherschwimmend den Kopf aus dem Wasser steckten. Eben so gab es hier zahlreiche Ottern (*Lutra inunguis*), welche sich durch das hohe Gras der überschwemmten Wiesen Wege gebahnt hatten, auf denen sie jetzt den Fischen nachgingen. Merkwürdige Vögel tummelten sich gleichfalls in dem Rohrdickicht, welches den Fluß begrenzte, und bald vernahm man wieder Töne, die mit denen einer Menschenstimme Ähnlichkeit hatten, bald wieder Laute der unheimlichsten Art, die nichts Irdisches zu haben schienen. Ein Gegenstand näherte sich uns, es plätscherte im Wasser, als ob sich ein Kahn oder ein Flußpferd darin bewegte; es konnte der Rachen eines Makololo sein, und augenblicklich sprangen wir auf: ich horchte, ich schrie, ich schoß wiederholt mein Gewehr ab; doch keine Antwort, während das Geräusch wohl eine Stunde lang ohne die mindeste Unterbrechung anhält. Nach einer kalten und feuchten Nacht setzten wir am Morgen unser Entdeckungsreise weiter fort, doch ließen wir den Brückenkahn einstweilen zurück, um uns nicht zu sehr zu beschweren. Die Ameisenhügel sind in jener Gegend bis zu dreißig Fuß hoch und so umfangreich, daß Bäume darauf wachsen, während das alljährlich überschwemmte Land nur Gras trägt. Von dem Gipfel eines



solchen Hügel entdeckten wir einen Weg, der zum Chobe führte. Wir kehrten also zurück, holten unsern Kahn und brachten uns damit auf einen tiefen Strom, der an hundert Schritt breit war. Kaum entgingen wir der Gefahr von einem Flußpferd umgeworfen zu werden, das ganz in unsrer Nähe heftig unfertauchte und dadurch einen Strudel hervorrief.\*

So ruderten wir von Mittag bis zum Untergang der Sonne. Auf beiden Ufern erhob sich eine Wand von Rohr, und wir schienen uns in der Lage zu befinden, ohne Abendessen die Nacht auf unserm Kahne zubringen zu müssen, als wir gerade beim Beginn der Dämmerung am nördlichen Ufer Moremi\*), ein Dorf der Makololo, gewahr wurden. Ich hatte diese Leute, welche sich jetzt auf der Insel Mahonta (17 Grad 58 N. südl. Br., 24 Grad 6 N. östl. Länge) niedergelassen hatten, schon früher besucht. Die Einwohner sahen uns an, wie man etwa ein Gespenst betrachten würde, und riefen in ihrer Bilder liebenden Sprache: „Er ist aus den Wolken gefallen und kommt zu uns auf dem Rücken eines Flußpferdes. Wir bildeten uns ein, es sei unmöglich, daß Jemand über den

\*) Die Dörfer werden nach dem Häuptling, nicht nach dem Volksstamme genannt; es ist also das Dorf des, nicht der Moremi, von dem hier die Rede ist.

Ghobe sehe, ohne daß wir es gewahr würden, aber er ist geflogen wie ein Vogel, um zu uns zu kommen.\*

Am folgenden Morgen kehrten wir im Nachen durch das überschwemmte Land zu unserm Lager zurück. Während meiner Abwesenheit hatten die Leute das Vieh in ein Gehölz laufen lassen, wo die Eselste hauste, und diese Unvorsichtigkeit kostete mich zehn meiner besten Ochsen. Einige Tage darauf kamen einige angesehenene Makololo in Begleitung einer Schaar Barotse von Linyanti herab, um uns über den Fluß zu holen. Sie entledigten sich dieser Aufgabe mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, indem sie inmitten der Ochsen schwammen und tauchten, mehr Alligatoren als Menschen ähnlich. Die Wagen nahmen sie auseinander und brachten sie auf mehreren zusammengebundenen Rähnen hinüber. Wir waren jetzt unter Freunden. Nachdem wir etwa dreißig Meilen weit gegen Norden gegangen waren, um die vom Ghobe überschwemmten Landstrecken zu vermeiden, wandten wir uns westlich Linyanti zu, der Hauptstadt der Makololo, wo wir am 23. Mai 1853 eintrafen. Der Ort liegt 18 Grad 17 M. 20 Sec. südl. Br. und 23 Gr. 50 M. 9 Sec. östl. Länge. Er ist also nur wenig von der Stelle entfernt, wo ich im Jahre 1851, unter 18 Grad 20 M. südl. Br. und 23 Gr. 50 M. östl. Länge, mit meinem Wagen Halt machte.\*

## Zehntes Kapitel.

Ankunft zu Linyanti. — Der Makololohäuptling Sefeketu. — Mamochisane. — Mpepe's Verschwörung und Hinrichtung. — Die sklavenhandelnden Mambari. — Gerichtshöfe. — Polygamie. — Die Makololofrauen. — Die Makalafasklaven. — Gottesdienst. — Elfenbein. — Rindviehracen. — Betrachtungen im Spiegel. — Zubereitung der Häute. — Speerwerfen.

Die ganze Bevölkerung von Linyanti, die wohl an sechs bis siebentausend Seelen zählte, war zum Empfang der weißen Männer ausgezogen. Ihre Neugier wurde besonders durch die Wagen gereizt, die eine völlig neue Erscheinung für sie waren.

Sefeketu, der Häuptling der Makololo, empfing den Missionair mit den höchsten zu Lande üblichen Ehrenbezeugungen. Gleich nach der Ankunft brachten eine Menge Frauen Töpfe mit Boyaloa herbei, und nachdem sie selbst einen guten Schluck von diesem Biere getrunken hatten,

um den Beweis zu liefern, daß es nicht vergiftet sei, setzten sie dasselbe vor die Ankömmlinge hin.

Der Herold des Hofes, ein Greis, welcher dies Amt schon unter Sebituane, dem Vorgänger und Vater des Sekeletu, bekleidet hatte, begann, wie es das Ceremoniel erforderte, mit zahlreichen Luftsprüngen und schrie dann mit aller Kraft seiner Lunge einige Redensarten zu Ehren der Gäste her, z. B.: „Sehet ihr nicht den weißen Mann? Sehet ihr nicht den Genossen Sebituane's? Sehet ihr nicht den Vater des Sekeletu? Herr, wir bedürfen des Schlafes, gieb deinem Sohne Schlaf!“ u. s. w.

Die Einkünfte dieses Beamten bestehen aus den Köpfen aller Thiere; welche der Häuptling erlegt, so wie aus einem Theil des Tributs, den er vorwegnimmt. Er hat dafür die Verpflichtung, alle Proclamationen des Häuptlings zu verkündigen, die Versammlungen zu berufen, die Kotla zu reinigen, Abends das Feuer zu unterhalten und endlich noch die Leichname der Hingerichteten von dem Richtplatz fortzuschaffen.

Sekeletu, welchen Livingstone jetzt zum erstenmal sah, war ein Jüngling von achtzehn Jahren und seine Haut hatte jene gelbbraune Kaffee- und Milchfarbe, auf welche die Makololo so stolz sind, weil sie zwischen ihnen und den Negerstämmen, die an den Flüssen wohnen, ein deut-

liches Unterscheidungszeichen ist. Er hat weder das vortheilhafte Aeußere seines Vaters noch die geistigen Fähigkeiten desselben, er ist aber ein eben so warmer Freund der Engländer. Lange Zeit vor seinem Tode hatte Sebituane seine Tochter Mamochisane zur Erbin seiner Macht eingesetzt und seinem Wunsche nach sollte sie ihm in der Häuptlingswürde folgen. Zu diesem Entschlusse hatte ihn muthmaßlich irgend ein Negerstamm gebracht, bei dem die Frauen zur Herrschaft zugelassen werden; als Vershuane aber war es ihm unmöglich, nicht in dem Mann auch den Herrscher so wie den Herrn seiner Frau zu erblicken, und da er nicht wollte, daß seine Tochter die Sklavin ihres Mannes werde, so hatte er ihr den Rath gegeben, sich beliebig von den Männern des Stammes auszuwählen, aber keinen auf die Dauer zu behalten. Er hatte wohl gemeint, sie könne es hinsichtlich der Männer eben so machen, wie er mit den Frauen, allein er täuschte sich durchaus; denn die Männer hatten bereits Frauen und diese legten ihrer Zunge kein Stillschweigen auf. Weiberzungen sind nicht zu regieren, sagt ein Sprichwort dieses Landes, und die Tochter Sebituane's hatte von den Stichelreden ihrer Nebenbuhlerinnen viel zu leiden. Einen Mann, den sie sich gewählt hatte, nannten sie Mamochisane's Frau und ihr Kind den Sohn von Mamochisane's Frau. Nach dem Tode ihres Vaters

wurde die arme Häuptlingin alles dessen so überdrüssig, daß sie sich beeilte, ihrer Würde zu entsagen und ihre Macht in die Hände ihres Bruders niederzulegen. Da sich dieser aber vor dem Ehrgeiz des Mpepe, eines anderen Mitgliedes der Familie, fürchtete, so bestand er anfangs darauf, sie solle die oberste Würde behalten und erbot sich im Falle eines Krieges die Anführung der Mokololo zu übernehmen. Drei Tage hindurch wurde diese Angelegenheit öffentlich berathen. Mpepe bestritt, daß Sefeletu der gesetzmäßige Sohn des Sebituane sei, weil seine Mutter vor ihrer Vermählung mit dem letztern die Frau eines andern Häuptlings gewesen sei. Mamochisane erklärte jedoch, indem sie sich weinend an ihren Bruder wandte: „Ich habe die Macht nur übernommen, weil es mein Vater so wollte; aber ich würde es vorgezogen haben, mich zu verheirathen wie andere Frauen und eine Familie zu haben. Du, Sefeletu, sollst nun Häuptling sein und das Haus deines Vaters aufbauen.“ Diese Worte verletzten den Hoffnungen des Mpepe einen Todesstoß.

Wir theilen noch einige Einzelheiten mit, die den politischen und socialen Zustand dieser Völkerschaften charakterisiren. Da Sebituane keinen Sohn hatte, der alt genug war, um die Führerschaft der Mopato zu übernehmen, so hatte er zu dieser Stelle seinen ältesten männlichen Ver-

wandten, den Mpepe, ausersehen und übertrug ihm später noch die Obhut über alle seine Heerden. Mpepe ließ sich in Maliele, der alten Hauptstadt der Barotse, nieder und verfuhr bald mit solcher Willkühr, daß Sebituane wohl einsah, das einzige Mittel, Alles wieder in Ordnung zu bringen, sei das, seinen verwegenen Blutsverwandten hinrichten zu lassen. Aber einerseits widerstrebte ihm diese äußerste Maßregel, andererseits war er nicht ohne Besorgniß vor den Zauberwerken, welche Mpepe mit Hülfe einer Anzahl von Barotse-Doctoren in einer eigens dazu erbauten Hütte bereitete. Mit Vergnügen hatte damals Sebituane die Ankunft Livingstone's am See vernommen und war den Fluß bis nach Seschefe hinabgegangen, um wo möglich mit ihm zusammenzutreffen. Sebituane, welcher dreißig Jahre lang Krieg geführt hatte, sehnte sich nach Frieden. Von den vielen Fremden, welche sein Land besuchten, hatte er gehört, daß die Weißen einen Topf (d. h. eine Kanone) besäßen, womit sie ihre Städte gegen die Angriffe der Feinde vertheidigen und die Angreifer zerschmettern könnten. Eine so mächtige Waffe, meinte er, würde ihm gestatten, bis an das Ende seiner Tage in Ruhe schlafen zu können, und seine ganze Hoffnung bestand nun darin, eine derartige Schutzwaffe von den Weißen zu erhalten. Daraus erklärt sich auch, daß der Herold Living-

stone bei seiner Ankunft mit den Worten begrüßte: „Herr, gieb uns Schlaf!“

Im Lande ging das Gerücht, daß die Bezauberungen des Mpepe dem Tode Sebituane's nicht fremd geblieben seien. Diese Zauberhütte, hatte der Häuptling zu seinem Sohne gesagt, wird mir oder dir Verderben bringen. Sekeletu glaubte sich daher von dem Augenblick an, wo er die Häuptlingswürde übernahm, fortwährend bedroht.

Die Mambari hatten im Jahre 1850 die Nachricht, daß sich im Lande der Makololo ein neuer vortheilhafter Sklavenmarkt eröffne, nach Westen gebracht, und portugiesische Mischlinge, Sklavenhändler, kamen im Jahre 1853 zu den Makololo. Livingstone war gerade zu Linyanti, als einer von ihnen dort eintraf. Dieser Mensch, den die Eingebornen den „Vater mit dem Sack“ nannten, weil er sich in einer Hängematte tragen ließ, die zwischen zwei Stangen herabhing, führte keine Handelswaaren bei sich, sondern stellte sich, als wolle er zunächst nur erfahren, was man hier zu Lande nöthig habe. Die Anwesenheit Livingstone's schien ihm sehr ungelegen. Sekeletu beschenkte ihn mit einem Ochsen und einem Elephautenzahn, und bald darauf reiste er wieder ab; aber fünfzig Meilen weiter im Westen führte er alle Einwohner eines Bakalaharidorfes, das den Makololo gehörte, Frauen, Kinder und Männer



mit fort. Man erfuhr später, daß er eine Anzahl gutbewaffneter Sklaven bei sich gehabt habe; doch mochte er nun die ebenerwähnten Bakalahari mit Gewalt oder durch Versprechungen dazu gebracht haben, ihm zu folgen: jedenfalls war Sklaverei ihr Loos.

Mpepe begünstigte alle diese Sklavenhändler, die ihrerseits gern bereit waren, ihn in seinen Aufruhrplänen zu unterstützen, weil ein glücklicher Erfolg derselben ihren Einfluß nur vermehren konnte. Livingstone's Ankunft brachte ihnen großen Schaden und durchkreuzte ihre Hoffnungen. Eine Menge dieser Händler waren nach Einyanti gekommen, als Livingstone in der Ebene südlich vom Chobe umherfuhr. Als sie hörten, daß er in der Nähe sei, und einige Makololo, die ihm bei der Ueberfahrt behülfflich gewesen, mit geschenkten Güten zurückkehren sahen, ergriffen die Mambari schleunigst die Flucht. Es ist Gebrauch, daß jeder Fremde, der einen Häuptling besucht, auch um Erlaubniß bittet, ihn wieder verlassen zu dürfen, allein beim Anblick der Güte hatten sie in größter Eile ihr Bündel geschnürt und waren noch vor Tagesanbruch verschwunden. Den Makololo hatten sie gesagt, wenn Livingstone sie hier fände, so würde er ihnen alle ihre Waaren und Sklaven fortnehmen.

Sie setzten sich nun im Norden fest, wo sie unter

Mpepe's Schutze einen ansehnlichen Platz mit einem dichten Pfahlwerk verschanzten und hinter diesem unter Leitung eines portugiesischen Mulatten ihren Handel fortsetzten. Der Häuptling, dessen Gebiet sie einnahmen, wurde gar nicht gefragt, und Mpepe unterhielt sie mit den Viehherden Sekeletu's, denn er hoffte sich ihrer Feuerwaffen zu bedienen, um seinen Anverwandten zu entthronen und selbst Häuptling der Makalolo zu werden. Man findet, daß die Sklavenhändler sich gern in die politischen Händel dieser Volksstämme einmischen; sie stellen sich auf die Seite des Stärkeren und machen sich für ihre Bemühungen durch die Gefangenen bezahlt, die den Besiegten abgenommen werden. Der Anschlag, welchen sie mit Mpepe jetzt verabredeten, ging dahin, daß der letztere beim ersten Zusammentreffen mit Sekeletu diesen mit einer Streitart niederschlagen solle.

Livingstone's Absicht war zunächst, bevor er einen Verbindungsweg nach der Ost- oder der Westküste anbahnte, das Land zu erforschen, um eine gesunde Gegend zur Niederlassung ausfindig zu machen. Zu diesem Zwecke fuhr er den großen Strom abwärts, den er im Jahre 1851 entdeckt hatte, und Sekeletu erbot sich, ihn zu begleiten. Als sie sechzig Meilen von Linyanti waren, begegneten sie Mpepe auf der Straße von Sechefe. Bis zum Jahre 1851 war es den Makololo nie eingefallen, sich ihrer Dajen auch

zum Reiten zu bedienen; sie lernten dies zuerst von Livingstone, wie auch die Betschuanen erst von Europäern darin unterrichtet wurden. Bis dahin hatten sie alle Reisen zu Fuß gemacht. Seseletu und sein Gefolge waren gegenwärtig zwar beritten, doch da sie weder Sattel noch Baum hatten, so fielen sie fortwährend herunter. Mpepe, die Streitart in der Hand, näherte sich auf einem Wege, der dem, auf welchem Seseletu ritt, parallel lief. Als er des Häuptlings ansichtig wurde, rannte er aus Leibeskräften auf ihn zu; doch Seseletu setzte seinen Ochsen in Galopp und floh in ein nahegelegenes Dorf, wo er sich so lange verborgen hielt, bis Livingstone mit allen übrigen Begleitern herangekommen war.

Der Empörer hatte seinen Leuten gesagt, er würde dem Häuptling, sobald er ihn sähe, den Kopf abschlagen, oder jedenfalls ihn bei der ersten Zusammenkunft umbringen. Dennoch ließ sich Seseletu zu einer solchen bereit finden. In der Hütte, wo sie zusammentrafen, saß Livingstone zufällig zwischen beiden, und da er den ganzen Tag über in der Sonne geritten und müde war, so fragte er Seseletu, wo der Platz sei, den er ihm zum Nachtlager bestimmt habe. Ich werde dir es zeigen, sagte der Häuptling, worauf beide aufstanden und hinausgingen. Indem der Missionair mit seinem Körper Seseletu deckte, rettete

er ihn vor dem tödtlichen Streich, mit dem er bedroht war. Livingstone wußte nichts von dem Mordanschlage, doch war es ihm aufgefallen, daß Mpepe's Leute insgesammt gegen allen Gebrauch, der Gegenwart des Häuptlings ungeachtet, ihre Waffen nicht abgelegt hatten.

Als Sekeletu sich mit dem Missionair entfernt hatte, sagte er zu dem letztern: „Jener Mann will mich ermorden.“ Der Anschlag war durch einen von Mpepe's Begleitern verrathen worden, und Sekeletu, der Worte seines Vaters eingedenk, ließ den Rebellen noch in derselben Nacht hinrichten. Die Todesstrafe wurde so still vollzogen, daß Livingstone erst am andern Morgen davon hörte, obgleich er nur wenige Schritte von dem Ort geschlafen hatte, wo die Hinrichtung vor sich ging. Nokuane, ein Anhänger Sekeletu's, trat an Mpepe heran, während dieser beim Feuer saß, und wies ihm eine Hand voll Schnupftabak. Gieb mir eine Priese! sagte Mpepe; doch indem er die Hand danach ausstreckte, ergriff ihn Nokuane am Handgelenk und ein Zweiter bemächtigte sich gleichzeitig der andern Hand, worauf sie Mpepe eine Strecke weit fortischleppten und mit Speerstößen tödteten. Dies ist die gewöhnliche Art, wie bei den Makololo Verbrecher hingerichtet werden. Der so Ergriffene darf kein Wort mehr reden.

Die Anhänger Mpepe's flohen zu den Barotse, und

da es nicht rathsam schien, in dieser Richtung die Reise fortzusetzen, bevor sich nicht die Aufregung, welche die Hinrichtung hervorgerufen, gelegt hatte, so lehrten Seseletu und Livingstone nach Linyanti zurück.

Wenn es sich nicht um wichtige politische Verbrechen handelt, so ist das Verfahren der Justiz bei weitem unständlicher. Bei gewöhnlichen Fällen wird die Verhandlung mit einer gewissen Feierlichkeit eingeleitet und die Streitfrage sorgfältig geprüft. Der Kläger fordert den Beklagten auf, mit ihm zum Häuptling zu gehen, was nie verweigert wird. In der Kotla angelangt, trägt der Kläger dem Häuptling und allen dajelbst Versammelten die Klage vor. Wenn er damit zu Ende ist, so verweilt er noch einige Minuten in Gedanken, um sein Gedächtniß zu befragen, ob er etwas vergessen hat. Die aufgerufenen Zeugen erheben sich alsdann und sagen aus, was sie selbst gesehen oder gehört, doch nichts von dem, was sie durch Andre erfahren haben. Sind die Aussagen beendigt, so läßt der Vertheidiger einige Minuten verstreichen, um sicher zu sein, daß die Gegenpartei keine Zeugen mehr aufzustellen hat; dann steht er langsam auf, schlägt seinen Mantel mit großer Gelassenheit um den Leib, gähnt, räuspert, schneuzt sich und beginnt nun die Streitsache darzulegen, indem er, je nach den Umständen, die vorgebrachten That-

sachen leugnet oder zugiebt. Zuweilen läßt sich der Kläger, gereizt durch seine Worte, zu einer mehr oder minder lebhaften Entgegnung hinreißen. „Still!“ ruft dann der Angeklagte, indem er sich ruhig nach der Seite seines Gegners wendet, „ich schwieg, da du sprachst; kannst du's nicht auch so machen? Oder willst du allein gehört werden?“ Der Vertheidiger fährt nun in seiner Rede fort, und hierauf werden die Entlastungszeugen vernommen. Die Zeugen haben keinen Eid zu leisten, doch wird zuweilen eine Aussage, falls sich ein Zweifel erhebt, mit dem Zusatze bekräftigt: „Bei meinem Vater,“ oder: „bei meinem Häuptling, es ist so, wie ich gesagt habe!“

Sie beobachten gegen einander eine sehr rühmliche Wahrhaftigkeit. Wenn sich ein Armer gegen einen Reichen vertheidigt, so wird er, wenn die Gelegenheit sich darbietet, gewiß nicht zu sagen unterlassen: „Ich bin erstaunt, einen Mann, der einen so hohen Rang einnimmt, eine solche Anklage aussprechen zu hören.“ Damit will er sagen, daß die Lüge eine gefährliche Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung sei, die gerade eine so hervorragende Person, wie der Kläger, das größte Interesse habe, aufrecht zu erhalten.

Bei unwichtigen Streitsachen entscheidet der Häuptling sofort; bei leichtfertigen Klagen unterbricht er die Rede

des Klägers und schilt ihn, daß er einen so läppischen Prozeß angefangen; oder er läßt auch die Sache ihren Gang gehen, ohne ihr nur die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken. Familienstreitigkeiten werden meist so behandelt. Mag der Kläger in einem solchen Falle seine Beschwerden mit noch so viel Wärme vortragen, keiner von den Anwesenden hört auf ihn. Handelt es sich jedoch um einen Streit zwischen zwei einflußreichen Männern, oder sind es Unterhauptlinge, die eine Klage vorbringen, so wird die Verhandlung mit dem gewissenhaftesten Ernst geführt und nimmt einen feierlichen Charakter an. Ist der Hauptling selbst unsicher, wie er entscheiden soll, so schweigt er. Dann erheben sich die Ältesten, einer nach dem andern, und geben ihre Meinung in Form eines Rathes ab. Wenn der Hauptling den Ausdruck der allgemeinen Ansicht vernommen hat, so verkündet er dem entsprechend das Urtheil. Er allein bleibt sitzen, während er spricht; alle andern stehen auf, wenn sie das Wort ergreifen.

Man weigert sich nie die Entscheidung des Hauptlings anzunehmen; er hat das Recht über Leben und Tod aller Mitglieder seines Stammes und würde nöthigenfalls sein Wort durch das Schwert rechtskräftig machen. Es ist jedoch erlaubt, wenn man sein Urtheil mißbilligt, dies durch Murren auszudrücken. Uebrigens ist man keineswegs sehr

überrascht oder entrüstet, wenn irgend ein Verwandter des Häuptlings eine Begünstigung erfährt. Dieses Gerichtssystem hat sich bei den Makololo wie bei den Baluena selbstständig entwickelt.

Kurze Zeit nach der Rückkehr nahm Sekeletu eines Tags den Missionair bei Seite und bat ihn, Alles, was ihm gefalle und was er als Geschenk zu haben wünsche, zu bezeichnen. Ist es ein Gegenstand, der mein ist, fügte der Häuptling hinzu, so brauchst du ihn nur zu nennen, und er ist dein. Livingstone entgegnete, er habe kein Verlangen weiter, als ihn und sein Volk zum Christenthum zu bekehren. Sekeletu erwiederte jedoch lebhaft, er wolle die Bibel nicht lesen lernen, denn er fürchte dadurch ein anderes Herz zu bekommen und sich gleichfalls, sowie Sechele, dann nur mit einer einzigen Frau zu begnügen. Er aber müsse jederzeit zum wenigsten fünf Frauen haben.

Nach dem landesüblichen Gebrauche der Betschuanen war Sekeletu der Eigenthümer aller Frauen seines Vaters geworden, von denen er zwei für sich behalten hatte. Seine und dieser Frauen Kinder werden nichtsdestoweniger seine Brüder genannt. Stirbt ein älterer Bruder, so findet in Bezug auf dessen Frauen das nämliche Verhältniß statt, wie bei denen des Vaters. Der dem Verstorbenen am Alter zunächst stehende Bruder übernimmt sie, wie dies



in alter Zeit auch bei den Juden der Fall war, und nennt die Kinder, die ihm von diesen Frauen geboren werden, gleichfalls seine Brüder. Die Königin, das heißt die Lieblingsfrau des Sebituane, fiel einem Oheim Seceletus, einem jüngeren Bruder seines Vaters zu. Von den Frauen des Häuptlings führt immer eine den Titel Königin; ihre Hütte wird das große Haus genannt, und ihre Kinder erben die Häuptlingswürde. Stirbt sie, so füllt sofort eine Andere ihren Platz aus und genießt dieselben Vorrechte, wenn sie auch jünger als die übrigen Frauen ihres Mannes sein sollte.

Die Mehrzahl von Sebituane's Frauen wurde an einflußreiche Unterhäuptlinge gegeben, und weil sie ihre Wittwenkleider so rasch ablegten, so dichteten die Makololo ein Spottlied, worin sie sagten, nur die Männer hätten den Verlust ihres Vaters Sebituane empfunden; die Frauen dagegen seien mit ihrer Wittwenschaft so rasch zu Ende gekommen, daß der Kummer gar nicht Zeit gehabt habe, in ihr Herz einzudringen.

Das Fieber hat die meisten echten Makololo fortgerafft; die noch übrigen sind nur ein Bruchtheil jenes Volkes, das mit Sebituane nach dem Norden kam. Da ihre frühere Heimath ein sehr gesundes Klima hatte, so wurden die Makololo von den Fiebern des feuchten Thales, in

welchem Livingstone sie gegenwärtig antraf, weit leichter ergriffen, als die schwarzen Stämme, die sie vorgefunden und unterworfen hatten.

Im Vergleich zu den Batoka, den Barotse und den Banyeti, deren Hautfarbe fast schwarz ist, mit einem olivenfarbigen Schein, sieht das gelbliche Hellbraun der Makololo wie eine krankhafte Blässe aus. Nichtsdestoweniger betrachten alle Stämme diese hellere Färbung als die größte Schönheit, und die Frauen tragen ein so lebhaftes Verlangen hellfarbige Kinder zu haben, daß sie die Rinde eines gewissen Baumes kauen, welcher sie einen Einfluß darauf zuschreiben. Livingstone fand übrigens die dunkle Hautfarbe weit angenehmer, als das lohfarbene Hell der Mulatten, dem sich der Teint der Makololofrauen ungemein nähert. Die letzteren blieben zwar im Allgemeinen vom Fieber verschont, weshalb auch ihre Zahl weit größer ist als die der Männer, allein sie sind nun minder fruchtbar als früher, was ihnen, da sie Kinder leidenschaftlich lieben, vielen Kummer macht.

Die Makololofrauen arbeiten nur wenig. Der Volksstamm, welchem sie angehören, hat sich über das ganze unterjochte Land ausgebreitet, allein er zählt in jedem Dorfe nur ein oder zwei Familien, welche die herrschende Aristokratie bilden.

Die von Sebituane unterworfenen Stämme, welche man jetzt mit dem gemeinschaftlichen Namen Makalaka bezeichnet, sind sehr zahlreich. Sie haben den Makololo, deren Oberherrschaft sie anerkennen, gewisse Zwangsdienste zu leisten, wie z. B. bei der Bestellung des Landes an die Hand zu gehen; doch besitzen sie auch ihre eigenen Aecker und sind noch in vielen andern Beziehungen durchaus unabhängig. Sie nennen sich sehr gern Makololo, wenn ihnen häufig auch gesagt wird, daß sie nichts weiter als Makalaka seien. Man kann diesen Zustand allerdings als eine Art von Leibeigenschaft bezeichnen, allein das Joch ist nothwendiger Weise sehr mild. Den Mißvergnügten wird es so leicht, zu einem benachbarten Stamme zu entfliehen, daß sich die Makololo wohl genöthigt sehen, ihre Leibeigenen weit mehr wie ihre Kinder zu behandeln, wie als Sklaven. Böse unverständige Herren, die sich die Zuneigung ihrer Untergebenen nicht zu erwerben wissen, finden sich bald von ihrer Dienerschaft verlassen, die ihnen sämmtlich davonläuft.

Die Makololofrauen sind mit Milch und andern Nahrungsmitteln sehr freigebig; sie verlangen auch sehr wenig Arbeit von ihren Untergebenen und benutzen dieselben fast nur, um ihre Hütten und Höfe zu verschönern. Sie trinken viel Boyaloo oder Dalo, ein aus Durra (*Holcus sorghum*) bereitetes Bier, welches sehr nahrhaft ist und

ihnen jene Wohlbeleibtheit giebt, die dort zu Lande als eine große Schönheit gilt. Bei ihren Trinkgelagen dürfen Männer nicht zusehen. Sie tragen ihr wolliges Haar kurz abgeschnitten und reiben sich den Körper so mit Butter ein, daß er ganz glänzend aussieht. Ihre Kleidung besteht aus einem kleinen hübschen Schurz, der bis an's Knie reicht und meist aus Ochsenhaut verfertigt wird, die man so weich wie Tuch zu bearbeiten versteht. Ein Mantel von gleichem Stoffe wird über die Schulter geworfen, doch bei der Arbeit abgelegt. Ihr liebster Schmuck sind fingerdicke Messingringe, welche sie um die Knöchel der Füße tragen, sowie Armringe von Metall und Elfenbein, die oft einen Zoll Breite haben. Diese Ringe sind so schwer, daß die Knöchel nicht selten davon anschwellen; doch da es einmal Mode ist, trägt man diese Schmucksachen mit der nämlichen Seelenstärke wie bei uns enge Schnürmieder und enge Schuhe. Um den Hals werden Schnüre von Glasperlen gehängt, die um so höher geschätzt werden, wenn sie die Modefarben, hellgrün und rosa, haben.

Bei dem Gottesdienst, welchen Livingstone in der Kotla abhielt, benahmen sich die Makololofrauen sehr anständig. Nur am Schlusse fand eine Störung statt, denn da zum Beten Alles niederkniete und sich die Frauen, die ihre Kinder auf dem Arm trugen, über die Säuglinge beugten, so

stießen diese ein furchtbares Geschrei aus. Die ganze Versammlung wurde plötzlich von einer unwiderstehlichen Lachlust ergriffen, und kaum war das Amen vorüber, so brach ein lautes Gelächter aus. Diese Heiterkeit war indeß nicht so schlimm als die Streitlust bei den Frauen im Süden. Als Livingstone eines Tages zu Mbotja über einen sehr ernstern Gegenstand predigte, bemerkte eine Frau, daß die Nachbarin auf ihrem Mantel sitze; sie stieß sie mit dem Ellbogen, allein die Andere gab ihr den Stoß mit Zinsen zurück; die in der Nähe Sitzenden schalten auf Beide und die Männer, unter dem Vorwande, Ruhe zu stiften, machten den Lärm nur noch ärger.

Zuweilen waren sechs- bis siebenhundert Personen beim Gottesdienste gegenwärtig. Der Missionair las einen Abschnitt aus der Bibel vor und erläuterte ihn ganz kurz, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht zu ermüden. Livingstone bestrebte sich in aller Weise schonend zu Werke zu gehen und die Eingebornen in dem Gefühle ihrer Unabhängigkeit nicht zu verletzen. Als Arzt leistete er bereitwillig Beistand, doch nur bei Krankheiten, für welche die Geschicklichkeit der einheimischen Doctoren nicht ausreichte. Er besuchte keinen Kranken, wenn nicht der Arzt desselben es ausdrücklich wünschte oder die Krankheit für unheilbar

erklärt hatte. Die Eingebornen sind für die Theilnahme, die man ihren körperlichen Leiden schenkt, sehr dankbar.

Livingstone hatte sich erboten, diejenigen Makololo, die es wünschten, im Lesen zu unterrichten. Wir haben bereits gesehen, aus welchem Grunde Sekeletu für seine Person keinen Gebrauch davon machte; doch zeigten sich ein wenig später sein Schwiegervater Motibe und einige Andere zu dem Wagstück bereit, sich den Wirkungen des geheimnißvollen Buches, der Bibel, auszusetzen. Es schien ihnen Anfangs durchaus übernatürlich, daß man aus einem Buche Dinge erfahren könne, die sich zu einer andern Zeit und in einem andern Lande zugetragen haben. Motibe kam sich wie ein Arzt vor, der eine Medicin im Beisein des Kranken selbst verschluckt, um den Beweis ihrer Unschädlichkeit zu geben. Als er das Alphabet glücklich überwunden hatte, so machte sich auch Sekeletu mit einigen seiner jungen Genossen daran. Nicht lange, so hatten eine Menge Makololo das Alphabet erlernt und unterrichteten nun wieder Andere; doch sind die Fortschritte jedenfalls wohl beschränkt geblieben, da Livingstone bald darauf Einyanti verließ und seinen Weg nach Loanda nahm.

Der Gebrauch des Geldes ist den Makololo gänzlich unverständlich. Sie wissen nur vom Tauschhandel und würden im Binnenlande, wo das Gold unbekannt ist, bei

der Wohl zwischen einem Sovereign und einem Messingknopfe gewiß nach dem letztern greifen, weil er ein Dehr hat, also tragbar ist.

Da Livingstone es abgelehnt hatte, dem Häuptling Gegenstände zu bezeichnen, die er als Geschenk zu haben wünsche, so ließ ihm Sekeletu zehn schöne Elephantenzähne neben den Wagen legen und wollte von keiner Weigerung hören. In den elf Jahren, welche Livingstone bis jetzt gereist war, hatte er jederzeit, in der würdigen Ansicht, daß es dem Boten des Evangeliums nicht gezieme, von denen, die er erleuchten wolle, Geschenke anzunehmen, dergleichen immer zurückgewiesen. Er rieth vielmehr den Eingebornen, ihr Elfenbein an die Handelsleute, die mit oder nach ihm kämen, zu verkaufen. Da der Tauschhandel das einzige Mittel ist, im Innern des Landes fortzukommen, so ist der Missionair allerdings genöthigt, selbst zuweilen Handel zu treiben. Seinerseits brachte Livingstone allen Häuptlingen, die er besuchte, werthvolle Geschenke mit, und zwar den Makololo, die sich viel mit der Veredelung ihrer Hausthiere beschäftigen, Ziegen der besten Race, Hühner und ein paar Katzen. Er hatte auch einen Zuchttier gekauft, der aber wegen eines Fußübel's unterwegs zurückbleiben mußte.

Die Makololo haben zwei Rindviehracen. Die eine, welche sie Batoka nennen, weil sie dieselbe dem Batoka-

stamme geraubt haben, ist klein, sehr hübsch und gleicht ganz der englischen kurzgehörnten Race. Diese Thiere sind sehr zahm und spiellustig. Wenn der Hirt, welcher der Heerde vorangeht, zu springen anfängt, so machen sie gleichfalls wie närrisch Luftsprünge hinterdrein. Des Abends lagern sie am Feuer neben den Eingebornen. Ihr Fleisch ist vorzüglicher als das der andern größern Race, die aus dem fruchtbaren Thale der Barotse stammt, von dem sie den Namen hat. Diese Ochsen sind oft sechs Fuß hoch und haben gewaltige Hörner. Die Makololo geben denselben die wunderlichsten Formen, indem sie während des Wachsthums sie bald auf der einen bald auf der andern Seite abfeilen und sie dadurch zu einer bestimmten Richtung nöthigen. Je seltsamer die Krümmung des Hornes ist, destomehr wird die Schönheit des Ochsen von den Liebhabern bewundert, und desto länger erhält man das glückliche Thier als Schmuck der Heerde.

Die Makololo lieben ihr Vieh ungemein und bringen viel Zeit damit zu, es in tausendfacher Weise zu schmücken. Manche schneiden ihm mit einem glühenden Messer Linien in die Haut und suchen es durch Streifen einem Zebra ähnlich zu machen; rund um den Kopf lösen sie Stücke Haut von zwei bis drei Zoll derartig los, daß diese wie eine Guirlande rings umherhängen. Das Schönheitsge-



fühl muß bei den Makalolo in der That sehr eigentümlich sein!

Die Frauen kamen häufig zu Livingstone, um in den Spiegel zu sehen, und die Bemerkungen, welche sie machten, wenn sie zum erstenmal ihr Antlitz erblickten, waren höchst ergötzlich. Bin ich das? sagte die Eine, o was für dicke Lippen ich habe! Meine Ohren sind ja so groß wie Kürbisblätter und ich habe ja gar kein Kinn. — Ich würde ganz hübsch sein, sprach eine Zweite, wenn mich die starken Backenknochen nur nicht entstellten. — Wie sonderbar mein Kopf gestaltet ist, rief eine Dritte, seht nur, wie der emporsteht! — Diese freimüthigen Betrachtungen wurden von Allen mit lautem Gelächter begleitet. Sie bemerken die Fehler und Mängel an Andern sehr rasch und theilen sich gegenseitig bezeichnende Spitznamen zu. Eines Tages kam ein Mann zu Livingstone, welchen er schlafend glaubte, sah einige Minuten lang in den Spiegel, verzog den Mund auf eine Weise, die eben nicht von Zufriedenheit zeigte, und sprach zu sich selbst: Man hat ganz Recht, mich häßlich zu nennen; denn wirklich, ich bin abscheulich.

Die Makalolo machen aus den Ochsenhäuten Mäntel und Schilde. Im ersten Falle wird die frische Haut mit Pflocken aufgespannt, bis sie trocken ist; dann stellen sich zehn bis zwölf Menschen um sie herum und schaben mit

kleinen Beilen die Haut auf der Fleischseite so lange, bis sie ganz dünn ist. Sie wird nun mit Milch und Gehirn eingerieben und mittelst eines runden Holzes, welches mit einer Menge eiserner Spitzen besetzt ist, so lange gekrämpt, bis alle Fasern vollständig abgelöst sind. Dann wird die Haut auf's neue mit Milch oder Butter bestrichen, und nach dieser Zubereitung ist sie so weich wie Tuch.

Die Häute, aus denen man Schilde machen will, werden der Sonne ausgesetzt, bis sie halb trocken sind; dann schlägt man sie mit Hämmern, bis sie steif und völlig hart sind. Zwei breite Streifen von verschieden gefärbter Haut werden nun der Länge nach auf das Stück genäht, welches den Schild bilden soll, und ziemlich starke Stäbe auf der Rückseite angebracht, damit sich der Schild nicht biege. Diese Schutzwaffe ist für die Makololo beim Speerkampf von großer Wichtigkeit; doch verlassen sie sich eben so auf ihre Geschicklichkeit, dem Speerwurf auszuweichen. Nach dem zu urtheilen, was Livingstone auf einer Elephantenjagd sah, so können sie diese leichten Wurfspeere auf vierzig bis fünfzig Schritt mit Sicherheit werfen. Dabei geben sie dem Wurf eine solche Richtung nach oben, daß der herabfallende Speer mit verstärkter Kraft sein Ziel erreicht. Livingstone sah einen Mann, dem in der Schlacht ein

Speer in das Schienbein gedrungen war, und als man die Wunde untersuchte, so fand sich, daß die eiserne Spitze so tief im Knochen steckte, daß man, um sie herauszuziehen, eine Axt nehmen und den zerspaltenen Knochen auseinanderbiegen mußte.

---

## Elftes Kapitel.

Das Fieber und seine Symptome. — Heilmittel der eingebornen Doctoren. — Gastfreundschaft Sekeletu's. — Die Makalastämme. — Streitigkeiten mit Bechulatebe. — Die südafrikanische Völkerverfamilie.

Am 28. Mai war Livingstone in Vinyanti eingetroffen und am 30. wurde er zum erstenmal vom Fieber befallen. Er hatte es anfänglich nur für eine Erkältung gehalten und sich durch Bäder und warme Getränke auch fast wieder hergestellt, als ihn am 2. Juni, wo er Abends im Freien Gottesdienst hielt, ein Rückfall traf, der das Fieber nicht mehr verkennen ließ. Es wehte damals ein kalter Ostwind, welcher die weiten vom Chobe überschwemmten Ebenen, so wie den Boden der wieder vertrockneten Sümpfe überstrich und nun, mit bösen Dünsten geschwängert, den Fieberstoff nach Vinyanti brachte.

Beim Fieber stellt sich zunächst Verstopfung ein, dann folgt ein Frösteln und Schauern, obwohl die Haut sich brennend heiß anfühlt. Die Hitze unter der Achselhöhle, über dem Herzen und dem Magen erreichte bei Livingstone 100 Grad, über dem Rückgrat und am Genick stieg sie auf 103 Grad. Alle Berrichtungen der innern Organe sind gelähmt, die der Nieren und der Leber ausgenommen, von denen letztere eine außerordentliche Menge Galle absondert. Im Vorderkopf und im Rückgrat, stellen sich heftige Schmerzen ein.

Livingstone ließ sich von einem einheimischen Doctor behandeln, der einige Wurzeln in ein Gefäß mit Wasser that, dasselbe kochen ließ und es so unter die Decke des Kranken stellte. Als dieses Dampfbad nicht sofort Erfolg hatte, so verbrannte er ein kleines Bündel verschiedene heilkräftiger Kräuter, um gleichfalls durch den Rauch derselben einen starken Schweiß hervorzubringen. Schließlich aber mußte sich Livingstone doch selbst helfen, indem er nasse Umschläge und ein gelindes Abführmittel nebst einer Dosis Chinin anwandte. Alle heftig wirkenden Mittel, starke Purganzen und Aderlässe sind schädlich. Von großer Wichtigkeit ist dabei der Gemüthszustand des Kranken. Wer sich leicht niederschlagen und entmuthigen läßt, läuft un-

gleich mehr Gefahr als Jemand von energischem Charakter oder sorgloser Gemüthsart.

Die Makololo hatten früher für Livingstone einen Garten angelegt, in welchem sie Mais pflanzten, damit er später bei seiner Rückkehr vom Cap gleich den Andern, wie sie sagten, zu essen habe. Der Mais war gegenwärtig schon in schönes Mehl verwandelt. Die Frauen zerstampfen ihn in großen Holzmörsern, die denen der alten Aegypter gleichen. Dem Mehle fügte Seseletu noch ein Duzend Krüge mit Honig hinzu. Jedesmal, wenn die zinspflichtigen Stämme der Makololo ihren Tribut überbrachten, erhielt auch der Missionair einen Vorrath von Erdnüssen. Allwöchentlich wurde außerdem für ihn und seine Leute ein Ochse geschlachtet und täglich empfing er die Milch von zwei Kühen.

Der Gebrauch des Landes legt dem Häuptling die Verpflichtung auf, alle Fremden, die ihn besuchen, in seiner Kotla aufzunehmen und für ihren Unterhalt zu sorgen. Man findet sich für diese Gastfreundschaft gewöhnlich mit einem Geschenk ab, was aber nie verlangt wird, außer an Orten, wo die ursprünglichen Sitten sich schon verändert haben. Die Gastfreundschaft gilt bei den Makololo für eine so heilige und gebieterische Pflicht, daß sie mit ihr sogar die Polygamie zu vertheidigen suchen. Ein anständiger Mann, sagen sie, könnte nie mit einer einzigen Frau

seine Gäste so aufnehmen, wie es sich gebührt. Und dieser Einwand hat allerdings eine gewisse Gültigkeit in einem Lande, wo die Frauen den ganzen Ackerbau besorgen, wie z. B. in Kolobeng.

Die Makololo haben große angebaute Felder um ihre Dörfer. Diejenigen unter ihnen, die noch dem echten Basutostamme angehören, gehen gemeinschaftlich mit den Weibern zur Feldarbeit, was in Kolobeng so wenig wie bei irgend einem andern Kaffern- oder Betschuanenstamme je vorkommt. Dagegen giebt alljährlich bei einer öffentlichen Veranlassung Moschesch, der große Häuptling der Basuto, seinem Volke ein gutes Beispiel, indem er eine Hacke nicht nur einige Minuten lang in der Hand hält, sondern auch wie ein wirklicher Arbeiter sich ihrer eifrig bedient. Seine Basuto gehören mit den Makololo zu einem und demselben Stamme. Zum Unglück haben die jüngern Makololo, weil sie von Jugend auf gewöhnt sind, über unterworfenen Stämme zu herrschen und von diesen ihre Felder bestellen zu lassen, die Liebe für den Ackerbau nicht geerbt. Diese Aristokratie des Landes ist übrigens in ihren vormals unbeschränkten Privilegien durch Sebituane selbst bedeutend verkürzt worden.

Wie schon erwähnt wurde, begreift man unter dem Namen Makalaka alle von Sebituane in jenen Gegenden unterworfenen Volksstämme. Eben so waren die Makololo

aus einer großen Anzahl verschiedener Stämme zusammengesetzt, ihren Kern aber bildeten die Basuto, welche mit Sebituane aus dem Süden kamen. Nach jedem Siege über die verschiedenen Betschuanenstämme, die Bakuena, die Bangwaketse, die Bamangwato, die Batawana u. s. w. nahm der Häuptling die jungen Männer dieser Stämme in seinen eigenen auf, und als später das Fieber die echten Makololo sehr vermindert hatte, wandte er das nämliche System auf die Makalaka an. Livingstone traf die Söhne von Barotsehäuptlingen bei Sebituane, welche diesem so anhänglich waren, daß sie noch heut versichern, sie würden gern ihr Leben für ihn hingeben haben. Ein Hauptgrund dieser Anhänglichkeit lag wohl darin, daß Sebituane sie gefesslich emanzipirt hatte, indem er alle Mitglieder des Stammes für „Kinder des Häuptlings“ erklärte.

Die Makalaka bauen vorzüglich Durra, sodann auch Mais, zwei Arten von Bohnen, Erdnüsse, Kürbisse, Wassermelonen und Gurken. Sie überlassen es dem Regen das Feld zu bewässern, und von diesem ist also der ganze Ertrag des Landes abhängig. Die Bewohner des Barotsehtals bauen außerdem noch Zuckerrohr, süße Kartoffeln und Manioc. Das Klima ist dort noch heißer als zu Linyanti, und man hat deshalb einige Versuche gemacht, die



Fruchtbarkeit des Bodens durch künstliche Bewässerung zu erhöhen.

Das Werkzeug, dessen man sich allgemein hier zur Bearbeitung des Bodens bedient, ist die Hacke. Die Botaka und die Banyeti verfertigen sie aus Eisen, welches sie selbst schmelzen, und das in beträchtlicher Menge erzeugt wird. Die Hacken, deren man sich zu Linyanti bedient, kommen größtentheils als ein Tribut dorthin, welcher den Schmieden der unterworfenen Stämme auferlegt ist.

Außerdem erhält Sekeletu noch einen ansehnlichen Tribut an Durra, Erdnüssen, Speeren, Honig, Nachen, Rudern, Holzgefäßen, Tabak, Hanf, verschiedenen trockenen Früchte, zubereiteten Häuten und Elfenbein. Alle diese Sachen werden in die Kotla gebracht, wo sie der Häuptling größtentheils an eine Menge Schmarozer, die sich dort einzufinden pflegen, vertheilt; nur den kleinsten Theil behält er für sich selbst. Dem Namen nach ist der Häuptling auch Eigenthümer alles Elfenbeins; er verkauft es jedoch mit Zustimmung seiner Beiräthe und vertheilt den Erlös öffentlich unter das Volk. Er darf sich Alles wählen und behalten, was ihm gefällt; doch wenn er gegen Andere nicht freigebiger ist, als gegen sich selbst, so verliert er seine Beliebtheit.

Es sind Fälle vorgekommen, wo Leute, die sich bei der

artigen Vertheilungen zurückgesetzt glaubten, ihren Stamm ganz verließen und zu andern Häuptlingen flüchteten. Solch ein Mißvergnügter hatte seine Zuflucht zu dem Häuptling Lechulatebe genommen und war von diesem aufgereizt worden, nach einem Dorfe der Bapalleng zu gehen, das am Flusse Cho oder Iso liegt, und dort den für Sekeleu bestimmten Tribut an Elfenbein in Beschlag zu nehmen. Die Makololo waren über diesen Diebstahl sehr erzürnt, denn jeder von ihnen erlitt eine Einbuße dadurch. Inzwischen waren zufällig einige Leute von dem Stamme Lechulatebe's nach Pinyanti gekommen, und die Makololo beschloßen, ihnen wenigstens ihre Mißbilligung anzudeuten. Fünfhundert bewaffnete Männer führten ein Scheingefecht auf, bei welchem sie ihre Speere gegen den See richteten, an welchem Lechulatebe wohnt. Bei jedem Stoße in dieser Richtung schriekten sie einstimmig: Hoo! — und bei jedem Stoß auf die Erde: Huß! Bei solchen Gelegenheiten müssen sich auf den Ruf des Häuptlings alle nur immer waffenfähige Männer des Stammes einfinden. Unter der Herrschaft Sebituane's wurde Jeder, der zu Hause blieb, ohne Gnade mit dem Tode bestraft.

Es war nicht die einzige Beleidigung, welche sich Lechulatebe hatte zu Schulden kommen lassen; bei dem Tode Sebituane's drückte er seine Freude durch die Aufführung

von Gefängen und Tänzern aus. Sebituane hatte seinem Volke befohlen, mit den Bewohnern des Sees in Frieden zu leben, und Sekeletu war gern bereit den Frieden zu erhalten; Tschulatebe jedoch, der sich jetzt im Besitz von Feuerwaffen befand, glaubte den Sieg über die Makololo sicher zu haben. Sebituane hatte seinem Vater eine Menge Vieh weggenommen, und da es nicht zu den Tugenden der Heiden gehört, zu verzeihen, so wollte er jetzt Vergeltung dafür üben. Livingstone gab sich alle Mühe zwischen beiden Theilen den Vermittler zu machen. Er suchte die Makololo zu überzeugen, daß, wenn sie wirklich Frieden wollten, sie vorher alle alten Streitigkeiten vergessen müßten. Zu gleicher Zeit rieth er Tschutabele, den eingeschlagenen Weg zu verlassen und jenen anstößigen Gefängen und Tänzern ein Ende zu machen; denn wenn auch Sebituane todt sei, so seien doch die Krieger, die unter ihm gekämpft hätten, noch in voller Kraft.

Um seine Neigung für den Frieden an den Tag zu legen, sandte Sekeletu an Tschulatebe zehn Kühe zum Austausch gegen Schafe. Die letzteren gedeihen in den buschigen Gegenden am See vortrefflich, dagegen kommen sie auf den überschwemmten Wiesen im Norden des Shobe nur sehr kümmerlich fort. Die Makololo, welche die Kühe führten, nahmen auch eine Menge Hacken mit, um Biegen dafür zu

kaufen. Lechulatebe nahm die Kühe und schickte nur eine gleiche Anzahl Schafe zurück, während er nach Verhältniß des Werthes mindestens fünfzig bis sechzig Stück hätte geben müssen. Noch mehr, einer der Makololo versuchte jene Hacken in einem Dorfe umzutauschen, ohne dazu vorher die ausdrückliche Erlaubniß Lechulatebe's erhalten zu haben, und dieser ließ ihn zur Strafe mehrere Stunden lang auf dem glühenden Sande sitzen, welcher mindestens 130 Grad Hitze hatte.

Die letzte Beleidigung machte das Maß voll, und jeder freundschaftliche Verkehr zwischen den beiden Stämmen wurde abgebrochen. So glaubte ein untergeordneter Stamm, wie der des Lechulatebe bloß darum, weil er Feuerwaffen besaß, einen an Zahl und Tapferkeit weit überlegenen angreifen zu können. Im Allgemeinen ist jedoch der Besitz von Schießgewehren dem Frieden gerade günstig. Es ist ein außerordentlich seltener Fall, daß zwei Stämme, die beide mit Flinten versehen sind, einander bekriegen, und da fast alle Fehden in Süd-Afrika nur im Viehraub ihren Grund haben, so beugt die Furcht vor den weittreffenden Kugeln auch häufig dem Anlaß eines Krieges vor, indem sie die Raublustigen zurückschreckt.

So lange Livingstone bei den Makololo war, hielt sein Einfluß den Ausbruch des Krieges, dem die öffent-

liche Meinung entschieden günstig war, noch zurück. Doch äußerten die jungen Leute ganz laut: Tschulatebe weidet unsere Kühe, wir wollen uns dafür mit seinen Schafen bezahlt machen.

Die Makololo sind die letzten Betschuana, denen man nach Norden hin begegnet. Wir werfen daher noch einen Blick auf diese afrikanische Familie, bevor wir zu den Negerstämmen der Makalaka übergehn. Nach Livingstone ist der Name Betschuana aus dem Worte Chuana, d. h. gleich, gebildet, mit dem persönlichen Präfixum ba, d. h. sie; er bedeutet also: Gleiche, Gefährten, Genossen u. s. w. Das Land, welches die Betschuanastämme bewohnen, reicht vom Orangefluß im Süden bis zum 18 Grad südlicher Breite. Die Makololo haben zwar ihre Eroberungen bis zum 14. Grad südlicher Breite ausgedehnt, doch diese Strecke ist gleichwohl von den Makalaka bevölkert.

Die Makololo nennen sich Betschuana, so wie sich Irländer oder Schotten gleichfalls Britten nennen. Die Mehrzahl der andern Stämme sind uns nur unter den Namen bekannt, die ihnen Fremde beigelegt haben, so die Kaffern, die Hottentotten, die Buschmänner. Die Betschuana sind die einzigen, die eine allgemeine Bezeichnung haben, welche auf alle Stämme ein und derselben Familie angewandt wird. Den Weißen haben sie ebenfalls eine

allgemeine Benennung: „Makoa“ gegeben, ein Wort, welches muthmaßlich aus dem „Kua,“ Mann, womit verschiedene Kaffernstämme ihren Namen endigten, und dem „Ma“ der Betschuanen, das eine Mehrzahl, ein Volk bedeutet, entstanden ist. Die Sprache der Betschuanen heißt das Sitschuana, die der Weißen nennen sie das Sekoa.

Die Makololo generalisiren aber noch weiter und haben die übrigen Theile der großen südafrikanischen Völkerfamilie in folgende Gruppen zusammen gestellt: 1) die Matebele oder Makobobi, d. h. die Kaffern im Osten des Landes; 2) die Bakoni oder Basuto, und 3) die Bakalahari oder Betschuanen im Innern des Landes. Dazu gehören alle Stämme, welche in oder an der Kalahariwüste wohnen.

1. Die Kaffern theilen sich selbst in verschiedene Stämme, als Amakosa, Amakanda u. s. w. Der Name Kaffern gilt bei ihnen für eine Beleidigung.

Die Zulu im Natal-Lande gehören zu derselben Familie; sie stehen, nach Livingstone, durch ihre Rechtschaffenheit in eben so gutem Ruf, wie ihre Stammesgenossen an den Grenzen der Capcolonie als Viehräuber berüchtigt sind.

Die Matebele, deren Oberhaupt Mosilikatze ist, wohnen etwas südlich vom Zambesi, und einige andere unbekannte Stämme der nämlichen Gruppe sind im Süden von Tete

und Senna angesiedelt. Der Zambesi bildete die Grenze der Betschuanen nach Norden zu, bevor Sebituane seine Eroberungen noch weiter ausdehnte.

2. Die Bakoni- und Basuto-Gruppe umfaßt im Süden alle Stämme, welche die Oberherrschaft des Moschesch anerkennen; wir finden unter ihnen die Batau, die Baputi, die Mokolokue u. s. w.; auch einige Gebirgsstämme, welche die Malutikette bewohnen. Die letzteren sollen früher Menschenfresser gewesen sein; eine Thatfache, die durch Gesänge, welche heut noch im Munde des Volkes leben, bestätigt wird. Sie haben von dieser gräulichen Sitte erst abgelassen, als sie durch Moschesch Rindvieh erhielten. Marimo und Mayabathu, d. i. Menschenfresser, werden sie noch jetzt von den übrigen Basuto genannt, die sich wiederum in Makatla, Bamaakana, Matlapatlapa u. s. w. abtheilen.

Den Bakoni, die sich noch weiter nördlich als die Basuto ausdehnen, werden zugezählt die Batlu, Baperi, Bapo, ein Stamm der Bakuena, die Bamosetla, Bamasela oder Balafa, Baboriri, Bapiri, Bahufeng, Batlofua, Baakahela u. a. m. Es sind sämtlich ackerbautreibende Stämme, die, durch regenreiche Gegenden begünstigt, keinen Mangel an Getreide haben. Auch die unter dem Häuptling Moschesch stehenden Basuto sind dem Ackerbau sehr zugethan. Die Hauptarbeit dabei verrichten die Weiber, welche die Erde

mit der Hacke auflockern, die Vögel verscheuchen, die Erndte besorgen und das Getreide worfeln. Doch nehmen auch die Männer an den Arbeiten Theil, und viele von ihnen haben auf Anrathen der Missionaire an Stelle der Hacke den Pflug eingeführt, der von Ochsen gezogen wird.

3. Die Bakalahari, welche die westliche Gruppe der Betschuanafamilie bilden, bestehen aus den Baralong, Bahurutse, Bakuena, Bangwaketse, Bakaa, Bامangwato, Bakurutse, Batuana, Bامatlari und Batlapi. Bei den letztern haben die Missionaire den größten Erfolg gehabt.

Als man sie kennen lernte, waren die Batlapi ein unbedeutendes und schmutziges Volk, doch da sie in der unmittelbaren Nähe der Colonie wohnen, so hatten sie bald Gelegenheit mit dem Cap in Handelsverkehr zu treten. Sie legten ihre früheren Sitten ab und sind gegenwärtig, nach dem Genuß eines langen Friedens, im Besiß zahlreicher Viehheerden.



## Zwölftes Kapitel.

Reise von Vinyanti nach Seschete. — Ameisenhügel und wilde Datteln. — Die Leibwache Seseletu's. — Neue Antilopenarten. — Aufnahme in den Dörfern. — Art und Weise zu essen. — Kaffee und Zuckerrohr. — Die Makololo- und die Makalaka-Hütten. — Uebergang über den Liambye.

Livingstone verweilte einen Monat zu Vinyanti (18 Grad 17 Min. 20 Sec. südl. Breite, 23 Grad 50 Min. 9 Sec. östl. Länge) und brach dann nach Seschete auf (17 Grad 31 Min. 38 Sec. südl. Breite, 25 Grad 13 Min. östl. Länge), um von hier aus stromauf zu fahren. Seseletu mit etwa hundert und sechzig der tüchtigsten Leute seines Stammes begleitete ihn bis in das Land der Barotse, dessen Hauptstadt Nariete oder Naliete ist (15 Grad 24 Min. 17 Sec. südl. Breite, 23 Grad 8 Min. 54 Sec. östl. Länge).

Von Vinyanti bis Seschete ist das Land vollständig flach; nur hin und wieder erheben sich kleine Erhöhungen einige Fuß hoch über die Ebene, und von Hügeln sieht der Reisende nur die, welche die Ameisen errichtet haben. Wer

diese gigantischen Werke nicht gesehen hat, der kann sich von der Arbeit dieser winzigen Thiere keine Vorstellung machen. Die Erde, welche sie durchwühlt haben, wird dadurch so fruchtbar, daß die Makololo stets die Abhänge solcher Hügel dazu auswählen, um Tabak, frühzeitigen Mais und alle Pflanzen, die einer besondern Sorgfalt bedürfen, dort anzubauen. Die Ameisenhügel, die man unterwegs antraf, waren gewöhnlich mit einer Menge wilder Dattelpflanze bewachsen, die, sobald die Datteln reif sind, von den Makololo umgehauen werden, um mit Bequemlichkeit die Früchte zu pflücken.

Auf den etwas erhöhten Theilen der Ebene findet man Kameeldorn (*Acacia giraffae*), weißstachelige Mimosen (*Acacia horrida*) und Baobabs; an sandigen Stellen wachsen so schöne Palmbäume wie in Indien, nur daß sie kleinere Früchte haben. Der übrige Boden besteht aus einer schwarzen fettigen Erde, die man in Indien Baumwollenerde nennt, und die an feuchten Orten mit einer groben Grasart dicht bewachsen ist.

Zur Rechten hatte Livingstone den Chobe, und die ungeheueren Rohrmassen seiner Ufer bildeten den Horizont. Beim Zurückblick stellte der lange Zug der Begleiter, der sich die Windungen des Fußpfades entlang oder zwischen den Hügeln hindurch schlängelte, ein hübsches Bild dar.

Einige trugen, gleich Husaren, Büschel von weißen Ochsenschwänzen als Kopfschmuck, Andere schwarze Straußfedern oder Mützen mit einer Löwenmähne. Viele hatten Röcke von rothem Tuch oder bedrucktem Baumwollenzeuge. Die gemeinen Leute trugen das Gepäck, die vornehmen hatten einen Stock aus Rhinoceroshorn und ließen ihren Schild durch einen Diener tragen, wogegen die Maschaka oder die Männer, welche die Streitart führen, die Waffe keinem Andern überlassen. Sie sind auch stets bereit, Hunderte von Meilen weit als Gilboten versandt zu werden.

Sekeletu wird stets von einer Anzahl junger Leute begleitet, die sein Mopato bilden. Wenn er hält und sich niedersetzt, so umgeben sie ihn; die ihm zunächst befindlichen essen mit ihm von einer Schüssel, denn die Häuptlinge sind stolz darauf, ihre Mahlzeit mit ihren Unterthanen zu theilen. Nachdem sie einige Mundvoll genossen haben, geben sie ihren Nachbarn ein Zeichen fortzufahren, und wenn diese gegessen haben, so wird ein mehr entfernt Stehender herbei gerufen, der nun den Napf fortträgt, um ihn seinen Kameraden zu bringen.

Ruhig und unbesorgt weideten Heerden von Lecheantilopen und Nakong's in der Ebene. Ihre Zahl ist ungeheuer groß, und trotz der Menge, die alljährlich getödtet

wird, steigt sie noch immer mehr. Beide Antilopenarten suchen feuchte Gegenden auf und hausen nur in der Nähe des Wassers. Wenn die Ebene überschwemmt ist, so ziehen sie sich auf die früher erwähnten kleinen Anhöhen zurück, auf denen sie von den Makalaka, die in der Führung ihrer leichten nur fünfzehn bis achtzehn Zoll breiten, aber fünfzehn Fuß langen Kähne sehr geschickt sind, verfolgt und mit Speerwürfen getödtet werden. Die zehn Fuß langen Ruder, mit denen die Kähne gelenkt werden, sind aus dem leichten, doch sehr elastischen Molompilholze gemacht, und man bedient sich ihrer zum Stoßen und Rudern, je nach der Tiefe des Wassers.

Die Nakongantilope ist kleiner als die Leche, aber dicker als alle Antilopen, die Livingstone je gesehen. Ihr Gang gleicht, wenn sie ermüdet ist, dem Galopp eines Hundes; ihr graubraunes Haar ist lang, aber spärlich und daher nie glatt; ihre Hörner haben dieselbe Krümmung, wie die des Rudu, sie sind aber kleiner und jedes mit einem doppelten Streifen umzogen.

Diese Antilope lebt auf Sumpf- und Schlamm Boden, über den ihr außerordentlich großer Fuß mit Leichtigkeit fortschreitet. Sie frisst des Nachts und verbirgt sich am Tage unter Schilf und Binjen; wenn sie verfolgt wird, so taucht sie in das dickste Rohrgebüsch, das im Wasser

steht, unter, so daß nur die Nase und die Hörnerspitzen sichtbar bleiben. Die Eingebornen zünden große Rohrstrecken an, um das Thier herauszutreiben; doch wenn es die Jäger gewahr wird, so läßt es eher seine Hörner verbrennen, als daß es seinen Zufluchtsort aufgibt.

Sobald der Zug in ein Dorf kam, liefen alle Weiber aus ihren Häusern herbei und empfingen Sekeletu mit den Begrüßungen: „Großer Häuptling, großer Löwe, Herr, gieb uns Schlaf!“ Sie schriean dies mit durchdringender Stimme in einem eigenthümlich zitternden Tone. In ähnlicher Weise schriean auch die Männer. Sekeletu nahm dies Alles mit einer Gleichgültigkeit auf, die seinem Range entsprach. Nachdem man sich einige Minuten über die neuesten Vorgänge im Lande unterhalten, ließ der Vorstand des Dorfes, der fast immer ein Makololo ist, große mit Bier gefüllte Krüge herbeibringen, und sofort wurden mit großer Hast die Kalebassen, deren man sich als Trinkgefäße bedient, in Umlauf gesetzt.

Man brachte ferner große Krüge mit geronnener Milch herbei, die eben so wie das Bier einer bestimmten Person anvertraut sind, welche das Recht hat, den Inhalt nach Gutdünken zu vertheilen. Gewöhnlich sind die vornehmsten Männer jeder Stammesabtheilung mit diesem Amte betraut. Da der Gebrauch der Löffel hier zu Lande

unbekannt ist, so essen die Eingebornen die dicke Milch mit den Händen. Livingstone gab ihnen zwar eiserne Löffel, und sie schienen ihnen viel Vergnügen zu machen; nichts destoweniger aber fuhren sie fort, mit den Fingern zu essen. Sie schöpften zwar mit dem Löffel in die Kalbasse, schütteten aber den Inhalt wieder in die Hand und führten diese zum Munde.

Die Makololo haben große Viehheerden, und ihr Häuptling ist verpflichtet, seine sämtlichen Begleiter zu ernähren; er läßt daher an jedem Halteplatz aus den zahlreichen Heerden, die er überall besitzt, ein oder zwei Ochsen herbei holen, oder die Vorstände der Ortschaften liefern den erforderlichen Fleischbedarf als Tribut. Man tödtet die Thiere, indem man sie mit einem Speer in's Herz stößt; die Wunde wird aber so klein wie möglich gemacht, damit von dem Blute nicht viel verloren gehe, das, nebst den Eingeweiden, dem Schlächter zufällt. Jeder Stamm hat seine eigenthümliche Weise, einen Ochsen zu zerlegen und zu vertheilen. Bei den Makololo gehören der Buckel und die Rippen dem Häuptling, bei den Bakuenta die Brust.

Wenn die Ochsen zerlegt sind, so bringt man die Stücke zu Skeletu, welcher sie an die vornehmen Herren seines Gefolges austheilt. Die Diener derselben schneiden sofort diese Stücke in lange Streifen und werfen sie in die Gluth;

nach wenig Augenblicken wandert das Fleisch halb gar und glühendheiß hastig von Hand zu Hand. Jeder beißt ab, aber Niemand, außer dem Häuptling, hat Zeit, den Bissen, den er genommen hat, gehörig zu kauen. Sie suchen auch keinen Genuß beim Essen, sondern es kommt ihnen nur darauf an, daß sie in kürzester Zeit möglichst viel in den Magen stopfen. Sie essen nur in Gesellschaft und verachten den, der allein ißt. Den Genuß von Kaffee, dem sie manche ganz besondere Wirkung zuschreiben, lieben sie leidenschaftlich. Sie kennen auch das Zuckerrohr, und bauen es im Barotsethale, aber sie verstehen nicht, Zucker daraus zu bereiten und begnügen sich damit, es zu kauen.

Livingstone und Sekeletu hatten ebenfalls jeder ein kleines Zelt, in welchem sie die Nacht zubrachten, denn die Hütten der Makalaka wimmeln voll Ungeziefer, wogegen die der Makololo in der Regel davon frei sind. Sie erneuern aber auch häufig den Fußboden, der aus einer Mischung von Erde und Kuhdünger besteht. Als man die Zelte in der Nähe von Dörfern aufschlug, wurden Livingstone und Sekeletu durch Mäuse geweckt, die ihnen Nachts über das Gesicht liefen, oder ausgehungerte Hunde nagten ihnen die Schuhe bis auf die Sohlen ab. Man beschloß also doch eine Hütte zu wählen. Auch die besten, welche die Makololo haben, bestehen nur aus drei kreisförmigen

Wänden, mit Löchern statt der Thüren, ganz wie bei Hundehütten; man ist also genöthigt auf allen Vieren hineinzukriechen. Das Dach, das einem chinesischen Hute gleicht, wird aus Rohr oder dünnen Stäben gemacht, mit Seilen aus der inneren Rinde der Mimosa zusammen gebunden, und dann auf die Wände gesetzt. Mit seinem Rande ruht es auf einem Kreise von Pfählen, die als Stützen der dritten Wand dienen. Es wird mit einem feinen Grase gedeckt, und da es ziemlich weit über die Wand hinausragt und bis vier Fuß zum Boden hinabläuft, so gewährt es einen sehr wohlthuenden Schatten. Diese Hütten sind auch an heißen Tagen sehr kühl; sie haben aber keinen Luftzug, und in der Nacht erstickt man fast. Das Bett besteht aus einer Binsenmatte.

Oberhalb Seschete gelangte man in eine Gegend, die Katonga heißt. Dort liegt (17 Grad 29 Min. 13 Sec. südl. Br., 24 Grad 33 Min. östl. Länge) ein Dorf, das einem Baschubiamanne Namens Seshosi gehört. Der Strom ist hier ein wenig breiter als zu Seschete: er mißt sechshundert Schritt. Zu Anfang seines Laufes gegen Osten fließt er ziemlich langsam. Die älteren Krieger setzten der Sitte gemäß, die ihnen bei solchen Gelegenheiten immer den Vorrang zuweist, zuerst über den Fluß, dann folgten die jüngeren mit dem Häuptling.



Man brauchte mehrere Tage, um Kähne aus den verschiedenen, in der Nähe gelegenen Dörfern, herbeizuschaffen. Jetzt erfuhr auch Livingstone, welcher den Fluß früher, der gleichnamigen Stadt nach, Sescheke genannt hatte, daß die Barotse ihn sämmtlich Niambaye oder Niambye nennen. Das Wort Sescheke bedeutet weiße Sandbänke, die allerdings hier zahlreich vorhanden sind und der Stadt ihren Namen gegeben haben. Aus demselben Grunde führt auch ein Dorf im Barotsethale diesen Namen. Niambye bedeutet großer Strom oder das Wasser par excellence. Luambedschi, Luambesi, Ambezi, Odschimbesi, Zambesi u. s. w., sind Benennungen, die er, je nach der Mundart seiner Anwohner, an den verschiedenen Theilen seines Laufes führt; doch alle diese Ausdrücke haben nur eine Bedeutung, die ihn als den Hauptstrom des Landes bezeichnet.

Von dem Dorfe Sekhosi aus unternahm Livingstone nach Norden hin einige Jagdausflüge. Die Gegend ist hier mit Gruppen prächtiger Bäume bedeckt, unterbrochen durch Lichtungen, die sich nach allen Seiten hin erstrecken und zur Zeit des Hochwassers von dem Flusse überschwemmt werden; doch findet man hier bei weitem mehr höher liegende und bewaldete Strecken als zwischen dem Chobe und dem Niambye. Der Boden besteht überall, so weit die

Ueberschwemmung reicht, aus dunklem Lehm; auf den Erhöhungen, welche nicht so dicht mit Gras bewachsen sind, ist er sandig. Eine gleichmäßig bewaldete Kette von Sandhügeln läuft acht Meilen weit mit dem Flusse parallel und setzt nach Norden der Ueberschwemmung eine Schranke. Da der Regen in dieser Gegend ziemlich häufig ist, so bauen die Bewohner mit gutem Erfolge Getreide und Erdnüsse.

961788 - 931928

Man findet hier sehr häufig eine kleine Antilope, Tiansyane genannt, die im Süden unbekannt ist. Sie ist etwa achtzehn Zoll hoch, ihre Bewegungen sind sehr anmuthig, ihre Farbe ist auf dem Rücken und an den Seiten braunroth, und der ganze untere Theil ihres Körpers so wie die Spitze des Schwanzes sind weiß. Ihr Geschrei gleicht dem einer Haushenne, mit der sie die mütterliche Zärtlichkeit gemein hat; denn obwohl sie von Natur schüchtern und furchtsam ist, so wagt sie es doch, sogar den Menschen anzugreifen, der ihr Junges bedroht. Wenn dasselbe noch zu klein ist, um mit der Mutter die Flucht ergreifen zu können, dann setzt ihm diese einen Fuß auf das Schulterbein, und das arme kleine Geschöpf kniet sogleich nieder und bleibt unbeweglich, bis es die Stimme seiner Beschützerin wieder hört. Es hat eine Farbe, die der des Erdbodens daselbst gleicht und entgeht daher dem

Blicke der Raubvögel. Wenn man einem Antilopenweibchen allein begegnet, so kann man, da diese Thiere gesellig leben, sicher sein, daß es sein Junges an irgend einen sichern Ort zur Ruhe geführt hat. In Uden sah Livingstone, daß die Araber ihre Kameele ganz eben so zum Niederknien brachten, wie die Gazelle ihr Junges, indem sie ihnen den Daumen auf das Schulterblatt drückten. Wahrscheinlich haben sie es von der Gazelle gelernt.

Eine ungeheure Menge von Büffeln, Zebra's, Eessebe's, Tahaetsi's und Glenns weiden ungestört auf dieser Ebene, und es wurde daher nicht schwer, sich mit Fleischvorrath zu versorgen. Nichtsdestoweniger ist eine Jagd zu Fuß sehr beschwerlich, denn, der Winterzeit ungeachtet, war die Hitze ungemein drückend. Livingstone schoß eine Glennkuh, deren Kalb, wie es schien, erst vor Kurzem von einem Löwen geraubt worden war, denn sie zeigte auf beiden Seiten ihres Hinterviertels fünf tiefe Krallenrisse, die sie wahrscheinlich beim Kampf gegen den Räuber empfangen hatte. Sie gehörte zu einer neuen Antilopenart, die rund um den Leib schmale weiße Streifen hat, wie das Kudu, und auf der äußeren Seite des Vordersehenkels einen handbreiten schwarzen Fleck.

### Dreizehntes Kapitel.

Stromauffahrt auf dem Niambye. — Die Banyeti. — Die Wasserfälle von Gonye — Fruchtbarkeit des Barotsethales. — Kaliale. — Santurn. — Mambari. — Araber aus Zanzibar. — Rückkehr nach Seschefe und Linyanti.

Nachdem man eine hinreichende Menge von Kähnen beisammen hatte, wurde die Reise stromaufwärts fortgesetzt. Livingstone wählte für sich das Fahrzeug, welches ihm das am besten und dauerhaftesten gearbeitete schien. Es war vier und dreißig Fuß lang, aber nur zwanzig Zoll breit und mit sechs Ruderern bemannt. Sie standen aufrecht und ruderten mit außerordentlicher Gleichmäßigkeit. Zu den am Vorder- und Hintertheil Stehenden werden die stärksten und erfahrensten Leute gewählt. Da die Kähne einen flachen Boden haben, so können sie auch in seichten Gewässern schwimmen. Berühren die etwa acht Fuß langen Ruder den Boden, so wird der Kahn, wie mit langen Stangen, fortgestoßen.

Auf dem Lande fürchten sich die Makalaka vor den Makololo, auf dem Wasser aber sind sie die Herren und stellen Wettfahrten an, bei denen sie in der Hitze des Kampfes das Leben ihrer Gebieter in Gefahr bringen. Am Abend vor der Abreise warf eine mächtige Welle, welche der Ostwind auftrieb, einen Kahn um, in dem sich ein alter Makololo-Doctor befand. Da er nicht schwimmen konnte, so sank er wie ein Stein unter, während die Barotie, die ihn begleiteten, sich durch Schwimmen retteten. Sie hatten große Furcht, dafür, daß sie ihn im Stich gelassen, mit dem Tode bestraft zu werden, was auch gewiß geschehen wäre, wenn es sich um einen wichtigeren Mann gehandelt hätte.

Die kleine Flotte zählte dreiunddreißig Kähne, die mit hundertundsechzig Menschen besetzt waren. Man fuhr sehr rasch stromaufwärts und mit Entzücken betrachtete Livingstone diese Ufer, die vor ihm noch kein Europäer gesehen hatte. Der Liambye ist ein prächtiger Strom. Seine Breite beträgt oft über eine Meile, und zahlreiche Inseln von drei bis fünf Meilen Umfang liegen in ihm. Sie sind, gleichwie die Ufer, mit Bäumen bedeckt, von denen herab Sprößlinge in den Fluß tauchen, die dann, nach Art der Baniane, wiederum in der Erde Wurzel fassen. Aus einiger Entfernung würde man die Inseln für eine Laub-

masse halten, die auf dem glänzenden Spiegel des Niambye ruht. Dieser reizende Anblick wird noch erhöht durch hellgrüne Dattelhäuser im Vordergrund des Gemäldes und hoch emporstrebende Palmyrapalmen, die, ähnlich ungeheuern Fächern, ihre gefiederten Blätter von dem wolkenlosen Himmel ablösen. Es war Winter und die Ufer des Stromes zeigten dieselbe eigenthümliche Färbung, welche die Landschaft zu dieser Jahreszeit und in diesem Theile Afrika's anzunehmen pflegt. Die Gegend am Flusse ist felsig und wellenförmig. Es giebt hier Elephanten und Wild aller Art in Menge, mit Ausnahme der Leche- und der Nakongantilope, die man auf steinigem Boden nie antrifft. Das röthliche Erdreich ist von großer Fruchtbarkeit, wie dies die ungeheure Getreidemasse bezeugt, die von den Banyeti alljährlich geerntet wird. An beiden Ufern des Flusses liegen zahlreiche Dörfer, die von dem ebengenannten armen aber fleißigen Volksstamme bewohnt werden. Die Banyeti sind ausgezeichnete Flußpferdjäger und ebenso in der Anfertigung eiserner und hölzerner Waaren sehr geschickt. Da die Tsetsefliege bei ihnen haust, so können sie kein Rindvieh halten, und dies mag wohl zur Entwicklung ihrer Industrie beigetragen haben. Sie machen große hölzerne Gefäße mit hübschen Deckeln, Holzflaschen in allen Größen, und seit die Makololo eine Vorliebe für Stühle

haben, so zeigen sie auch in der mannigfachen Form, welche sie den Stuhlbeinen zu geben wissen, viel Erfindungsgabe und Geschmack. Andere Banyeti oder Manyeti, wie sie gleichfalls genannt werden, flechten sehr gefällige und zugleich sehr feste Körbe aus der gespaltenen Wurzel eines Baumes; noch Andere verstehen sich trefflich darauf, das Eisen zu schweißen, oder in Thon zu arbeiten.

Dieses friedliche Völkchen hat wohl nie mit Andern im Kriege gelebt. Im Innern Afrika's, wo man keinen Sklavenhandel treibt, entstehen alle Feindseligkeiten nur aus dem Raube von Vieh. Livingstone hörte nur von einem einzigen Kriege, der aus einer andern Ursache entsprungen ist. Drei Brüder unter den Baralong machten sich den Besitz einer Frau mit Waffengewalt streitig, und seitdem hat auch der Zwist in jenem Stamme nicht aufgehört.

Von Katima molelo an (wörtlich: „ich habe das Feuer ausgelöscht“), wo sich der Fluß nach Norden biegt, ist sein Bett mit Felsen gefüllt, die eine Reihe von Stromschnellen und Katarakten bilden und bei niedrigem Wasser die Schifffahrt unterbrechen. Bei hohem Wasserstande sind die Stromschnellen nicht zu sehn, allein die Katarakten von Nambwe, Bombwe und Kale, die vier bis sechs Fuß Höhe haben, bleiben gleichwohl gefährlich. Bei den dreißig Fuß

hohen Fällen von Gonye mußten die Rähne aus dem Fluß genommen und eine Meile weit über Land getragen werden. Die Hauptwassermasse, welche bei niedrigem Wasserstande über den Felsen strömt, sammelt sich hier in einem etwa achtzig Schritt breiten Raume, bevor sie von der Höhe herabstürzt und sich donnernd an den Steinwänden bricht. Die Sage erzählt, daß einst zwei Flußpferdjäger in der eifrigen Verfolgung eines verwundeten Thieres mit ihrer Beute in diesen furchtbaren Abgrund stürzten.

In Afrika findet man nirgends Grabmäler oder Inschriften, die das Andenken an Begebenheiten oder Personen verewigen; selbst das Gestein hat nicht einmal Zeugnisse früherer Schöpfungen aufbewahrt, denn es enthält fast gar keine Fossilien. Es besteht aus einem röthlich bunten Sandstein mit Madreporenlöchern. Dieser Sandstein bildet größtentheils den Boden des centralen Thals und ist mit einer horizontalen Trappschicht überzogen, die in manchen Gegenden eine Ausdehnung von hundert Meilen hat und ihrerseits einen Zoll dick mit einer schwarzen kieseligen Masse bedeckt ist, die aus einem flüssigen Zustande hervorgegangen zu sein scheint. Im südlichen Theile des Landes findet man über dem Gestein, zuweilen zwölf bis fünfzehn Fuß hoch, weichen Kalktuff.

Die Bewohner mehrerer Banyetidörfer brachten Sele-



letu ihren Tribut in Nahrungsmitteln und Fellen; die eines großen Dorfes, das an den Fällen von Gonye selbst liegt, mußten den Makololo die Rähne um die Wasserfälle tragen. Man setzte mehrere Mal über den Fluß, um die zahlreichen Windungen zu vermeiden, die er in diesem Theile seines Laufes macht, wogegen er zwischen den Felsen in gerader Linie strömt. Das Wasser ist hier wegen der großen Breite des Flußbettes nur leicht. Selbst mitten auf dem Strome blieb man von der Isesefliege nicht unbelästigt; sie verschwand erst, als unter 16 Grad 16 Min. südl. Br., die Ufer niedriger wurden und die Wälder zurückwichen. Von dem flachen Rohrbecken aus, durch welches man jetzt dahin glitt, schienen die Ufer nach Nord-Nord-Ost und Nord-Nord-West bis dreißig Meilen weit von einander in bewaldete Höhenzüge überzugehen, die sich zwei- bis dreihundert Fuß hoch erheben. Der zwischen ihnen liegende Raum, in dessen Mitte der Liambye strömt, bildet das mehrfach genannte Barotsehal, das eine Länge von nahe an hundert Meilen hat. Es ist dem Mitthal sehr ähnlich und wird, wie Unter-Aegypten vom Nil, alljährlich durch den Liambye überschwemmt. Die Einwohner haben ihre Dörfer auf Hügeln erbaut, von denen mehrere unter der Herrschaft des Santuru, eines früheren Häuptlings der Barotse, durch Menschenhände aufgeworfen wurden. Zur Zeit der Ueber-

schwemmung ist das ganze Thal nur ein See, aus welchem die Dörfer als Inseln hervorragen. Ein Theil der Wässer, die es bedecken, kommt aus Nordwesten, wo die Flüsse zu der Zeit austreten, doch der größte Theil aus Osten und Nordosten durch den Liambye selbst. In diesem Thale findet man nur wenig Bäume; die in der Nähe der Dörfer und im Innern derselben hat Santuru pflanzen lassen, um Schatten zu haben. Der Boden ist in Folge der Feuchtigkeit, die zurückbleibt, außerordentlich fruchtbar, und die Bewohner haben jährlich zwei Erndten.

„Hier kennt man keinen Hunger,“ sagen die Barotse, die eine große Anhänglichkeit an ihr Land zeigen. Gleichwohl erzeugt dieses schöne Thal nicht den zehnten Theil dessen, was es hervorbringen könnte. Es ist größtentheils mit einem saftigen Grase bedeckt, das eine reichliche Weide für großen Viehstand bietet; die Ochsen gedeihen hier vortrefflich, und die Kühe sind ungemein milchreich. Während der Ueberschwemmung ziehen sich die Heerden auf die Höhen zurück, wo sie abmagern. Die Rückkehr in das Thal ist dann eine wahre Freudenzeit.

Für den Anbau von Weizen würde der Boden vielleicht zu süppig sein und das Korn nur Stroh geben. Livingstone sah eine Grasart, die zwölf Fuß hoch war und einen Stengel von der Dicke eines Daumens hatte.

Es giebt keine großen Wohnorte, denn die Hügel sind nicht umfangreich genug, um eine beträchtliche Anzahl von Bewohnern aufzunehmen, und außerdem sind auch die Eingebornen in Rücksicht auf ihre Heerden genöthigt, in einiger Entfernung von einander zu leben.

Es war das erste Mal, daß Sekeletu seit seinem Regierungsantritt diese Gegenden besuchte, und diejenigen, welche sich früher gegen ihn verschworen hatten, wurden deshalb von großem Schrecken ergriffen. Sie hatten auch allen Grund, denn als man zu Naliele ankam, wurde der Vater des Mpepe und einer seiner Freunde, der Mamochisane gerathen hatte, Sekeletu zu tödten und den Mpepe zu heirathen, ergriffen und ohne Weiteres ertränkt. Alle Vorstellungen Livingstone's gegen eine so harte Strafe ohne vorheriges Urtheil blieben vergebens; die Rätthe des Hauptlings beriefen sich auf das Zeugniß der Mamochisane.

Mpepe hatte den Mambari-Sklavenhändlern volle Freiheit gegeben, in allen Batoka- und Baschukulompo-Dörfern Sklaven zu kaufen. Er hatte ihnen auch Elfenbein, Vieh und Rinder gegeben und dafür eine kleine Kanone bekommen.

Naliele, die Hauptstadt der Barotse, ist auf einem Hügel erbaut, den Santuru aufwerfen ließ und auf welchem er seine Getreidespeicher hatte. Seine eigene Hauptstadt

lag jedoch etwa fünfhundert Schritt südlich von Naliele, an einer Stelle, die heut zu Tage von den Wässern des Stromes überdeckt ist. Einem andern Orte, Vinangelo, welcher gleichfalls an dem linken Flußufer lag, ist das nämliche Schicksal zu Theil geworden. Es scheint also, daß der Fluß an der Ostseite Land abreißt. Die Wässer des Liambye brauchten gar nicht sehr hoch zu steigen, um das ganze Thal zu überfluthen; sie erheben sich indeß nicht mehr als zehn Fuß über den niedrigsten Wasserstand; nur wenige Fuß mehr und alle Dörfer der Barotse würden überschwemmt sein. Das ist bisher nie vorgekommen, doch reicht die Fluth bisweilen so nah an die Hütten, daß die Bewohner ihre Dörfer, welche kreisförmig von einer Rohrwand umschlossen sind, nicht verlassen können. Zwischen den Felsen von Gonye steigt der Fluß noch acht und vierzig Fuß über seinen gewöhnlichen Wasserstand.

Im Norden des sechszehnten Breitengrades stößt der Fluß auf mancherlei Hindernisse und beschreibt daher zahlreiche Windungen, sobald er aber den Engpaß von Katimamolelo überwunden hat, überfluthet er beide Ufer bis in die Gegend von Geschefe.

Santuru war ein großer Jäger und hatte seine Freude daran, wilde Thiere zu zähmen. Die Barotse brachten ihm derer so viel junge, als sie nur habhaft werden konn-

ten. Darunter befanden sich auch zwei Flusspferdkälber, welche den ganzen Tag im Flusse spielten, doch nie verfehlten, sich Abends in Naliele einzufinden, um ihre Mahlzeit in Empfang zu nehmen, die eine Milch und Mehl bestand. Leider tödtete ein Fremder, der die zahmen Thiere in der Sonne schlafend fand, aus derselben mit Speerwürfen. Aehnlich ging es einer der beiden Katzen, welche Livingstone für Seseletu mitgebracht hatte: ein Mann, dem vorher nie ein solches Thier zu Gesicht gekommen war, tödtete die Katze und überbrachte sie seinem Häuptling, indem er sich einbildete, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Der Verlust war um so empfindlicher, als die Mäusezahl bei den Makololo in's Ungeheure geht.

Livingstone suchte zu erfahren, ob Santuru jemals von Weißen besucht worden sei; es ergab sich aber, daß man vor dem Jahre 1851, also vor der Zeit, da Livingstone und Oswell hier eintrafen, im Lande der Barotse noch niemals einen weißen Mann gesehen hatte. Da diese Volksstämme keine schriftlichen Aufzeichnungen haben, so suchen sie das Andenken an bemerkenswerthe Ereignisse in mannichfacher Weise durch mündliche Ueberlieferung festzuhalten. So bezeichneten sie das oben genannte Jahr als das Jahr der Ankunft der weißen Männer oder auch als das, in welchem Sebituane starb; doch ist die letztere Be-

zeichnung seltener, denn die Barotse vermeiden soviel als möglich jede Anspielung auf Tödt. Als die Frau des Missionairs dort gewesen war, gaben sie einer Menge Kinder die Namen Ma Robert oder Roberts Mutter, wie sie Frau Livingstone nannten, noch andere erhielten den Namen Flinte, Pferd, Wagen, Jesus u. s. w. Wäre in der That schon früher ein Weißer in jene Gegend gekommen, so hätten auch die Barotse unzweifelhaft die Erinnerung an eine ihnen so wichtige Thatsache selbst durch Jahrhunderte aufbewahrt.

Einmal waren die Mambari zu ihnen gekommen, um Sklaven zu kaufen, allein Santuru hatte die Genehmigung dazu verweigert. Ihr gegenwärtiger Häuptling heißt Kangombe. Sie bewohnen die Umgegend von Bihe im Südosten von Angola und gehören zur Ambondafamilie. Die, welche Livingstone in Kalliele besuchten, sprachen die Bondasprache, die mit der Mundart der Barotse, der Baveine und der verschiedenen Stämme, die man unter der allgemeinen Bezeichnung Makalaka zusammenfaßt, einer Sprachfamilie angehört. Sie flechten ihr Haar sorgfältig in dreisträngige Böpfe, welche sie rund um den Kopf legen. Ihre Haut ist so schwarz wie die der Barotse, aber es giebt viele Mischlinge unter ihnen, die man an ihrem krankhaften-Olivengell erkennt. Als Livingstone sie fragte, warum

sie in Einyanti vor ihm geflohen seien, erwiederten sie, sie wüßten, daß die Engländer Gegner des Sklavenhandels seien, und daß die englischen Kreuzer an der Küste ihn zu verhindern suchen. Obgleich es Wild in Menge gab, so folgten sie doch dem Gebrauch ihres Landes und verzehrten Mäuse und Maulwürfe, mit denen diese Gegend überfüllt ist. Die Mischlinge oder eingeborenen Portugiesen konnten sämmtlich schreiben, und Porto, der Anführer der Reise-gesellschaft, hatte ganz europäisches Haar.

Man zeigte Eivingsstone die Stadt, in der Santuru's Mutter regiert hatte. Weiter nach Süden hin kommt es nur äußerst selten vor, daß einer Frau eine solche Herrschaft anvertraut wird. Auch zeigten die Barotse verschiedene Gegenstände aus dem Nachlaß ihres Häuptlings, was eine weit mehr entwickelte religiöse Empfindung bezeugt, als die Betschuanen haben. Lilonda, die letzte Residenz Santuru's, liegt, wie Naliele, auf einem von Menschenhänden aufgeworfenen Hügel und ist mit Bäumen verschiedener Art besetzt, welche der Häuptling hatte anpflanzen lassen. Sie bilden auf der Höhe einen kleinen Hain, in welchem man noch verschiedene Gegenstände in demselben Zustande findet, wie sie Santuru dort verlassen hatte. Darunter befand sich auch ein eiserner Stamm mit mehreren Zweigen, deren Enden in kleine Aerte, Speere und Hacken ausliefen.

Der Häuptling bediente sich ihrer, die Geschenke darzureichen, mit denen er Ackerbauer, Zimmerleute oder Krieger beehrte. Ein anderes Stück von Eisen sah aus wie ein Degenstichblatt mit einem Korbgeflecht. Die Leute, welche dies Alles zu bewachen hatten, empfingen ihren Lebensunterhalt vom Häuptling, und die Makololo setzten diesen Gebrauch fort. Zum erstenmal begegnete Livingstone einer Einrichtung, die eine Art Priesterthum bildete. Als er fragte, ob man ihm einige dieser Reliquien ablassen wolle, ward ihm eifrig zur Antwort gegeben: „O nein, er erlaubt es nicht!“ — Wer denn? — „Santuru.“ — Man sieht aus dieser Antwort, daß die Barotse an ein anderes Leben glauben.

Dies sprach sich auch ziemlich bestimmt noch bei einer andern Gelegenheit aus. Als er einst Breitenbeobachtungen anstellte, hatte die Sonne einen Hof von etwa 20 Grad Durchmesser. Er schloß daraus auf den Eintritt baldigen Regens und äußerte dies zu seinem Bootsmann, der ihm jedoch entgegnete: „O nein, das sind die Barimo (Götter oder abgeschiedene Geister), die ein Picho halten (eine Versammlung); siehst Du nicht, daß sie den Herrn (die Sonne) in der Mitte haben?“

Während seines Aufenthaltes in Maliele unternahm Livingstone einen Ausflug nach Katongo (15 Grad 16 Min.



33 Sec. südl. Br.) Es liegt auf einem waldigen sanft ansteigenden Höhenzuge, welcher das Thal auf der Ostseite begrenzt und große Aehnlichkeit mit dem Wüstenrande des Nielthals hat. Hier fängt die Gegend an, die nie der Ueberschwemmung ausgesetzt ist. Die Banyeti bauen hier Getreide, Mais, Hirse und Durra, deren Körner sehr groß und von einer blendenden Weiße sind. Sie haben auch schöne Gärten, in denen sie Yams, Zuckerrohr, ägyptisches Arum, süße Kartoffeln und zwei Arten Manioc oder Kassahe (*Jatropha manihot* und *J. utilissima*) ziehen. Dazu kommen noch Kürbisse, Melonen, Bohnen, Erdnüsse, wilde Früchte, Wasservögel und Fische, von denen der Strom und seine Nebenflüsse wimmeln, und so kann man die Vorliebe der Eingebornen für das Barotsethal wohl begreifen.

Wundervoll ist ein Blick von der Höhe in's Thal. Tief unten schimmerte der Fluß, zahlreiche Hornviehheerden grasten um die Dörfer, mit denen das Land besäet ist, Lecheantilopen weideten zu Hunderten sorglos zwischen den Hausthieren, wohl wissend, daß sie entfernt genug sind von allen menschlichen Wohnungen, um vor den Pfeilen der Eingebornen geschützt zu sein. Aber sie lernen auch bald die Tragweite der Kugeln kennen, wenn Jäger mit Feuerwaffen in's Land kommen, und halten sich dann in entsprechender Entfernung.

Livingstone glaubte, daß Katongo in Folge seiner hohen Lage ein gesunder Aufenthalt sein müsse, allein er hörte von den Eingebornen, das Fieber hause hier wie überall. Sobald die ausgetretenen Wässer sich zurückziehen, lassen sie eine solche Masse von Schlamm und Pflanzenresten zurück, die den Sonnenstrahlen ausgesetzt bleiben, daß selbst die Eingebornen von dem Einfluß der bösen Dünste, die sich entwickeln, sehr zu leiden haben. Der Graswuchs ist hier so dicht, daß man das schwarze Erdreich, welches den Grund dieses periodischen Sees bildet, gar nicht sehen kann. Und so hoch ist das Gras, daß man sogar im Winter, wenn es unter dem Gewicht seiner Körner zu Boden liegt, nur sehr mühsam darauf fortkommt. Die Antilopenmütter verbergen ihre Kleinen darunter, die Makololokinder beklagen sich, daß sie darin nicht laufen können.

Es giebt in dieser ganzen Gegend auch nicht einen Ort, der ein gesundes Klima hätte. Da die Geschwindigkeit des Liambye etwa vier und eine halbe Meile in der Stunde beträgt, so glaubte Livingstone, die höher gelegenen Gegenden, aus denen er kommt, könnten vielleicht gesünder sein und beschloß das ganze Barotseland bis an seine äußersten Grenzen zu erforschen. Er ließ also Sekeletu zu Nasiele zurück und schiffte stromaufwärts. Der Häuptling hatte ihn nicht nur mit den nöthigen Begleitern ver-

sehen, sondern ihm gleichfalls einen Herold mitgegeben, damit sein Einzug in die Dörfer der gehörigen Feierlichkeit nicht entbehre, denn in den Augen der Makololo giebt es nicht Ehrevolleres, als wenn uns ein Mann vorangeht, der immerzu aus Leibeskräften schreit: „Hier kommt der Herr, der große Löwe!“ Das Letztere heißt: Tau e tona, allein die schlechte Aussprache des Herolds machte daraus: Sau e tona! d. h. die große Sau! was Livingstone so lächerlich wurde, daß er ihm, zum großen Leidwesen seines Gefolges, Stillschweigen auferlegte.

Man besuchte eine Menge Dörfer an den Ufern des Stromes, und der Empfang war überall ein sehr herzlicher. Der Missionair ward wie ein Bote betrachtet, welcher den Frieden oder, nach der Ausdrucksweise hier zu Lande, den Schlaf bringt. Die Makololo benehmen sich bei öffentlichen Zusammenkünften mit vieler Würde, was sie wahrscheinlich der Gewohnheit verdanken, den Makalaka zu befehlen, mit denen diese Dörfer angefüllt sind, und die sich unter der besonderen Aufsicht der Makololofrauen zu befinden scheinen.

Von 16 Grad 16 Min. südl. Breite bis nach Libonta (14 Grad 59 Min. südl. Breite) sind die Ufer des Liambye niedrig und unbewachsen; doch zwanzig Meilen weiter aufwärts rückt der Wald wieder bis an's Ufer vor und die Eisetzfliege tritt wieder auf. Livingstone hätte nun füglich

jede weitere Forschung aufgeben können, denn eine Gegend, in der die Tsetsefliege haust, ist für jeden Europäer durchaus unbewohnbar; doch da er sich nicht weit von der Mündung des Liba oder Loiba (Londa oder Lunda) befand und die Bekanntschaft mit den dortigen Häuptlingen, die als gastfreundlich geschildert wurden, ihm später bei der Rückkehr von der Westküste von Nutzen sein konnte, so setzte er seine Fahrt bis 14 Grad 11 Min. 3 Sec. südl. Breite fort. Der Liambye erhält hier den Namen Kabompo und scheint von Osten zu kommen. Er ist noch immer ein schöner Strom von dreihundert Schritt Breite, und der Liba, den er aufnimmt, hat deren zweihundert und fünfzig. Der Loeti, von dem ein Arm den Namen Langebongo führt, mündet westlich in den Liambye, nachdem er von N.-N.-W. kommend, die flache Grasebene Mongo durchflossen hat. Seine Breite beträgt etwa hundert Schritt. Er hat ein helles Wasser, das von dem dunkeln Grunde des Liba sehr absticht. Nachdem sich beide Flüsse im Liambye vereinigt haben, fließen sie noch eine zeitlang neben einander, bevor sich ihre Wässer gänzlich vermischen.

Noch ehe man die Mündung des Loeti erreichte, traf man Bewohner aus Lobale, die auf Flußpferde Jagd machten, doch alsbald, da sie der Makololo ansichtig wurden, erschreckt die Flucht ergriffen und ihre Rähne, Jagdgeräth-

schaften und Kleider im Stich ließen. Die Makalala, welche Livingstone bei sich hatte, und denen das Plündern schon zur Gewohnheit geworden, stürzten sich sogleich auf ihre Beute, aber Livingstone zwang sie, dieselbe vollständig auf einer Sandbank niederzulegen, damit die rechtmäßigen Eigenthümer bei ihrer Rückkehr Alles wiederfänden.

In der Gegend von Libonta giebt es ungemein viel großes Wild, dessen Zutraulichkeit merkwürdig war. Eines Abends zogen einundachtzig Büffel langsam in Schutzweite an dem Bivouac des Missionairs vorüber, und bei Tage blieben Heerden prächtiger Glennantilopen in einer Entfernung von nur zweihundert Schritt furchtlos stehen. Sie gehörten sämmtlich zu der gestreiften Varietät. Die Löwen brüllten hier mehr und stärker als am Ngami-See, am Zouga und Choke.

Man hatte das Nachtlager auf einer großen Sandbank aufgeschlagen und konnte von allen Seiten her gesehen werden. Ein Löwe am jenseitigen Ufer mühte sich zum Vergnügen die ganze Nacht durch aus Leibeskräften zu brüllen, wobei er, wie sie zu thun pflegen, den Kachen gegen den Erdboden hielt, um sein Geschrei widerhallen zu lassen. — Die Zahl der Löwen ist dem Wildreichthum dieser Gegend entsprechend.

In Libonta hielten sich damals mehrere Araber aus

Zanzibar auf. Sekeletu hatte Naliele verlassen und ohne die Rückkehr Livingstone's abzuwarten, sich nach der Stadt begeben, in der seine Mutter wohnte; er hatte jedoch einen Ochsen für den Unterhalt des Missionairs zurückgelassen und Alles angeordnet, damit er ihm alsbald nachfolgen könne. Livingstone fuhr einen Arm des Liambye abwärts, der Marile heißt, sich in 15 Grad 15 Min. 43 Sec. südl. Br. vom Hauptstrome trennt und als ein tiefes Gewässer von sechzig Schritt Breite das ganze Land um Naliele zur Insel macht. In dem Dorfe, wo man die Nacht zubrachte, trafen auch zwei von jenen Arabern ein; ihre Hautfarbe war so dunkel wie die der Makololo; da sie den Kopf geschoren hatten, so ließ sich zwischen ihrem und dem Haare der Eingebornen keine Vergleichung anstellen. Sie wollten von dem Ochsen Sekeletu's nichts genießen, weil das Thier nicht auf ihre Weise geschlachtet war, und sprachen ihren Abscheu vor den Portugiesen aus, weil diese Schweinesfleisch essen. Ihr Widerwille gegen das Schweinesfleisch mag wohl einen natürlichen Grund haben. Livingstone kannte Betschuanen, welche in dieser Beziehung kein Vorurtheil hatten und ohne Widerwillen von dem Fleisch eines wilden Schweines aßen, es aber bald darauf wieder von sich geben mußten. Eben so wenig liebten sie die Engländer, weil sie dem Sklavenhandel hinderlich sind.

Diese Araber oder Mohren konnten ihre Sprache geläufig lesen und schreiben; sie sagten, Christus sei wohl ein großer Prophet, doch nicht so groß als Mahomet.

Die Betschuanen, welche südlich vom Ngami-See wohnen, verzehren nur mit dem äußersten Widerwillen Fische, weil diese, wie sie sagen, den Schlangen so ähnlich sind. Diese Abneigung rührt vielleicht noch von der Schlangenverehrung ihrer Vorfahren her, von der sich eine schwache Vorstellung bei ihnen erhalten hat. Dies ist um so wahrscheinlicher, da sie sich weigern, eine Schlange zu tödten und so oft sie einer begegnen, in die Hände klatschen, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Die beiden Araber verabschiedeten sich, und Livingstone fuhr nun den Marile abwärts bis zum Liambye, an dem, der Insel Loyela gegenüber, die Stadt Ma Sekeletu (d. h. Sekeletu's Mutter) liegt. Sekeletu sorgte beständig mit großer Freigebigkeit für den Unterhalt des Missionärs. Er schenkte ihm gleich nach seiner Ankunft einen Topf mit gekochtem Fleisch, und seine Mutter brachte einen großen Topf mit Butter herbei. Die Barotse bereiten viel Butter, denn sie bedienen sich ihrer, um den ganzen Körper einzusalben. Der Häuptling lernte von dem Beispiel des Missionärs, von jeder Mahlzeit ein Stück Fleisch zurück zu legen. Denn da ein Dohje gewöhnlich auf einmal verzehrt

wird und der Häuptling des Stammes nicht allein essen darf, so kommt er häufig in die Lage, gewaltigen Hunger zu leiden, bevor er die nothwendige Nahrung für Alle herbeischaffen kann.

Da es das erste Mal war, daß Sekeletu diese Gegend besuchte, so gab dies den Einwohnern zu vielen Festlichkeiten Anlaß. In jeder Ortschaft empfing der Häuptling so viel Ochsen, Milch und Bier, daß seine Begleiter gar nicht Alles verzehren konnten, obgleich sie in dieser Beziehung eine wunderbare Fähigkeit besaßen. Dann wurden Tänze und Gefänge aufgeführt, und zwar die erstern in folgender Weise: die Männer stellen sich, fast nackt, einen Stock oder eine kleine Streitart in der Hand, in einen Kreis, und jeder heult nun aus Leibeskräften, während die ganze Gesellschaft gleichzeitig ein Bein emporhebt, zweimal damit auf dem Boden stampft, hierauf das andre hebt und einmal stampft. Dies ist die ganze gemeinschaftliche Bewegung. Kopf und Arme werfen sie nach allen Richtungen hin; ohne Aufhören wird das Geheul mit möglichster Lebendigkeit fortgesetzt; eine Staubwolke umgiebt die Tänzer, deren Füße, in einem fort die Erde stampfend, einen tiefen Eindruck im Boden zurücklassen. Diese Tanzübung würde in einem Narrenhause ganz an der Stelle sein; hier aber nahmen, nebst der Sugend, auch grau-



köpfige Alte daran Theil und badeten sich in Strömen von Schweiß. Motibe fragte den Missionair, was er von diesem Tanze der Makololo halte? Es ist eine schwere und wenig einträgliche Arbeit, gab ihm Livingstone zur Antwort. Gewiß, fuhr jener fort, aber es ist doch sehr hübsch und Sekeletu wird uns dafür, daß wir vor ihm getanz haben, einen Ochsen schenken.

Die Weiber stehen bei dem Tanz zur Seite und klatschen mit den Händen, zuweilen tritt wohl auch eine in den Kreis, macht einige Bewegungen und geht dann wieder zurück.

Sekeletu hatte nur auf die Ankunft des Missionairs gewartet, dann traten beide die Rückreise an, welche stromabwärts mit außerordentlicher Schnelligkeit vor sich ging. In einem Tage kam man von Litose bis Gonye, und von da ging es über Seschele nach Linyanti. Dieses neunwöchentliche beständige Zusammenleben mit den Eingebornen hatte Livingstone außerordentlich ermüdet, so daß er zunächst der Ruhe bedurfte, um sich für seine große Reise nach der Westküste zu stärken.

## Bierzehntes Kapitel.

Vorbereitungen zur Reise. — Ein Picho. — Begleiter des Missionairs auf der Reise nach dem Westen. — Fahrt auf dem Chobe und Tiambye. — Ceremonien beim Neumonde. — Thierleben.

Die Makololo waren mit dem Vorschlage des Missionairs, mit der Westküste Handelsverbindungen zu eröffnen, ganz einverstanden, doch beschloß man — es war im September — die Reise noch so lange aufzuschieben, bis der Regen die Hitze gemäßiget haben würde. San Felipe de Benguela ist nicht so weit von Linyanti entfernt, als Loanda, und Livingstone hätte sich leicht mit den Mambari verständigen können, um sie bis Bihe zu begleiten, das auf dem Wege nach Benguela liegt; allein es hatte so viel Bedenklichkeiten, durch die von Clavenhändlern besuchten Gegenden zu reisen, daß er einen entgegengesetzten Weg vorzog.

Er schickte also einige Leute nach Westen aus, um zu erforschen, ob sich in dieser Richtung ein von der Tsetse noch nicht heimgesuchter Ausgang darbierte. Doch diese Hoffnung war umsonst; denn Linyanti und seine Umgebung ist ganz und gar von Wäldern umgeben, in denen sich, mit Ausnahme weniger Punkte, dieses giftige Insekt aufhält. Das Barotsethal ist allerdings frei von ihm, doch dieser Weg war wieder in Folge des Sklavenhandels so unsicher, daß man nur wohlbewaffnet ihn einschlagen konnte. Anderntheils erfuhr Livingstone von den Mambari, daß in Loanda eine Menge Engländer lebten, und dies wog alle Mühseligkeiten einer längern Reise auf.

Es wurde nun ein „Nicho“ berufen, um die Reise zu berathen. Ein alter Seher rief dabei mit unheildrohender Stimme: „Wo will er euch hinführen? dieser weiße Mann schleppt euch in's Verderben, und eure Kleider haben schon einen Blutgeruch!“ Er gehörte zu den Unglückspropheten, die von Allem nur das Schrecklichste erwarten. Doch Sekeletu ergöhte sich nur an dem Jammer seiner Weissagungen, und da die Mehrzahl der Versammlung dem Unternehmen günstig war, so wurden siebenundzwanzig Männer ausgewählt, um Livingstone nach dem Westen zu begleiten. Es waren keine gemiethteten Leute; ihre Aufgabe war, den Reisenden in der Ausführung eines Planes zu unterstützen,

dessen guter Erfolg von großer Wichtigkeit für den Stamm selbst war, welcher das lebhafteste Verlangen hatte, mit den Weißen in Handelsverkehr zu treten.]

Der Preis, welchen die Händler, die aus der Cap-Colonie kamen, den Makololo bisher für ihre Waaren gegeben hatten, war des kostspieligen und weiten Transports wegen so niedrig, daß es kaum lohnte, die Landesprodukte zu sammeln; die Mambari aber forderten für ihre Kester von Serge oder Kattun so viel Elfenbein, daß jede Elle Zeug in Wahrheit mit Gold aufgewogen wurde. Eine unmittelbare Handelsverbindung mit der Westküste mußte daher als ein unberechenbarer Vortheil gelten.

Livingstone schickte seine bisherigen drei Begleiter, die er aus Kuruman mitgebracht hatte, und die durch beständige Fieberanfalle zu jeder Dienstleistung untauglich waren, mit Fleming wieder zurück. Er war also von jetzt an auf seine siebenundzwanzig „Zambesianer“ beschränkt; so nannte er sie nämlich, weil nur zwei von ihnen Makololo waren, die übrigen aber Barotse, Batoka, Baschubia und zwei Ambonda.

Das Fieber hatte den Missionair selbst sehr geschwächt; er wurde schon vom Schwindel ergriffen, sobald er nur die Augen zum Himmel richtete; Alles schien dann mit einmal nach der linken Seite zu schießen, und er stürzte zu

Boden. Eben so litt er an heftigen Gallenergießungen. Die Makololo fragten ihn, ob seine Landsleute, falls er den Tod fände, es ihnen nicht zum Vorwurf machen würden, daß er mit ihrer Zustimmung in eine ungesunde, unbekante und feindliche Gegend gezogen sei. Um sie darüber zu beruhigen, ließ ihnen Livingstone sein Tagebuch zurück, welches Zeugniß von ihren Gesinnungen gegen ihn ablegte, und bat, für den Fall, daß er nicht nach Linyanti zurückkehre, dasselbe an seinen Schwiegervater Moffat zu schicken. Da nun Livingstone länger in Loanda blieb, als man erwartete, so übergab Sekeletu jenes Tagebuch einem Händler, der nach dem Cap ging. Es ist aber weder in Moffat's noch in Livingstone's Hände gekommen, was um so mehr zu bedauern ist, als darin eine Menge schätzbarer Bemerkungen über die Gewohnheiten der wilden Thiere aufgezeichnet waren. Sodann schrieb Livingstone an seinen Bruder und empfahl ihm seine Tochter. Ein Testament brauchte er nicht zu machen, dafür hatten die Boers Sorge getragen, die sein ganzes Eigenthum in Kolobeng zerstörten und plünderten. Seine Wagen so wie noch einige andere Gegenstände vertraute er der Obhut der Makololo.

Seine Begleiter hatten zusammen drei Flinten, er selbst eine Büchse und eine Doppelflinte, so daß bei dem großen Wildreichthum an den Ufern des Liba wohl zu er-

warten stand, es werde leicht sein, sich mit Fleisch zu versorgen. Um seine Leute nicht durch das Tragen von schweren Lasten zu entmuthigen, nahm er gerade nur so viel Gepäck mit sich, als durchaus nothwendig schien: ein wenig Schiffszwieback, einige Pfund Zucker und Thee und zwanzig Pfund Kaffee, der, ohne Milch und Zucker, nach den Beschwerden eines langen Marsches in der Sonnenhitze ein ganz vortrefflicher Trank ist. Dazu kam noch ein kleiner Zinnkasten mit Hemden, Beinkleidern und Schuhen, deren sich Livingstone in Loanda bedienen wollte, ein Sack mit Wäsche und Kleidungsstücken zum Wechseln auf der Reise, ein zweites Zinnkästchen mit Arzneimitteln, ein drittes mit der Bibliothek, die aus einem nautischen Almanach, Thomson's Logarithmentafeln und einer Bibel bestand, und ein viertes mit einer Zauberlaterne. Der Sextant, der künstliche Horizont, das Thermometer, das Fernrohr und die Kompassse wurden besonders getragen. Der Schießbedarf wurde in kleinen Päckchen sämmtlichen Trägern zugetheilt, damit, wenn Einer verunglücke, doch nicht Alles auf einmal verloren sei. Für den Nothfall besaß Livingstone noch zwanzig Pfund Glasperlen, im Werth von etwa vierzig Schillingen, die sich als Tauschwaare benutzen ließen. Endlich führte er noch ein kleines sogenanntes Zigeunerzelt mit sich, um darin schlafen zu können, einen Schaffell-

mantel, der als Decke, und eine Pferdehaut, die als Bett diente.

Am 11. November 1853 verließ Livingstone Linyanti. Sekelatu und die angesehensten Makololo gaben ihm das Geleit, und er schiffte sich auf dem Chobe ein. Er mußte erst über fünf Flüsse setzen, bevor er den tiefen und breiten Hauptstrom erreichte. In diesem halten sich sehr viele Flußpferde auf. Die eigentliche Heerde ist nicht zu fürchten, sobald nicht etwa ein Kahn zwischen den Schlafenden hindurchrudert, denn dann ist es leicht möglich, daß sie, aufgeschreckt, das Fahrzeug zertrümmern. Während des Tages müssen die Schiffer den Ufern des Stromes folgen, bei Nacht aber sich auf der Mitte desselben halten. Es liegt im Allgemeinen in der Natur des Flußpferdes, den Menschen zu fliehen; nur gewisse alte Männchen, die von der Heerde verjagt worden sind, machen eine Ausnahme und sind äußerst gefährlich. Die Einsamkeit reizt ihre schlechte Laune und sie stürzen sich auf jedes Fahrzeug, das an ihnen vorbeifährt. Livingstone sah eines, das eben in Stücken zerschlagen worden war. Die Fahrleute entgehen dem wüthenden Thier dann am besten, wenn sie unter das Wasser tauchen und dort einige Sekunden verweilen; denn das Flußpferd hat die Gewohnheit, wenn es mit seinen Hinterfüßen den Kahn zertrümmert hat, einen Blick über

die Oberfläche des Wassers zu werfen und wenn es Niemanden gewahr wird, sich schleunigt zu entfernen. Livingstone sah gräßliche Wunden an den Beinen einiger Leute, die nicht Zeit gehabt hatten, sich zu verbergen, denn, obgleich das Flußpferd ein Grasfresser ist, so dienen ihm seine furchtbaren Zähne doch ebenso als Angriffswaffe. Eins jener einsiedlerischen Flußpferde, das an der Vereinigung der Chobearme hauste, verließ sein Versteck und verfolgte einen der Reisefähne, so daß die Ruderer ihre Thätigkeit verdoppeln mußten.

Ein Theil des Chobe, welcher Zabesa oder Zabenza heißt, breitet sich wie ein See aus und ist auf allen Seiten von hohem und dichtem Schilf umgeben. Ein wenig weiter, wenn er wieder in sein Bett zurückgekehrt ist, hat er noch immer eine Breite von hundert bis hundertzwanzig Schritt und ist so tief, daß man ihn auch beim niedrigsten Wasserstande nicht durchwaten kann. An manchen Stellen, wo das Ufer von Rohr frei ist, haben die Makololo Dörfer gebaut, von denen aus sie die Bewegungen ihrer Feinde, der Matebele, beobachten können. Der Reisezug hielt bei allen diesen Ortschaften an, und überall war schon der Befehl eingetroffen, man solle den Mafe, d. i. den Doctor, nicht Hunger leiden lassen.

Die Ufer des Chobe sind, wie die des Zouga, von



einem weichen Kalktuff gebildet, in den das Wasser sich ein Bett mit senkrechten Wänden gegraben hat. Da wo das Ufer hoch ist, wird es von prächtigen Wäldern bedeckt, in denen es von Antilopen, Wildschweinen, Büffeln, Zebra's und Elephanten wimmelt; nur daß sich leider auch die Tsetsefliege beigefellt. Unter den Bäumen finden sich mehrere Arten des indischen Feigenbaumes, lichtgrüne Akazien, die glänzende Mofsintjela und der immergrüne Mofsuri, der den Wuchs einer Cypresse hat. Aus den schönen blaßrothen Pflaumen des Mofsuri bereiten die Eingebornen ein etwas säuerliches wohlgeschmeckendes Getränk. Das Holz des Mofsintjela, der eine große Höhe erreicht, wird zum Bau von Rähnen benutzt; seine Früchte sind gut und nahrhaft, doch, wie bei den meisten wilden Früchten des Landes, ist der fleischige Theil hart wie Stein und bedarf erst der Zubereitung.

Das Flußbett beschreibt so viele Windungen, daß man alle zehn bis zwölf Meilen nach einer andern Himmelsrichtung fuhr. Aus diesem Grunde würde der Chobe, obgleich er nirgends unter dreizehn bis fünfzehn Fuß tief ist, doch für die Dampfschiffahrt nicht zu benutzen sein. Sollte das Land aber, welches er durchströmt, je civilisirt werden, dann wird er als Canal der Bevölkerung große Dienste leisten.

Obgleich man in der Stunde fünf Meilen zurücklegte, mußte man dennoch zweiundvierzig und eine halbe Stunde rudern, eh' man von Einyanti bis zur Mündung des Chobe kam, wo ein Damm von Amygdaloid den Einyanti quer durchschneidet. An dieser Mündung liegt auch eine große aus Zeolith gebildete Insel, die den Namen Mparia führt. Der eigentliche Vereinigungspunkt des Chobe und des Liambye dürfte sehr schwer zu bestimmen sein, da beide sich sofort in mehrere Arme theilen. Wenn sich die ganze Wassermasse wieder vereinigt hat, so gewährt sie für Jemanden, der Jahre lang in den dürren Ebenen des Südens gelebt hat, einen wundervollen Anblick. Der Strom ist so breit, daß selbst das scharfe Auge eines Eingebornen die Inseln, welche im Strom liegen, von dem jenseitigen Ufer nicht zu unterscheiden vermag.

Nachdem man die Nacht in einem Dorfe der Makololo auf der Insel Mparia zugebracht hatte, verließ man den Chobe, um jetzt den Liambye stromaufwärts zu fahren, und am 19. November erreichte man Geseheke. Diese Stadt, die auf dem linken Flußufer liegt, enthält eine zahlreiche Bevölkerung, aus Makalala verschiedener Stämme bestehend. Sie werden von Häuptlingen ihres eignen Stammes regiert, die aber nichtsdestoweniger unter der Oberhoheit einer kleinen Zahl von Makololo stehen, die

wieder von Moriantjane, einen Schwager Sebituane's, befehligt werden.

Die Härte dieser allerdings despotischen Organisation wird durch den herrschenden Gebrauch sehr gemildert. Ein Makalaka hatte einen Ochsen getödtet, der einem angesehenen Mann gehörte, um ein Stück von dem Fleische zu haben, das zur Vertheilung kommen sollte. Er hatte den Speer aus dem Leibe des Thieres nicht wieder herausziehen können und war also der That überführt. Man band ihm Hände und Füße und setzte ihn so der Sonnenhitze aus, um ihn zu zwingen, die auferlegte Strafe zu zahlen. Aber er läugnete beharrlich und seine Mutter, die an seine Unschuld glaubte, löste, indem sie mit ihrer Hacke Jeden bedrohte, der ihr zunahe kommen würde, die Bande ihres Sohnes und führte ihn mit sich fort. Diese ganz offene Herausforderung der Behörde wurde von Moriantjane nicht bestraft, sondern er berichtete nur an Sekeletu darüber, um die Entschädigung für den Eigenthümer des Ochsen festzustellen.

Das Verfahren, eine auferlegte Straffsumme durch die Arbeit des Verbrechers bezahlen zu lassen, ward erst bei folgender Gelegenheit eingeführt. Ein Kaufmann, der nach Gescheke kam, um Tauschgeschäfte zu machen, war seiner ganzen Habe durch einen Makalaka beraubt worden. Man

hatte den Dieb erwischt, und er hatte gestanden, behauptete aber, Alles an Jemand gegeben zu haben, der nicht mehr im Lande sei. Die Makalolo waren außer sich bei dem Gedanken, daß dies an einem fremden Kaufmann begangene Verbrechen nothwendig ihrem Rufe schaden müsse. Sie pflegten sonst bei Verbrechen, die ein öffentliches Mergerniß geben, den Schuldigen im Flusse zu ertränken, allein der Tod des Diebes würde den Kaufmann für die gestohlenen Waaren nicht entschädigt haben, und so wußten die Makololo durchaus nicht, was sie thun sollten. Sie fragten also Livingstone um Rath, und dieser entschied dahin, der Schuldige solle den Betrag des Gestohlenen durch Garten- oder Feldarbeit ersetzen. Dieses Straffsystem wandten die Makololo auch in der Folge an.

Es giebt keinen Ruhetag hier zu Lande als den Tag nach dem Neumond. Die Negerstämme haben dabei eine eigenthümliche Sitte, die man bei den Betschuanen nicht findet. Sie harren sehnsüchtig auf den ersten Schimmer des aufgehenden Mondes und begrüßen ihn mit einem langen: Kua! dem sie laute Wünsche und Gebete folgen lassen. So riefen die Begleiter Livingstone's: Möge unsere Reise mit dem weißen Manne glücklich sein! Mögen unsere Feinde verderben und die Kinder des Doctors reich werden!

Möge der Nake auf seinem Wege überall Fleisch in Ueberfluß finden!

Unter dem Schatten eines großen Kameeldorns, der sich über die Kotka am Ufer ausbreitete, hielt Livingstone öfter religiöse Vorträge für die Bewohner von Seschefe. Er hatte manchmal fünf bis sechshundert Zuhörer, Männer, Frauen und Kinder. Sie waren im Allgemeinen sehr aufmerksam, und als Moriantjane einmal bemerkte, daß ein paar junge Leute, statt Achtung zu geben, sich mit einem Fellmantel beschäftigten, so warf er ihnen seinen Stock an den Kopf, um dem Missionair einen Beweis zu geben, welchen Antheil er selbst an seinen Worten nehme. Manchmal richteten die Zuhörer an Livingstone die tiefsinnigsten Fragen und ein andermal brachten sie die albernsten Dinge vor, nachdem soeben von den ernstesten Gegenständen die Rede gewesen.

Seit Moremi, einem Dorf am Ufer des Chobe, hatte Livingstone fast immer am Fieber gelitten, so daß er sich noch eine lange Zeit hüten mußte. Doch kaum war er ein wenig von dem letzten sehr heftigen Anfall wieder hergestellt, so dachte er auch an seine Abreise und schickte einige von seinen Leuten voraus, um in den Dörfern, zu denen man kommen würde, Lebensmittel zu besorgen. Er nahm auch vier Elefantenzähne mit, um den Preis, den

sie an der Küste haben, mit dem der Händler aus dem Süden vergleichen zu können. Außerdem versah ihn Moriantzane reichlich mit Honig, Milch und Mehl, und nun schiffte man sich von neuem ein. Die Regenzeit hatte begonnen, doch der Wasserstand des Lianbye war noch nicht gestiegen; aber auch so hatte der Strom an seiner schmalsten Stelle eine Breite von neunhundert Fuß.

Man legte bei jedem Dorf am Ufer an, um die schon in Bereitschaft gehaltenen Lebensmittel einzunehmen, wodurch die Reise freilich sehr verzögert wurde. Die Banyeti brachten eine ungeheure Menge von Mofibe herbei, eine Art hellrother Bohne, die auf einem hohen Baume wächst. Nur die fleischige Fruchtkapsel, so dünn wie eine Oblate, ist genießbar, und auch nur mit einem Zusatz von Honig.

Man brachte ferner zahlreiche Früchte einer Varietät der *nux vomica*, von der das Stryhnin gewonnen wird. Das saftige Fleisch ist von einer sehr angenehmen Säuerlichkeit. Die Frucht ist gelb und gleicht einer großen Orange, aber die Rinde ist hart und enthält, gleichwie die Kerne selbst, ein tödliches Gift. Wenn man die Kerne unversehens verschluckt, so empfindet man zwar heftige Schmerzen, aber stirbt nicht. Die Eingebornen trocknen das Fleisch am Feuer, um die Kerne leichter daraus entfernen zu können.

Weit besser ist die Mabola, die um ihren Kern so viel Fleisch ansetzt, wie eine Dattel, und auch wie diese getrocknet in Säcken aufbewahrt wird. Sie hat einen süßen, erdbeerartigen, doch etwas faden Geschmack. Allein die köstlichste von allen Früchten dieser Gegend ist ohne Widerspruch die Mamoscho, d. h. Mutter des Morgens. Sie hat die Größe einer Wallnuß, und der Kern ist nicht stärker als der einer Dattel. Das Fleisch ist saftig und wie das der Achanuß von einem sehr angenehmen säuerlichen Geschmack.

Früchte, wie die, welche hier auf Bäumen wachsen, findet man in den Ebenen der Kalahari an grasartigen Pflanzen; eine Menge Sträucher des Südens nehmen, je weiter man nach Norden kommt, immer größere Verhältnisse an und werden unter einem gewissen Breitengrade zu mächtigen Bäumen. Gleichwohl ist es zweifelhaft, ob die Bäume, welche die Mawa, die Mamoscho und die Mabola tragen, nur die weitere Entwicklung jener Sträucher sind, an denen die gleiche Frucht wächst. Livingstone fand wenigstens beide, Baum und Strauch, unter der nämlichen Breite. Dazu kommt noch, daß die Blätter verschieden sind und die Früchte zu verschiedenen Zeiten reif werden.

Die Flußufer wurden mit jedem Tage schöner, und

das zarte Grün des Laubes bildete einen reizenden Contrast zu der düstern Erscheinung eines Mottfouri oder Moyela, die mit rosa Beeren von der Größe einer Kirsche ganz beladen waren.

Da die Stromschnellen jetzt weit weniger Wasser hatten als zu andern Jahreszeiten, so war es keine leichte Aufgabe mit den Rähnen hinüberzukommen. Allein die Rahnführer blieben allezeit guter Laune. Sie sprangen ohne Zögern in's Wasser, um zu verhindern, daß die kleinen Fahrzeuge nicht von der Brandung fortgerissen oder an den Steinwänden zertrümmert würden, und ließen sie mit unglaublicher Gewandtheit zwischen den Felsen, die aus dem Wasser hervorragten, hindurchgleiten. Man würde es mitten im Strom leichter gehabt haben, doch der Flußpferde wegen durfte man sich dorthin nicht wagen, sondern mußte am Ufer bleiben.

Die Stromschnellen werden durch Felsen von Sandstein oder dunkelbraunem Trapp gebildet, welche sich quer durch den Fluß ziehen. An einigen Stellen bilden sie meilenweit den Grund und tragen waldbedeckte Inseln. Eine kleine harte Wasserpflanze, die auf diesen Felsen wächst, wird da, wo sie der Luft ausgesetzt ist, ganz spröde und knirscht unter den Füßen, als ob sie eine Menge steiniger Theile enthielte.



Als man das Ufer entlang unter den Bäumen fuhr, die ihre Zweige bis über das Wasser breiten, sah Livingstone häufig Turteltauben, die, wenig Fuß über dem tosenden Strom, ruhig auf den Eiern ihres Nestes saßen. Ein Ibis (Hagidasch, *Tantalus capensis*) hatte seinen Aufenthalt auf einem Baumstumpf genommen. Wer je die Ströme Afrika's nördlich vom 20. Grad südl. Breite beschifft hat, wird nie das rauhe und durchdringende Wa—wa—wa dieses Vogels vergessen, noch das laute Geschrei des Fischhabichts. Tritt man an's Ufer, so wird man von dem *Charadrius caruncula*, einer Art Regenpfeifer, verfolgt, der unaufhörlich dem Wanderer um den Kopf fliegt und, weil er sich einbildet, für das öffentliche Wohl sorgen zu müssen, mit Eifer seine Stimme erhebt, um alle Thiere, die sie vernehmen können, zu warnen, daß sie dem nahenden Feind entfliehen. Der Lärmruf eines andern Vogels der nämlichen Familie (*Pluvianus armatus*) lautet: Tink, tink tink! und klingt so metallartig, daß die Eingebornen den Vogel *Setula tsipi* genannt haben, das heißt: Eisenhämmerer. Er hat auf der Schulter einen scharfen doch kaum einen halben Zoll langen Sporn, der dem des Hahnes gleicht. Kühn im Besitz dieser Waffe verfolgt er wüthend den weißhalsigen Raben, der seiner Größe ungeachtet schreiend vor ihm entflieht. Es ist derselbe Vogel, der

am Nile Siffak heißt und so befreundet mit dem Krokodil ist; auch hier sah ihn Livingstone häufig mit einem Alligator auf der nämlichen Sandbank.

Auf den großen Bäumen, welche die Ufer des Liambye überall da bedecken, wo das Strombett vom Felsen gebildet wird, bemerkte Livingstone noch manche neue Vögel, zum Theil Sängler, deren sanfte Musik zu dem mißtönigen Geschrei des kleinen grünen Papageis mit gelbem Nacken einen sehr angenehmen Gegensatz bildete. Es zeigten sich auch eine große Anzahl kohlschwarzer Webervögel, mit einem gelbbraunen Streifen am Nacken, und ein hübsches schwarzblaues Vögeln, dessen Schwanz und Flügel chokoladenfarbig sind und das am Schwanz zwei Federn hat, welche sechs Zoll länger sind als die andern. Kleine weiße und schwarze Vögel, von ungemeiner Lebendigkeit, sah man immer sechs bis acht zusammen.

Frankolin- und Perlhühner sind an beiden Ufern sehr häufig, und auf jedem abgestorbenen Baume, auf jedem Felsstück erblickt man den Schlangenhalsvogel (Plotus), der sich den größten Theil des Tages, oft aufrecht stehend und mit ausgebreiteten Flügeln, von der Sonne durchwärmen läßt und nur von Zeit zu Zeit unter das Wasser taucht, um einen Fisch zu holen. Die Hauptmahlzeit ist jedoch in der Nacht, und nach Sonnenuntergang verlassen diese

Vögel ihren Ruheplatz und begeben sich in zahlreichen Trupps nach den Orten, wo sie fischen. Der Schlangenhalsvogel ist ungemein schwer zu fangen. Mit großer Schnelligkeit taucht er unter und verschwindet, um dann an einer Stelle, wo man ihn gar nicht erwartet, wieder zum Vorschein zu kommen. Sein langer Rumpf ist so biegsam, daß er ihn gleichzeitig als Ruder beim Schwimmen gebrauchen kann, sowie als Hebel, um sich so weit über das Wasser zu heben, daß seine Flügel sich entfalten können.

Auch ein schöner Fischhabicht mit weißem Kopf und Hals und braunröthlichem Leibe kommt häufig vor. Unter dem Baum, auf welchem er sitzt, sieht man gewöhnlich einen Theil seiner Opfer liegen. Er tödtet aber deren weit mehr, als er verzehren kann und begnügt sich damit, höchstens den Rücken seiner Beute zu verspeisen. Das Uebrige bleibt für die Barotse, die es nicht unter ihrer Würde halten, das für sich zu nehmen, was der Vogel verschmäht hat. Er ist indeß nicht immer so großmüthig; denn nicht selten jagt er dem einfältigen Pelikan in listiger Weise die Beute ab. Ueber dem Strome schwebend folgt er aufmerksam seinen Bewegungen so lange, bis er sieht, daß dieser dumme Vogel einen schönen Fisch im Beutel hat. Nun läßt er langsam aber flügelschlagend sich herab. Bei dem Geräusch blickt der Pelikan auf und stößt in Todesangst einen furcht-

baren Schrei aus, diesen Augenblick benutzte der Schlaue, um in den Beutel zu langen und mit dem Fische davonzufliegen. Der Pelikan verfolgt jedoch den Räuber nicht, sondern fischt weiter.

Ein achtzehn Zoll langer Raubfisch, welcher gleichfalls hier vorkommt, hellgelb und braun gefleckt, hat eine drohende Reihe spitziger Zähne, die auf der Außenseite der Lippen stehen und deren er sich so wirksam zu bedienen weiß, daß auch die Fischer Furcht davor haben. Livingstone fand einen todten Raubfisch dieser Art, der einen andern allzu großen Fisch hatte verschlingen wollen und daran erstickt war.

Ein kleiner Fisch, den man Moscheba nennt, von der Größe einer Ellrixe, kam oft an die Oberfläche und strich über eine Strecke von mehreren Ellen hin, um den Rähnen aus dem Wege zu gehn. Er bedient sich seiner Brustflossen ähnlich wie der fliegende Fisch, aber er fliegt nicht, sondern hüpfet und springt nur in Absätzen.

Zahlreiche Iguanas, Mpulu genannt, sonnten sich auf den Zweigen, die über den Strom hinabhingen, und sprangen bei dem Herannahen der Rähne sogleich in's Wasser. Ihr zartes und gallertartiges Fleisch gilt bei den Eingebornen für einen Leckerbissen, und in dem Schiffelein Livingstone's stand der erste Nuderer mit dem Wurfspeer in der Hand,

um diejenigen Iguanas anzuspießen, die sich etwa mit dem Untertauchen verspäteten. Auch Alligatoren stürzten sich, wenn die Rähne plötzlich bei einer Biegung des Flusses sichtbar wurden, mit schwerem Fall in's Wasser.

Die Stromschnellen zwischen Katima molelo und Nameta sind fünfzehn bis zwanzig Meilen weit von einander entfernt. Das tiefe, stille Wasser, welches dazwischen liegt, ist ein Lieblingsaufenthalt der Flußpferde. Ueberall sieht man am Ufer die tief eingetretene Fußspur, die sie zurücklassen, wenn sie des Nachts an's Land gehn, um zu grasen. Ihr Geruch leitet sie nach dem Strome zurück. Doch wenn es lange geregnet hat, so verlieren sie die Witterung und werden, indem sie verwirrt umherirren, leicht eine Beute der Jäger.

Eine Heerde von Flußpferden läßt sich sehr schwer zählen, da sie sich meist unter dem Wasser aufhalten; doch kann man aus den Köpfen, die von Zeit zu Zeit auftauchen, um Luft zu schöpfen, wohl schließen, daß die Heerden sehr zahlreich sind. Sie suchen die ruhigen Stellen des Wassers auf, um nicht gegen den Strom kämpfen zu müssen, der sie fortreißen würde, und um ruhig schlafen zu können. Auch den ganzen Tag bringen sie in einem schlafähnlichen Zustande zu, und sehen nichts, was um sie her vorgeht, obgleich ihre Augenlieder offen stehen.

Die Männchen stoßen öfter ein schnaubendes Grunzen aus, das man auf eine halbe Stunde weit hört.

Die Jungen stellen sich, so lange sie noch klein sind, auf den Rücken der Mutter, die dann häufiger auftaucht, weil sie weiß, daß ihr Kalb öfter als sie das Bedürfnis zu athmen fühlt. Das Flußpferd ist ein Thier von geringer Intelligenz, gleichwohl bringt ihm die Furcht vor der Gefahr eine gewisse Ueberlegung bei. Im Zambesi athmet es mit voller Brust, indem es den Kopf ganz aus dem Wasser emporhält. In den Flüssen von Londa dagegen, wo es häufig von Jägern verfolgt wird, verbirgt es sich ganz in die Wasserpflanzen und athmet so leise, daß man von seinem Dasein gar nichts wissen würde, wenn nicht am Ufer die Spuren seiner Fußtritte davon Kunde gäben.

## Fünfundzwanziges Kapitel.

Die Fälle von Gonye. — Tagesbeschäftigung. — Raubzüge der Makololo. — Sekobinyane. — Bienensresser und andere Vögel. — Libonta. — Reichthum der Thierwelt. — Alligatoren. — Aberglaube der Bamangwato und Bakwena. — Flintenmedicin.

Am 30. November 1853 befand sich Livingstone abermals bei den Wasserfällen von Gonye. Es war hier kein Regen gefallen und die Hitze furchtbar. Blumen und Blätter wurden gegen Mittag ganz welk. Die Vegetation war im Verschmachten, ein Tropfen Wasser würde ihr neues Leben gegeben haben. In dieser erstickenden Atmosphäre erreichten die Beschwerden der Reise ihren höchsten Grad. Die starken Ausdünstungen des Körpers erzeugten auch unaufhörlichen Durst.

Mit Tagesanbruch, das heißt, ein wenig vor fünf Uhr, stand Livingstone auf; während er sich ankleidete,

wurde der Kaffee bereitet, und nach dem Frühstück bestieg man die Boote. Die nun folgenden beiden Stunden waren die angenehmsten des ganzen Tages. Es ging ungemein rasch vorwärts, denn die Barotse sind sehr geübte Ruderer; Brust und Schultern sind bei ihnen breit und im Vergleich zu den unteren Gliedmaßen stark entwickelt. Um elf wurde gelandet und zu Mittag gegessen, entweder ein wenig Fleisch, das man vom vorigen Abend übrig hatte, oder Zwieback mit Honig, und dazu wurde Flußwasser getrunken. Nachdem man eine Stunde geruht hatte, ward der Kahn wieder bestiegen, und Livingstone kauerte sich unter seinen Sonnenschirm. Die Hitze war drückend, und er war noch von seinem letzten Fieberanfall so schwach, daß er nicht einmal auf die Jagd gehn konnte. Die Ruderer, welche der Sonne preisgegeben waren, troffen von Schweiß; allmählig ließen ihre Anstrengungen ein wenig nach, als ob sie auf ein zurückgebliebenes Fahrzeug warteten. Zuweilen wurde schon zwei Stunden vor Sonnenuntergang Halt gemacht, und erschöpft wie alle waren, wählten sie den ersten besten Platz zum Nachtlager. Die Abendmahlzeit bestand aus Kaffee, Zwieback oder einem Stück groben Mais- oder Durra-Brodtes, falls man nicht so glücklich war, etwas zu schießen, um einen Topf voll Fleisch zu kochen. Man schneidet das Fleisch in lange Streifen, gießt so viel Wasser



darüber, bis sie ganz bedeckt sind, und läßt dasselbe so lange kochen, bis es vollständig verdampft ist.

An den Wasserfällen von Gonye mußten die Eingebornen, wie schon früher, die Rähne eine Strecke weit tragen. Es sind Menschen von fröhlicher Gemüthsart, die sich am Unbedeutendsten erfreuen, und die ein kleiner Scherz schon zum Lachen bringt. Hier wie überall wollten Alle die Zauberlaterne sehen, und Livingstone benutzte dies als ein gutes Unterrichtsmittel. Unterhalb der Fälle wird der Strom mehrere Meilen weit in ein schmales nur etwa dreihundert Schritt breites Bett zusammengedrängt, und selbst der geübteste Schwimmer kann sich auf diesen Wassermassen, die sich schäumend überstürzen, nicht oben erhalten. Bei Hochwasser steigt die Fluth um fünfzig bis sechzig Fuß.

Als Livingstone in Nameta ankam, hörte er, daß ein gewisser Lerimo mit einem Haufen Makololo einen Raubzug nach Norden hin und am Liba unternommen habe, also nach der Gegend hin, welcher Livingstone selbst soeben zuwanderte. Die Sache war um so ernster, als Mpololo, ein Oheim Sekeletu's und der vornehmste Mann im Barotsethal, das Unternehmen durchaus gebilligt hatte. Die Veranlassung war folgende: Masiko, ein Sohn des Santuru, war nach dem Siege Sebituane's den Liambye aufwärts geflohen und hatte sich an den Ufern desselben nie-

dergelassen. Unlängst aber hatte er Abgesandte in die Nachbarschaft von Naliele geschickt, um die noch zurückgebliebenen Barotse zu bewegen, ihm nachzukommen. In Folge dessen hatten Verimo und seine Leute einige Unterthanen des Masiko gefangen genommen und mehrere Dörfer der Balonda, die Livingstone gerade besuchen wollte, zerstört. Diese Feindseligkeiten waren indeß der Politik Sekeletu's, der sehnlich wünschte mit den benachbarten Stämmen in Frieden zu leben, ganz entgegen. Pitsane, der Anführer des Livingstone'schen Gefolges, hatte sogar von Sekeletu den Auftrag an Mpololo bekommen, derselbe möge die Reisenden mit Glasperlen und großen Töpfen voll Butter als Geschenken für die Häuptlinge versehen, die man so eben angegriffen hatte.

In Litose vernahm Livingstone, daß ein neuer Zug gegen die Balonda im Werke sei; er gab aber sogleich Befehl, daß die Schaar, die sich schon gesammelt hatte, unverzüglich auseinandergehe. Mit Mpololo selbst traf er in der Stadt Ma-Sekeletu zusammen; er sagte ihm, was er über das bisherige Verfahren denke und machte ihn dafür verantwortlich, wenn etwa in Folge jener unglückseligen Razzia dem Reisezuge etwas Schlimmes widerfahre. Die Mutter Sekeletu's trat vollkommen auf Livingstone's Seite und schlug ihm vor, die Gefangenen, welche Verimo gemacht

hatte, wieder zurückzuführen, um den Beweis zu geben, daß dieser letzte Kriegszug nur das Werk eines untergeordneten Mannes gewesen sei und von allen hochstehenden Makololo gemißbilligt werde. Livingstone hatte Gelegenheit mehr als einmal das richtige Urtheil dieser Frau zu bewundern und freute sich sehr, daß auch Mpololo zu Allem bereit war. Er bat Livingstone, die Angelegenheit mit den Unterhäuptlingen zu Naliele zu berathen, und gleich nach der Ankunft daselbst wurde auch zu diesem Zweck ein Picho zusammenberufen. Perimo wohnte der Versammlung bei und wurde sehr beschämt, als ihm Mohorisi, einer von Livingstone's Begleitern, den Vorwurf der Feigheit machte, weil er Leute angegriffen, die sich nicht vertheidigten, während ein Löwe, dessen Raubthaten Naliele in Schrecken setzten, schon acht Menschen getödtet habe, ohne daß es Perimo gewagt, sich mit ihm zu messen. Das gilt übrigens für alle Makololo: sie sind sehr tapfer gegen Menschen, aber feig gegen wilde Thiere. Mpololo erkannte öffentlich das Unrecht an, das man begangen hatte, gab einem Kinde, das seine Frau sich zugeeignet, die Freiheit wieder, und in Folge dieses Beispiels wurden auch alle übrigen Gefangenen herausgegeben. Allerdings meinten manche Makololo, Masiko habe ihre Kinder (d. h. die der unterworfenen Barotse) durch die List seiner Sendlinge entführen wollen und so

sei es recht gewesen, daß Verimo ihm die seinigen mit Gewalt genommen habe. List ist in der That das beliebteste Hülfsmittel der Makalaka, wogegen die Makololo sogleich zu den Waffen greifen, um Beleidigungen zu rächen oder ihr Ziel zu erreichen. Noch Andre sagten, wenn Sefeletu den Frieden mit Masiko habe erhalten wollen, so hätte er sie früher davon in Kenntniß setzen sollen.

Livingstone und seine Begleiter wurden in allen Dörfern sehr freundlich und freigebig aufgenommen. Die Einwohner brachten ihnen Ochsen, Milch, Butter und Mehl, weit mehr, als die Kähne nur fassen konnten. Man bedient sich der Butter, um den Körper einzusalben, was für die Eingebornen ein fast nothwendiges Mittel ist, um die zu starke Ausdünstung zu verhindern, und, wie ein Kleid, die Haut ebenso gegen die Hitze der Sonne schützt, wie gegen die Kühle des Schattens.

Die Makololo verstehen es, ihre Geschenke mit Anstand darzureichen. „Da ist ein Bissen Brodt, den ich dich anzunehmen bitte!“ sagen sie freundlich, wenn sie einen Ochsen zum Geschenk bringen. Dagegen schrien die Betschuanen im Süden, sobald sie auch nur eine elende Ziege brachten: „Sieh da den Ochsen, den ich dir gebe!“ Die Frauen begrüßten Livingstone immer mit durchdringendem Geschrei und redeten ihn: „großer Herr!“ und „großer Löwe!“ an. Doch bei

allem Pomp ihrer Ausdrucksweise war doch die Herzlichkeit ihrer Gesinnung unverkennbar.

Die Regenzeit, welche in diesem Jahre weit später als gewöhnlich eintrat, hatte schon begonnen, als sich Livingstone noch in Maliele befand; aber, obgleich das Thal von der Trockenheit gelitten hatte, fehlte es den Bewohnern doch nicht an reichlicher Nahrung. Es war noch immer, des Regens ungeachtet, zum Ersticken heiß; in einer vor der Sonne möglichst geschützten Hütte stand das Thermometer immer noch auf 84 Grad F. und stieg bei dem Zutritt der äußeren warmen Luft sogleich auf 90 Grad. Livingstone litt wieder an einem Fieberanfall.

Das Boot des Sekeletu wurde zurückgeschickt und Mpololo ließ dem Reisenden ein anderes. Er gab ihm auch acht Ochsen zum Reiten und sieben zum Schlachten und entledigte sich überhaupt der von Sekeletu empfangenen Weisungen auf die freigebigste Art, ohne Rücksicht auf die Einbuße, die er selbst dadurch erlitt. Er spielte übrigens den großen Herrn und wurde immer von einem Schwarm Schmarotzer begleitet, die Spottgedichte auf Mpepe her sagten, vor dem Mpololo früher in Furcht lebte. Aber die nämlichen Barotse, die ihn heute schmäheten, schmeichelten ihm ebenso bei seinen Lebzeiten. Die Barotse sind in ihrer Ausdrucksweise plump und grob und überhäufen sich

öfter mit einer Fluth von Schimpfreden; aber das Ende ist, daß sie in ein lautes Gelächter ausbrechen.

Zu Naliele begegnete man einer Anzahl flüchtiger Barotse, die in ihr Land zurückkehrten. Es waren die Kinder, oder um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die Sklaven eines jungen Mannes, der mit Sekeletu von gleichem Stamm und Alter war. Er hatte ein sehr reizbares Temperament und mißhandelte nicht nur seine Sklaven so, daß ihm der größte Theil davonlief, sondern hatte auch, trotz Sekeletu's Verbot, einige „Kinder“ seines Dorfes an die Nambari verkauft. Die übrigen flüchteten sofort zu Masiko, der sie in freundlichster Weise aufnahm.

Als Livingstone mit Sekeletu das erstemal den Niambye aufwärts fuhr, waren sie jenem kleinen Despoten begegnet, der sich nach Linyanti begab. Er hütete sich aber wohl, dem Häuptling das Vorgefallene mitzutheilen, denn es gilt bei den Makololo für einen Schimpf, wenn ein Herr seine Diener so schlecht behandelt, daß sie ihm fortlaufen, und aus Furcht, daß Sekeletu, wenn er den Hergang erführe, ihn bestrafen könnte, entfloh er an die Ufer des Ngami-Sees. Er wurde aber, als Sekeletu ihn zurückforderte, dem Häuptling ausgeliefert, der seinerseits versprach, die Strafe nur in Worten bestehen zu lassen, und auch diese

wurden dem Schuldigen geschenkt, weil er aus Schrecken über seine Auslieferung in eine Krankheit verfiel.

Einige Wochen darauf kehrten die flüchtigen Barotse von Masiko nach ihrem Dorfe zurück, wo sie auf's beste empfangen wurden; die Aufführung ihres Herrn wurde ganz offen getadelt und Niemand dachte daran den Flüchtlingen einen Vorwurf zu machen, die ihrerseits sehr vergnügt schienen, ihr Vieh wiederzufinden und ihre gewohnte Lebensweise wieder aufzunehmen.

Dieser kleine Zwischenfall giebt uns ein Bild, wie die Sklaverei der schwarzen, den Makololo unterworfenen Stämme beschaffen ist.

Oberhalb Maliele begann die Fluth des Viambye, in Folge des Regens schon zu wachsen. Die Ufer sind niedrig, aber scharf abge schnitten und fast immer senkrecht, so daß der Fluß bei leichtem Wasser wie ein Kanal aussieht. In diese steilen Uferwände bauen die reizenden geselliglebenden Bienenfresser (*Merops apiaster* und *M. bullokoides*) ihre Nester und hunderte von Löchern, die etwa einen Fuß weit von einander eing bohrt sind, bilden die Eingänge ihrer Wohnungen. Als man vorüberfuhr, stürzten die Vögel aus dem Grund ihrer Schlupfwinkel hervor und schwirrten um die Köpfe der Schiffenden.

Ein gefleckter Königsfischer baut sich gleichfalls sein

Nest in die Uferlehne und schießt, gleich einem andern, blau und orange gefärbten, der aber noch kleiner und reizender ist, wie ein Pfeil in's Wasser, um sich der Beute zu bemächtigen. Eine dritte Art, schieferartig, von der Größe einer Taube, ist weit seltner als jene andern beiden.

Die Uferschwalbe verläßt diese Gegend zu keiner Jahreszeit, und überwintert selbst an den Ufern des Orangestusses, wo ziemlich starke Fröste vorkommen.

Am 17. December wurde Libonta erreicht, wo Livingstone mehrere Tage verweilen mußte, um die Butter und das Fett einzusammeln, die im Auftrage Sekeletu's den verschiedenen Häuptlingen der Balonda überbracht werden sollten. Wie immer vor dem Beginn der Regenzeit waren Fieber und Augenentzündungen an Tagesordnung.

Libonta ist die letzte Stadt der Makololo und, wie alle übrige Ortschaften im Barotsethale, auf einem terrassenförmigen Damme erbaut. Sie gehört zwei der vornehmsten Wittwen Sebituane's. Weiter hinaus trifft man noch auf einige von Hirten bewohnte Stationen, auf einige Weiler, an der äußersten Grenzlinie, und dann breitet sich bis nach Londa oder dem Lande der Balonda eine Strecke wüsten Landes aus.

Wenn man Abends an's Land ging, so schnitten einige von Livingstone's Begleitern Gras ab, um ihm ein Bett



davon zu machen, und ein Anderer schlug sein kleines Zelt auf, dessen Stangen am Tage dazu benutzt wurden, das Gepäck nach Art der Barotse zu tragen. Diese befestigen nämlich die Last an dem Ende der Stange, statt sie wie die indischen Träger an langen Stricken daran aufzuhängen. Vier bis fünf Fuß vor dem Eingang des Zeltes wurde das Kottasfeuer angemacht, zu dem der Herold das Holz herbeischaffen mußte. Der Ehrenplatz ist vor der Zeltthür, und dann legt sich jeder seinem Range gemäß. Während der ganzen Reise blieben die beiden Makololo, beim Essen wie beim Schlafen, der eine zur Rechten der andere zur Linken des Missionairs. Maschauana, der oberste Bootsmann, bereitete sein Lager dicht vor der Zeltthür; die übrigen gesellten sich ihrer Abstammung nach und errichteten kleine Verschläge rings um das Feuer, wobei sie Sorge trugen, vor demselben einen hufeisensförmigen Raum freizulassen, in dem die Ochsen Platz fanden; denn der Anblick des Feuers giebt diesen Thieren ein Gefühl von Sicherheit, und sie verhalten sich dann ruhig. Die Verschläge werden auf folgende Weise gebildet: Man bohrt zwei feste gabelartige Stangen in schräger Richtung in den Boden und legt eine dritte wagerecht darüber. Dann wird eine Wand von Zweigen errichtet, die unten in der Erde stecken und oben an der Querstange mit Bast befestigt werden, worauf

endlich das Ganze noch mit großen Grassücken belegt wird, um den Regen abzuhalten. So gewinnt man in weniger als einer Stunde Schirmdächer, die nach dem Feuer hin offen sind und rückwärts einen Schutz gegen den Einbruch wilder Thiere gewähren. Der Anblick eines solchen Lagers war sehr malerisch; es bot ein Bild des Friedens, wenn das leuchtende Mondlicht über die schlafenden Thiere und Menschen glitt; denn in den schönen mond hellen Nächten überläßt sich Alles sorglos der Ruhe; die wilden Thiere bleiben in ihren Höhlen, und die Feuer können erlöschen: keine Gefahr bedroht den Menschen, dessen Schlaf hier durch nichts gestört wird, wie dies wohl in den Dörfern durch hungrige Hunde geschieht, die sich Nachts auf die Vorräthe stürzen, oder die fettigen Lagerdecken der Schläfer abnagen.

Die Mahlzeiten wurden gewöhnlich nach dem Gebrauch des Landes zubereitet; indeß die Leute gingen reinlich dabei zu Werke und ihre Speisen waren gar nicht zu verachten. Livingstone bereicherte noch ihren Küchensettel; auch gab er ihnen eine Anweisung, wie man Hemden wasche. Das häufige Wechseln der Wäsche ist in diesem Himmelsstriche der Gesundheit sehr vortheilhaft und außerdem flößt eine streng beobachtete Sauberkeit diesen Naturkindern einen tiefen Respekt vor den Sitten der Weißen ein. Ein

Europäer, der die Gewohnheiten der Wilden annähme, würde sich in ihren Augen herabsetzen.

Man hatte die letzte Grenzstation der Makololo zurückgelegt; keine Dörfer, keine Menschen mehr, doch ein überreiches mannigfaches Thierleben. In dieser Gegend sah man mehr als dreißig Arten verschiedener Vögel. Hunderte von Ibis religiosa kamen mit der steigenden Fluth den Piambye herunter, ganz wie beim Nil. Große Pelikane, zu langen Reihen gesellt, oft von dreihundert Stück, senkten und hoben sich im Fluge; ein schwarzer muschelfressender Vogel, den die Eingebornen Vinongolo nennen, häufte sich zu ganzen Wolken an, und die Regenpfeifer, Schnepfen und Reiher waren unzählig.

Große Büffelheerden sind mit reizenden weißen Reihern (Ardetta) bedeckt, welche den Thieren, die sich in Lauf setzen, fliegend nachfolgen. Aber der Kala (Textor erythrorhynchus) ist noch ein besserer Reiter, denn er bleibt fest auf dem Rücken des Büffels, wenn dieser auch im vollsten Rennen ist.

Scheerenschnäbel mit schwarzem Mantel, weißer Brust und rothem Schnabel sitzen den Tag über in ruhiger Behaglichkeit auf den Sandbänken. Zu ihren Nestern graben sie Löcher in den Sand, ohne die Oeffnung zu verbergen; doch überwachen sie dieselben ganz in der Nähe und halten

die Marabouts und die Krähen, denen sie gegen den Kopf fliegen, in gehöriger Entfernung von ihren Eiern. Wenn sich ein Mensch naht, so lassen sie, wie der Strauß und der Kibitz bei einer solchen Gelegenheit, den einen Flügel hängen und thun, als ob sie hinkten. Der obere Theil ihres Schnabels ist weit kürzer als der untere, weshalb die jungen Vögel sich ziemlich lange von den alten müssen nähren lassen, die um so zärtlicher gegen ihre Brut sind, je schwächer und hilfbedürftiger dieselbe ist. Der untere Theil des Schnabels ist so dünn und scharf wie ein Messer und sie bedienen sich desselben wie einer Schaufel, die kleinen Insekten aufzufangen, von denen sie leben. Sie haben große Flügel, die sie mit Leichtigkeit in Bewegung setzen, wenn sie den Strom entlang streichen, ohne ihren Flug zu unterbrechen. Wie die Mehrzahl der Wasservögel jagen sie nur bei Nacht, denn das ist die Zeit, wo die Fische und Insekten an die Oberfläche des Wassers kommen, und es ist nur zu verwundern, daß sie inmitten der Finsterniß ihrer Beute habhaft werden.

Man sah auch eine Menge großer fast ganz weißer Löffelgänse, prächtige Flamingo's, den numidischen Kranich oder die „Demoiselle von Numidien“, ein sehr zierliches Thier, das auf den Säulen eines Palastes stehend, das prächtigste Ornament bildet, das man sich vorstellen kann;

sodann noch zwei andere Kranicharten in ungeheurer Anzahl, die einen ganz und gar lichtblau, die andern blau mit weißem Halse.

Növen giebt es von allen Größen. Ein kleiner Sumpfvogel, eine Avocette, mit Stelzbeinen und aufwärts gebogenem Schnabel wadet an den seichten Stellen hin und her und holt sich kleine schlüpfrige Insekten, die er mit seinem eigenthümlich gebildeten Schnabel aus der Erde gräbt; er steckt auch den Kopf unter das Wasser, faßt seine Beute, hebt sie rasch empor und schluckt sie hinab.

Die *Parra africana* geht auf der Oberfläche des Wassers, wo sie Insekten fängt; sie hat ebenfalls sehr lange dünne Beine und Zehen von außerordentlicher Länge, die ihr, wie Schneeschuhe, die Möglichkeit gewähren, auf Lotus-Blättern und andern Wasserpflanzen stehen zu können.

Große schwarze Gänse, die man allenthalben im Barotsethal findet, haben, wie der obenerwähnte Regenvogel, einen starken Sporn auf der Schulter, dessen sie sich aber nur zur Vertheidigung ihrer Kleinen bedienen. Sie bauen ihre Nester in Ameisenhügel, wo ihre Eier von den Barotse geraubt werden. Noch zwei andere Gänsearten, die überall auf dem Ljambye vorkommen, sind kleiner und ihr Fleisch ist schmackhafter. Eine davon, die ägyptische Gans, kann nicht aufsitzen, wenn sie auf dem Wasser ist, und man

tödtet sie zur Zeit der Ueberschwemmung in Menge. Die andere Art zeichnet sich durch einen Knoten auf den Schnabel aus. Der Ljambye wimmelt von Enten verschiedener Art. Mit einem Schuß seines doppelläufigen Gewehrs tödtete Livingstone siebzehn Stück und noch eine Gans dazu.

Im Ljambye leben auch eine ungeheure Anzahl Alligatoren, die hier weit wilder sind als in einigen andern Flüssen. Sie verschlingen alljährlich eine Menge Dorstkinder, die so unbesonnen sind, beim Wasserholen am Ufer zu spielen. Der Alligator betäubt seine Beute mit einem Schlage seines Schwanzes und zieht sie dann unter's Wasser. Oft liegt er im Strome so auf der Lauer, daß sein Körper gar nicht zum Vorschein kommt, und selten geht eine Heerde Kühe über den Fluß, ohne daß ihm einige zum Opfer fallen. Livingstone sah mit Schaudern, wie einer seiner Begleiter, der über den Ljambye schwamm, von einem Alligator gefaßt und auf den Grund gezogen wurde. Nichtsdestoweniger behielt der Mann seine Geistesgegenwart, wie dies einer Gefahr gegenüber fast bei allen seinen Landsleuten der Fall ist, und da er zum Glück einen kleinen vierkantigen und mit Widerhaken versehenen Wurfspeer bei sich hatte, so bohrte er diesen zwischen die Schultern des Ungeheuers, das vor Schmerz seine Beute fahren ließ. So gelang es dem

Mann sich an's Ufer zu retten, auf seinem Schenkel von dem Gebiß des Reptils mit tiefen Wunden gezeichnet.

Weder die Makololo noch die Barotsel bezeigen gegen Personen, die mit einem Alligator zu thun gehabt haben, irgend ein Vorurtheil; bei den Bakuena und den Bamangwato dagegen wird ein Mann, den dieses verhaßte Reptil gebissen oder auch nur durch einen Schlag seines Schweifes mit Wasser bespritzt hat, von seinem Stamme verjagt. Livingstone traf an den Ufern des Zouga einen solchen Unglücklichen, der vertrieben von seinen Landsleuten, unter den Bayeiye lebte. Wenn ein Bakuena zufällig in die Nähe eines Alligators kommt, so spuckt er auf die Erde und kündigt die Gegenwart des Reptils mit den Worten an: „Boleo ki bo!“ (Hier ist Sünde). Sie bilden sich ein, daß der bloße Anblick eines Alligators eine Augenentzündung verursachen könne. Obgleich sie von dem Fleische des Zebra essen, so haben sie doch gegen Leute, die von einem solchen gebissen worden sind, den nämlichen Widerwillen und treiben diese Unglücklichen mit Weib und Kind in die Wüste.

Diese eigenthümliche Spuren eines auf die Anbetung der Thiere gegründeten Cultus kommen bei den Makololo nicht vor. Sebituane sagte: „Alles, was einen Menschen ernähren kann, ist Nahrung für mich.“ Deshalb glaubt

auch Niemand von den Seinigen durch irgend eine Speise verunreinigt zu werden.

Das Fleisch des Alligators hat einen sehr starken Moschusgeruch, der nicht einladend ist, und man muß einen ganz ungewöhnlichen Hunger haben, um es genießbar zu finden.

Dreißig bis vierzig Meilen oberhalb Libonta schickte Livingstone einen Theil der Gefangenen dem Häuptling Makoma zu und mußte deshalb einige Tage auf die Rückkehr der Makololo warten. Zuweilen belauschte Livingstone eine Antilopenheerde; aber wenn er den Blick aufmerksam nach ihr hinrichtete, so zeigten alle sehr bald eine Unruhe, die um so merkwürdiger war, als sie Livingstone weder sehen noch, da er gegen den Wind stand, wittern konnten. Die Antilope, welche halb die Natur einer Amphibie besitzt, hat ein weit zäheres Leben als ein reines Landthier. Eine Kugel, der die Kugel durch den Leib gegangen ist, läuft davon, im Fall ihr nicht ein Gliedknochen zerschossen wurde, während ein Zebra durch den nämlichen Schuß sofort getödtet sein würde. Livingstone sah, daß ein Rhinoceros von einem Schuß in den Magen auf der Stelle verendete, während andere, die Kugeln in Magen und Lunge erhalten hatten, davon liefen, als sei das nur eine leichte Verwundung. Kann man dem Thiere aber so nahe kommen, daß



man genau einen schwarzen Fleck hinter der Schulter trifft, so stürzt es augenblicklich todt nieder. Wenn eine Gennantilope stark gejagt wird, so stirbt sie manchmal an einer Wunde, die nur das Muskelsystem berührte, und eben so hat man gesehn, daß Giraffen, die von einem gut berittenen Jäger verfolgt wurden, selbst ohne die mindeste Verwundung nach drei bis vierhundert Schritten todt hinfielen. Ein heftiger Galopp erschöpft sehr bald die Kräfte der Gennantilope wie der Giraffe, und die Jäger benutzen dies, wobei sie nur die Vorsicht gebrauchen, der Giraffe nicht zu nahe zu kommen, weil diese mit ihren Hinterfüßen furchtbare Schläge austheilt. Sind aber diese Thiere in Ruhe und bei voller Nervenkraft, so kann man ihnen sehr schwere Verletzungen beibringen, ohne daß diese tödtlich wirken. Livingstone schoß eine Tsessebeantilope durch den Hals, und einer seiner Leute schnitt ihr die Kehle ziemlich tief auf, so daß sie eine Menge Blut verlor, als sie mit einmal emporsprang und vielleicht entkommen sein würde, wenn nicht ein Hund sie festgehalten hätte. Sie war aber doch eine Meile weit gelaufen.

Livingstone's Zambesier, die nie mit Feuegewehr umgegangen waren, fanden den Gebrauch desselben ungemein schwierig und baten den Missionair um eine „Glutenmedicin,“ ohne die man, wie sie glaubten, nicht treffen könne.

Sechele hatte einmal für eine Medicin, die ihn angeblich gegen jede Kugel schützen sollte, eine ansehnliche Menge Elfenbein gegeben. Man brauchte, hieß es, nur die Haut damit einzureiben. Livingstone rieth ihm, dergleichen Wundermittel doch lieber erst an einem Kalbe zu probiren. Das geschah auch, und das Kalb fiel, wie sich von selbst versteht, als ein Opfer der Kugel. Diese Erfahrung war entscheidend und Sechele fand, daß es angenehmer sei, getäuscht zu werden, als enttäuscht.

Man brachte einen Tag an dem Zusammenfluß des Liba und des Liambye zu. Es hatte hier schon einige Zeit geregnet und die Wälder standen in vollem Schmuck. Ueberall ruhte das Auge auf Blumen von seltener Form und wunderbarer Schönheit; sie hatten mit denen des Südens keine Aehnlichkeit. Auch andere Bäume wuchsen hier; die meisten haben palmenartige breite Blätter; sie sind mit Flechten bedeckt, und der Ueberfluß an Farrenkräutern beweist, daß hier die Trockenheit minder groß ist, als im Süden des Barotsethales. Insekten wimmeln auf der Erde, und kaum bricht der Tag an, so hallt die Luft von dem Gesang der Vögel wieder.

Eine Menge Früchte verschiedener Art wuchsen hier wild; eine derselben, welche Mogametsa genannt wird, ist eine Bohne mit einer dünnen Fleischhülle von kuchenartigem

Geschmack; eine andere, Mewa, wächst fast überall auf niedrigen Sträuchern; nahe beim Lagerplatze standen Moschomoscho oder Mamoscho und Milo, eine Mispelart. Die Früchte der beiden letzten Bäume sind gut, wenn man dem Urtheil der Eingebornen trauen darf, die jede Frucht vortrefflich finden, die sich essen läßt. Die Mehrzahl würde sich bei einiger Sorgfalt veredeln lassen, allein die Afrikaner denken niemals daran, das zu pflegen, was die Natur ihnen geschenkt hat. Sie fanden es demgemäÙ lächerlich, daß Livingstone Dattellkerne pflanzte, von denen er nicht hoffen durfte, je die Frucht zu genießen, und er mochte ihnen etwa so vorkommen, wie den Europäern die Südseeinsulaner, als sie die eisernen Nägel, die ihnen Capitain Cook geschenkt hatte, in die Erde pflanzten in der Hoffnung, sie würden sich vervielfältigen.

961788 — 931923

Eine Palme, die an der Mündung des Voeti in den Niambye zahlreich vorkommt, ist fast von derselben Höhe wie die Palmyra und hat zwar eine größere doch nicht wohlschmeckende Frucht. Etwas unterhalb der Vereinigung der beiden Flüsse sind die zwanzig Fuß hohen Sandsteinufer mit Bäumen bedeckt; am linken Ufer findet man Elephanten und die Tsetsefliege. Livingstone glaubt, daß irgend ein Zusammenhang zwischen beiden Thieren stattfindet; auch nennen die Portugiesen die Tsetse Elephantenfliege.

Das Hochwasser überfluthet selbst dieses hohe Ufer, aber es bleibt nicht lange darauf stehen. Am rechten Ufer, wo es länger verweilt und wo der Coeti mündet, dehnt sich eine flache grassbewachsene Ebene aus, die Manga heißt.

Eine Menge grüner Tauben, die an den Ufern des Siambye auf den Bäumen saßen, flatterten fort bei der Annäherung der Menschen. Der prächtige Seidenkuckuck (Trogon) mit scharlachrother Brust und schwarzem Rücken gab einen eigenthümlichen melodischen Ton von sich, ähnlich den Klängen einer Leyer. Die Bootleute, welche darin ein Vorzeichen für eine gute Jagd sahen, riefen ihm: Nama nama! (Fleisch, Fleisch!) zurück.

Mit dem Anschwellen des Wassers kamen, gleichwie im Zouga, große Züge von Fischen den Siambye herab. Wahrscheinlich werden sie von der Heftigkeit des Stromes mitfortgerissen und gezwungen, ihre gewöhnlichen Wohnstätten zu verlassen. Die meisten sind Grasfresser und nähren sich von dem zarten Moos und den Pflanzen, die auf dem Grunde der Ströme wachsen. Das steigende Wasser führt sie über die Ufer hinaus. Mosala's, Aeschen und viele andere Fischarten kommen massenweise in das Barotsethal geschwommen; wenn dann der Fluß wieder in sein Bett zurücktritt, so sind die Einwohner sämmtlich damit beschäftigt, die Fische zu sammeln und an der Sonne

zu trocknen. Aber es ist nicht möglich, auch nur die Mehrzahl zu bewältigen, und die, welche liegen bleiben, verbreiten bei eintretender Fäulniß einen üblen Geruch.

Man begegnete gleichfalls vielen Flußpferden, die in allen Theilen des Stromes, wo man nicht Jagd auf sie macht, sehr zahlreich sind. Die Männchen sind dunkel, die Weibchen gelbbraun. Sie bringen die meiste Zeit in einem schlafähnlichen Zustande zu. Des Nachts gehen sie an's Ufer und weiden das weiche Gras vollständig ab. Beim Schnauben spritzen sie zuweilen das Wasser drei Fuß hoch empor.

## Sechszehntes Kapitel.

Eine Botschaft an Masiko, den Häuptling der Barotse. —  
Schiffahrt auf dem Eiba. — Büffeljagd. — Alligatoren. —  
Sekelenke, der Häuptling der Ambonda. — Der Häuptling  
Scheakondo. — Zusammenkunft mit dem weiblichen Häuptling  
Nyamoana. — Manenko, gleichfalls ein weiblicher Häuptling. —  
Die Gesandtschaft Masiko's.

Am 27. December befand sich Livingstone an der Mündung des Eiba in den Niambye (14 Grad 10 Min. 52 Sec. südl. Breite, 23 Grad 35 Min. 40 Sec. östl. Länge.) Westlich von dem Punkte lag die Residenz des Barotsehäuptlings Masiko, dem man die von Terimo gemachten Gefangenen zuführte, drei Kinder, einen Jüngling und zwei Frauen. Eine derselben gehörte zu dem Stamme der Babimpe, dessen Angehörige sich, zur Unterscheidung von andern Stämmen, unten und oben je zwei Vorderzähne ausschlagen. Da Livingstone gehört hatte, daß Masiko verwaiste Kinder und schutzlose Leute an die Mambari verkaufe, so ließ er die Frauen unter sicherer Begleitung in die Stadt zu ihren

Verwandten bringen, Masiko selbst aber ließ er sagen: er sehe mit Bedauern, daß der Sohn Santuru's seinem weisen Vater so unähnlich sei. Der große Häuptling habe sich gefreut, über Menschen zu herrschen, doch Masiko betrachte seine Unterthanen als wilde Bestien, da er sie den Mambari verkaufe. Diesen Worten wurde eine Erklärung über die Rückkehr der Gefangnen und die Aufforderung hinzugefügt: er solle den Barotse verbieten, die Kinder und die Kähne der Makololo zu stehlen, damit der Frieden erhalten werde. Endlich, sollte Masiko von den Ansichten und Absichten des Missionairs noch Genaueres zu erfahren wünschen, so möge er einen einsichtigen und verständigen Mann nach der ersten Stadt der Balonda senden, nach der sich Livingstone jetzt begeben.

Der Batoka Mosantu, dem diese Botschaft anvertraut wurde, brauchte, der geringen Entfernung ungeachtet, fünf Tage, ehe er bei Masiko eintraf, denn die sieben bis achtjährigen Kinder, die er mit sich führte, konnten in der Hitze nur täglich zehn bis zwölf Meilen zurücklegen.

Der Weg der Reisenden führt von nun an nordwestlich, Loanda zu und sie verlassen den Piambye, der von Osten kommt. Livingstone bemerkt, daß dieser Strom von der Mündung des Liba an, der von Norden kommt, bis Mosioatunya lange Strecken hat, die für Dampfschiffe, wie

sie auf der Themse fahren, leicht schiffbar sein würde. Er ist auch an vielen Stellen so breit, wie die Themse an der Brücke von London. Gleichwohl stellen sich der regelmäßigen Schifffahrt auf dem Viambye große Hindernisse entgegen, so ist z. B. zehn Meilen unterhalb der Mündung des Loeti der Lauf des Flusses durch eine Menge großer Sandbänke beengt, während dann hundert Meilen weit bis Simah ein Dampfer das ganze Jahr durch fahren könnte. Aber zwischen Simah und Katima molelo kommen wieder fünf bis sechs Stromschnellen mit den Katarakten von Gonye, welche letztern gar nicht zu passiren sind. Von Katima molelo bis zum Chobe wird der Strom wiederum auf eine Strecke von hundert Meilen schiffbar.

Da Livingstone seinen Weg nach Loanda nahm, so mußte er jetzt den Hauptstrom verlassen, der hier den Namen Kabompo erhält und den von Norden kommenden Liba aufwärts fahren. Der Liba hat, im Gegensatz zum Viambye, ein sehr ruhiges Fahrwasser; er nimmt auf beiden Seiten eine Menge Zuflüsse auf und schlängelt sich langsam durch reizende Wiesen hin, die in der Mitte einen Teich haben oder von Bächen bewässert sind. Die Bäume, deren Blätterfülle das frischeste Grün zeigt, stehen in so anmuthige Gruppen vertheilt, daß die Kunst sie nicht wohlgefälliger ordnen könnte. Das abgebrannte Gras sproß



wieder neu hervor, und bildete, gleich wie in einem sorgsam gepflegten Park, den feinsten Rasenteppich. Es ist anzunehmen, daß die Wiesen alljährlich überschwemmt werden, denn man findet hier eine Menge Flußmuscheln und nur auf den Stellen, welche drei bis vier Fuß erhöht sind, wachsen Bäume. Der Boden dieser Waldflecke ist sandig, wogegen der Wiesenrund aus einer angeschwemmten schwarzen und fettigen Erde besteht. Unzählige Bienen umschwirren den Blumenflor, welcher sich überall dem Auge darbietet, und sorgen dafür, daß die Balonda in den Wäldern reichlichen Vorrath von Honig finden. Von hohen Bäumen, die so gerade wie Masten emporstanden, sah man Gewinde von Orseille herabhängen. Diese Pflanze, welche zum Färben gebraucht wird, findet man in den dürrn Gegenden des Südens nicht, sie zieht das feuchte Küstenklima vor und ist deshalb zu Angola sehr häufig.

Livingstone hatte einen ungeheuren Büffel verwundet, der sich blutend in das tiefste Dickicht stürzte. Die jungen Leute folgten ihm trotz der Hindernisse, welche der dicke Pflanzenwuchs ihnen entgegenstellte, und pflückten dabei eine Melonenart, Mponko genannt, die sie während des Laufs verzehrten. Das angeschossene Thier gewahrte kaum die Verfolgung, so veränderte es seine Richtung und machte die unerwartetsten Wendungen. In einem solchen Falle

kommt es öfter vor, daß der Büffel vom Wege abweicht und sich in einer Schlucht verbirgt, um den Jäger zu erwarten. Trotz seiner Schwere und Plumpheit stürzt er sich dann mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit auf ihn los. Selbst der Löwe richtet lange nicht so viel Unglücksfälle an, als der Büffel und das schwarze Rhinoceros. Aber obgleich die jungen Leute mit der Gefahr, welche ihnen drohte, wohl bekannt waren, so folgten sie nichtsdestoweniger der Büffelspur mit einer völligen Sorglosigkeit. Die Geistesgegenwart verläßt sie nie, und wenn das Thier sich umwendet und wie ein Wirbelwind auf sie losstürmt, so flüchten sie geschickt hinter einen Baum und tödten es in dem Augenblicke, wo es an ihnen vorbeireunt.

Die Mehrzahl der Blumen, die man im Süden findet, riechen gar nicht oder übel; hier dagegen verbreiten sie einen sanften Wohlgeruch. Dem Botaniker würden die Ufer des Liba eine reiche Erndte gewähren. Insbesondere die Lianen von außerordentlicher Kraft des Wachsthum's. Von nun an begegnet man auch dem Maroro oder Malolo, der überall bis Angola sehr häufig vorkommt; es ist ein Strauch, der eine kleine Anona gleicht; die Frucht ist gelb und hat ein wohlschmeckendes sehr gesundes Fleisch.

Man brachte die Nacht des 28. December am Flußufer auf einer Stelle zu, wo eben erst zwei Bruten Alliga-

toren ausgekrochen waren. Alle Augenblicke sah man welche auf den Sandbänken, wo sie sich sonnten, und es mochte wohl überhaupt die Zeit sein, wo sie ihr Nest verlassen. In einem dieser verlassenen Nester, deren Inneres mit zerbrochenen Eierschalen bestreut war, machten die Reisenden ihr Feuer an. An den Ufern des Zonga sah Livingstone ein Nest, welches sechszig Eier enthielt. Die Eier sind nicht größer als Gänseeier; sie sind aber an beiden Enden gleich und die Schale ist weich und elastisch, denn sie hat eine starke innere Haut und wenig Kalktheile. Das Nest, dessen man sich als Heerd bediente, lag etwa neun Fuß vom Wasser und war augenscheinlich schon mehrere Jahre alt; vom Ufer führte ein breiter Weg dahin. Die Neger erzählen, das Alligatorenweibchen bedecke sorgfältig seine Eier, kehre jedoch zu rechter Zeit wieder zurück, um der Brut beim Durchbrechen der Schale behülflich zu sein. Es führt dann die Jungen an's Wasser, wo diese sich ganz allein kleine Fische fangen. Daß die Mutter zurückkehrt, um ihren Jungen beizustehn, ist wohl nöthig, denn es gilt, nicht nur die zähe Haut zu zerreißen, mit der die Schale gefüttert ist, sondern auch sich durch eine vier Zoll dicke Erddede hindurchzuarbeiten. Doch brauchen sie nicht sofort auf Nahrung auszugehen, weil sie in einer Haut am Unterleibe ein Stück ihres Dotters, von der Größe eines

Hühnereis, bewahrt haben, das ihnen vorläufig als Speise dient. Die Jungen, wie die ausgewachsenen Thiere, nähren sich gleichmäßig von Fischen, und zum Fangen derselben ist ihnen ihr breiter schuppiger Schwanz sehr behülfflich. Bemerket ein Alligator einen Menschen, so taucht er gewöhnlich unter und nähert sich ihm ganz verstohlen; nichtsdestoweniger sind seine Bewegungen sehr rasch, wie man aus dem Kräuseln des Wassers an der Oberfläche wahrnehmen kann. Selten verläßt er den Fluß, um einer Beute nachzugehen, doch öfter, um sich zu sonnen. Allerdings schoß einmal an den Ufern des Bouga ein kleiner, drei Fuß langer Alligator auf Livingstone zu, der sich nur durch eine Wendung rettete; allein das ist ein ganz außerordentlicher Fall. Wenn im Barotssethal eine Antilope vor dem Jäger in's Wasser flüchtet, und Menschen oder Hunde ihr dahin folgen, so werden sie fast immer die Opfer der Alligatoren, wenn auch die Anwesenheit derselben durch nichts bemerkbar war. Unbeweglich und ganz im Verborgenen lauert das Ungeheuer auf seine Beute; wer aber je das eigenthümliche Geräusch eines fressenden Alligators gehört hat, der vergißt es nie wieder.

Die Jungen, die ihr Nest vor der Ankunft der Reisenden verlassen hatten, waren nur ungefähr zehn Zoll lang; sie hatten gelbe Augen, und ein senkrechter Streifen

deutete die Pupille an; der Körper war mit Querstreifen von Braun und Bläßgrün gezeichnet. Sie bißen heftig in die Speere, die man ihnen vorhielt und bellten dabei wie junge Hunde. Die Barotse und die Bayeie spüren den Eiern des Alligators eifrig nach, doch ist man nur das Dotter, da das Weiße nicht gerinnt. Je mehr übrigens die Bevölkerung anwächst, desto mehr wird auch den Nestern dieser widerwärtigen Thiere nachgestellt und desto geringer wird auch die Zahl derselben werden.

Die Alligatoren im Ciambye sind, wie schon erwähnt, weit wilder und richten weit mehr Unheil an, als in andern Strömen. Es geschieht häufig, daß die jungen Leute, wenn sie des Nachts bei Mondschein getanzt haben, beim Nachhausegehn in den Fluß tauchen, um sich den Staub abzuwaschen, aber so mancher von ihnen kehrt nie wieder. Eine solche Unbesonnenheit erscheint unbegreiflich; doch diese Menschen denken nicht eher an die Gefahr, als bis sie dieselbe dicht vor Augen haben. Sie haben dann auch keine Zeit zur Furcht, und wer davonkommt, lacht später über sein Abenteuer.

Gegenüber dem Dorfe der Manenko — dies war der erste weibliche Häuptling, den man antraf. — kamen zwei Balonda herangerudert. Gegen Abend brachten sie noch eine Anzahl Ambonda mit sich, deren Häuptling Sekelente

unter der Oberhoheit des Masiko steht und so eben von einer Elephantenjagd auf dem rechten Ufer des Tiba zurückkehrte.

Da es unpolitisch gewesen wäre, das Gebiet der Manenke zu durchwandern, ohne ihr wenigstens einen Besuch anbieten zu lassen, so verweilte man bis zu der Rückkehr derjenigen Balonda, die mit dieser Anfrage beauftragt waren.

Die Umgegend ist bewaldet und in den Lichtungen ist der Boden mit einem dichten Grassteppich überzogen. Man traf im Walde einen Mann, der zwei Frauen und einige Kinder bei sich hatte und grobe Binsen nebst den Stengeln einer in brakigen Marschen wachsenden Pflanze, welche Tsitla heißt, verbrannte, um Salz zu gewinnen. Dies geschieht auf folgende Weise. Die Eingebornen machen aus Baumzweigen und Grasseilen einen Trichter, der wie ein umgestürzter Bienenkorb aussieht, gießen das Wasser, mit dem sie die Pflanzenasche vermischt haben, hindurch und lassen es vollständig in der Sonne verdunsten. Das in der Asche enthaltene Salz bleibt dann zurück. Die Frauen und Kinder hatten beim Anblick der Fremden sofort die Flucht ergriffen und der Mann zitterte gleichfalls vor Schrecken an allen Gliedern. Erst als ihn Livingstone bedauerte, daß sie nicht Menschen sondern Wild jagten,

beruhigte er sich und rief auch die Seinigen zurück. Ein wenig weiter stieß man auf die Familie eines Jägers. Der Mann hatte einen sechs Fuß langen Bogen und Pfeile mit eiserner Spitze, deren er sich aber nur bediente, wenn er hoffen durfte, sie wieder aufzufinden. Livingstone, der ein Zebra schoß, theilte so freigebig mit den Leuten, daß sie bald ganz zutraulich wurden. Allmählig kamen Alle, die man den Tag über kennen gelernt hatte, zum Lagerplatz und baten um Fleisch. Sekelenke und vierundzwanzig seiner Leute, beladen mit ungeheuern Bündeln getrockneten Elephantenfleisches, zogen nah vorbei; die Meisten, welche heut zum erstenmal einen Weißen sahen, kamen heran und begrüßten den Missionair; der Häuptling aber zeigte sich nicht, sondern ließ ihm sagen, er habe jetzt nur eine seiner Frauen die im Dorfe der Manenko wohne, besucht. Natürlich war kein Wort davon wahr; er wollte sich nach schlauer afrikanischer Weise vor jeder persönlichen Zusammenkunft erst über die Absichten Livingstone's unterrichten. Livingstone entgegnete, er werde gleichfalls seine Frau besuchen, sobald die Boten von Masiko zurückkämen.

Ein zweites Zebra, das man schoß, war, der flachen Gegend ungeachtet, ein *Equus montanus* und von Kopf bis zu den Füßen schön gestreift, wie alle Berg-Zebra's.

Manenko schickte dem Reisenden einen Korb mit Ma-

niocwurzeln und ließ ihn bitten, zu verweilen, sie wolle zu ihm kommen; zwei Tage später aber kam ein neuer Bote, welcher Livingstone zu ihr führen sollte. Es war indeß Alles nur Schein; nach vier Tagen unnützer Verhandlungen schiffte sich Livingstone wieder ein, ohne sie gesehen zu haben, und fuhr den Strom aufwärts bis zur Mündung des zwischen sechszig bis neunzig Fuß breiten Makondo, der sich unter 13 Grad 23 Min. 12 Sec. südl. Breite von Osten her in den Liba ergießt.

Am 1. Januar 1854 fand hier einer von Livingstone's Leuten an einer Stelle, wo die Mambari über den Fluß setzen, ein Stück von einer stählernen Uhrkette aus einer englischen Fabrik. Die Mambari haben viel Handelsgeist und einen unternehmenden Charakter. Sie fangen damit an, daß sie in der Nähe des Dorfes, mit dessen Bewohnern sie in Handelsverkehr treten wollen, Hütten aufschlagen, denn sie wissen wohl, daß, um vortheilhafte Geschäfte abzuschließen, es einer geraumen Zeit zu den Vorverhandlungen bedarf. Sie bringen die Fabrikate Manchesters bis in das Herz von Afrika, und die Makololo finden die bedruckten Rattune so wundervoll, daß sie dieselben gar nicht für ein Werk von Menschenhand gelten lassen wollen. Baumwollenfabriken sind für die Afrikaner etwas ganz Unbegreifliches. „Wie kann Eisen,“ rufen sie voll Erstaunen,



„so prächtig spinnen, weben, färben?“ Wie oft auch Livingstone ihnen die Herstellung der einfachsten Fabrikate erklären wollte, sie kamen immer zu dem Schluß: „Wahrhaftig, ihr seid Götter!“

Livingstone fand am Morgen dieses Tages seine Reisegefährten insgesammt sehr entmuthigt, denn einer von ihnen hatte in der Nacht geträumt, der an Masiko gesandte Bote sei von diesem als Gefangener zurückgehalten worden. Der Missionair fragte, wem sie gehorchen wollten, einem Traume oder der Vernunft und den Befehlen Sekeletu's? Darauf hieß er sie sofort die Bote zurechtmachen. Die Makololo waren die Ersten, die wieder Muth gewannen und nun die Andern ihrer abergläubischen Einbildungen wegen, die selbst in dem Schrei oder Flug eines Vogels Vorzeichen einer unglücklichen Jagd sähen, verspotteten.

Gegen elf Uhr kam man zu dem Dorfe Scheakondo's, das an dem kleinen Flusse Lorkonye liegt. Der Häuptling erschien sofort mit seinen beiden Frauen, von denen jede einen großen Korb mit Manioc trug. Die Balonda bauen sehr viel Manioc, sodann Durra, Erdnüsse, Bohnen, Mais, süße Kartoffeln und Yams, den sie Lekoto nennen. Die Begleiter Scheakondo's hatten ihre Vorderzähne spitz gefeilt, denn das gilt bei ihnen für schön. Sie waren auch fast sämmtlich tattowirt, vorzüglich auf dem Unterleibe.

Die Einschnitte sind etwa einen Zoll lang und einen halben breit, und so gelegt, daß sie Sterne und andere Figuren bilden. Wie alle Neger, die fast nackend gehen, salben sich die Balonda den ganzen Leib, entweder mit Del oder noch lieber mit Butter und Ochsenfett. Die ältere Frau Scheakondo's hat Livingstone, dem sie Maniocwurzeln zum Geschenk brachte, sehr höflich um etwas Butter zu dem genannten Zweck. Auch die jüngere, die an den Knöcheln nach afrikanischer Mode eine Menge Eisenringe trug, an denen kleine Eisenbleche hingen, die sie beim Gehen selbstgefällig klirren ließ, verlangte sehnlich danach. Zum Glück war Livingstone so reichlich damit versehen, daß er die Wünsche beider befriedigen konnte.

Das dunkle Wasser des Liba enthält sehr wenig Fische und folglich auch an den Ufern sehr wenig Vögel, die auf sie Jagd machen. Die Alligatoren im Liba sind weit furchtsamer als die im Pianbye. Die vergifteten Pfeile der Balonda lehren sie, unter dem Wasser zu bleiben. Man sah nicht einen, der sich gesonnt hätte.

Am 6. Januar gelangte man zu einem Dorfe, welches abermals von einem weiblichen Häuptling, Namens Nyamoana, regiert wurde. Sie war die Mutter der Manenko und die Schwester des Schinte oder Kabompo, des mächtigsten Balondahäuptlings dieser Gegend. Sie hatte sich

erst seit kurzem hier angesiedelt und ihr Dorf zählte erst zwanzig Hütten. Ihr Mann Samoana trug einen kurzen Rock von grünem und rothem Wollenstoff; er war mit einem Speer und einem Schwert von antiker Form bewaffnet, das achtzehn Zoll lang und drei Zoll breit war. Samoana saß neben der Königin auf Thierhäuten inmitten eines etwas erhöhten, an dreißig Fuß im Durchmesser haltenden Kreises, der von einem Graben umzogen war. Außerhalb desselben saßen wohl hundert Personen beiderlei Geschlechts; die Männer trugen Speere, Bogen, Pfeile und Schwerter. Livingstone und seine Begleiter legten in einiger Entfernung von dem Graben ihre Waffen nieder und der erstere schritt bis in die Mitte des Kreises vor, indem er nach landesüblichem Gebrauch Samoana durch Händeklatschen begrüßte. Aber der Mann wies auf seine Frau, um anzudeuten, daß sie es sei, der alle Ehren gebühren, und Livingstone begrüßte nun Nyamoana auf die nämliche Weise, worauf er sich beiden gegenüber auf eine Matte niederließ, die man für ihn gebracht hatte.

Der Sprecher des Hofes wurde herbeigerufen, und mit Hülfe eines der Zambesier, der für Livingstone den Dolmetscher machte, begann die Unterredung in der gewöhnlichen Form. Livingstone äußerte sich ganz ohne Rückhalt über den Zweck seiner Reise. Er hatte keinen Grund,

seine Absichten zu verhehlen, und außerdem wußte er aus Erfahrung, daß Naturvölkern gegenüber Freimüthigkeit immer am besten wirkt. Der Dolmetscher Livingstone's übersezte seine Worte für den Sprecher der Nyamoana, dieser wiederholte sie für den Mann derselben, und dieser endlich theilte sie noch einmal der Königin mit. Man sprach so laut, daß auch die Zuhörer keine Sylbe verloren. In der nämlichen vermittelnden Weise, mit dreifacher Wiederholung, kam die Antwort zurück.

Als das Gespräch zur Zufriedenheit beider Theile beendigt war, betrachteten sie mit großer Verwunderung Livingstone's Haare. „Ist das Haar?“ riefen sie, „nein, nein, das ist die Mähne eines Löwen!“ Einige dachten, Livingstone habe sich aus Löwenhaaren eine Perrücke gemacht, wie sie selbst zuweilen aus den Fasern des Fabaumes, die sie schwarz färben und so drehen, daß sie ihrem eigenen Wollenhaar ähnlich werden. Hier wie überall, wo sich Feuchtigkeit mit großer Hitze verbindet, ist die Hautfarbe sehr dunkel, doch nicht vollständig schwarz, denn es schimmert immer ein Anflug von Braun hindurch.

Livingstone zeigte nun auch Compaß und Taschenuhr, die den Beschauern als wahre Wunderwerke erschienen; nur Nyamoana wagte nicht, trotz der Aufforderung ihres Mannes, heran zu kommen und sie näher zu betrachten.

Diese Balonda sind unter allen Schwarzen, denen Livingstone je begegnet ist, am meisten abergläubisch. Kaum hatten sie ihr Dorf zu bauen angefangen, so hatten sie auch schon, nahe bei der Häuptlingswohnung, zwei kleine Schuppen aufgeschlagen, in deren jedem ein Gefäß mit Zaubermitteln aufbewahrt wurde.

Man findet hier in einem verlassenem Dorfe die Ueberreste eines alten Götzenbildes, das erste Zeichen von Götzenanbetung, welches Livingstone in Afrika antraf. Es ist ein Holzblock mit einem ausgechnitzten Menschenkopf. Man überstreicht ihn mit einer Zaubersubstanz, die aus rothem Ocker und Pfeifenthon besteht. Dörfer, die keinen Künstler aufzuweisen haben, der ihnen einen solchen Fetisch anfertigt, begnügen sich mit einem hakenförmigen Stöcke.

Livingstone wollte den Liba, der ihm aus Nordwesten zu kommen schien, aufwärts fahren, um seinen Weg in dieser Richtung fortzusetzen, doch Nyamoana bat ihn dringend, ihren Bruder Schinte zu besuchen, der nicht in der Nähe des Wassers wohne. Dhnehin würde man den Fluß, eines Falles wegen, der mit Rähnen nicht zu passiren sei, bald verlassen müssen, und auf dem linken Ufer des Liba wohnten die Balobale, die, als Todfeinde der Makololo, diese nicht ungefährdet vorüberziehen lassen würden. Dies letztere machte namentlich auf Livingstone's Begleiter gro-

gen Eindruck, und es schien ihnen weit vernünftiger, einen Besuch bei Schinte abzustatten, als den Lauf des Liba zu verfolgen. Als nun gar noch Manenko, die Tochter der Nyamoana, eintraf und sich gleichfalls dafür aussprach, so mußte Livingstone wohl dem allgemeinen Wunsche nachgeben.

Frau Manenko, eine große breitschultrige Person von etwa zwanzig Jahren, hatte eine Unmasse von Schmucksachen und Amuletten an ihrem Leibe hängen. Sie hatte sich mit einer Mischung von Fett und rothem Ocker be-salbt, um sich gegen die Einflüsse der Bitterung zu schützen, und dies war in der That eine ganz nützliche Vorsorge, denn, wie die meisten Frauen ihres Stammes, ging auch Manenko entsetzlich nackt. Sie that das nicht etwa aus Mangel an Kleidern, denn als Hauptklingin hätte sie ja leichter als jede andere Balonda-Frau sich welche verschaffen können; allein sie fand ihre Toilette so eleganter. Ihr Mann, Namens Sambanza, begleitete sie; er raffte, während er Livingstone den Grund ihrer Reise erzählte, alle Augenblicke Sand vom Boden auf und rieb sich damit die Brust und die Oberarme. Das ist im Lande der Balonda die gewöhnliche Art des Grußes. Will man eine ausgesuchte Höflichkeit an den Tag legen, so bringt man in

einem Stückchen Haut Asche oder Pfeifenthon mit und bedient sich desselben statt des Sandes.

Es giebt auch überaus artige Leute, die sich, um der Person, welche sie grüßen, eine Ehre zu bezeigen, mit dem Ellbogen in die Rippen stoßen, und noch Andere klatschen in die Hände und berühren den Boden abwechselnd mit einer ihrer Backen.

Als Sambanza seine Rede beendigt hatte, ging er auf und ab, um sehn zu lassen, daß seine Knöchel mit Kupfer- ringen beladen wären. Es giebt Häuptlinge, die deren so viel und so umfangreiche tragen, daß ihnen das Gehen schwer wird und sie sich nur mit gespreizten Beinen bewegen können. Leute nun, welche den Vornehmeren gern nachäff- fen, nehmen auch diesen eigenthümlichen Gang an, und obgleich sie zuweilen kaum einige Unzen Metall an den Knöcheln haben, schwanken sie dennoch mühsam, als ob sie die Ehre hätten, durch Ringe von ungeheurem Gewicht am Gehen verhindert zu werden. Livingstone konnte sich nicht enthalten, über die Gangart des Sambanza zu lächeln, doch man entgegnete ihm sehr ernsthaft, das sei hier zu Lande die Art, wie man seinen Rang und seine Macht an den Tag lege.

Manenko ging auf die Friedenspolitik, welche ihr Livingstone in Betreff der Makololo vortrug, bereitwillig

ein, und um das Bündniß zwischen beiden Völkern noch mehr zu befestigen, schlug sie vor, Kolimbota, der Dolmetscher Livingstone's, solle eine Balondafrau heirathen. Sie hoffte sich auf diese Weise, da der Mann doch, um seine Frau zu besuchen, öfter hieher kommen würde, immer genaue Nachrichten von den Absichten der Makololo zu verschaffen. Ueberdies greifen diese nie ein Dorf an, in welchem die Frau von einem Mitgliede ihres Stammes wohnt. Kolimbota war ganz zufrieden damit und nicht lange darauf ging die Heirath vor sich.

Zugleich mit der Ankunft der Manenko war auch Mosantu, der an Masiko abgeschickte Botschafter, wieder eingetroffen; alle Unterhåuptlinge des letztern begleiteten ihn und brachten einen prächtigen Elephantenzahn, zwei Kalabassen mit Honig und ein großes Stück blauen Wollenzeuges als Geschenk mit. Ohne Zweifel wollte Masiko dadurch zeigen, daß er in Wahrheit ein großer Håuptling sei, da er sogar mit den Waaren der weißen Männer Geschenke machen könne.

Masiko ließ Livingstone seine Freude über die Rückkehr der Gefangenen bezeigen und nahm die Friedensvorschlåge der Makololo mit Vergnügen an. Er versicherte auch, keinen seiner Unterthanen je an die Mambari verkauft zu haben, sondern lediglich Gefangene, die sein Volk



im Kriege mit den schwächeren Nachbarstämmen gemacht habe.

Livingstone gab dem Häuptling als Gegengeschenk seinen letzten Ochsen, denn obgleich die Balonda Ueberfluß an Wild haben, so ziehen sie doch Ochsenfleisch allem andern vor. Die Abgesandten Masiko's hätten gern das Thier sofort getödtet, aber dann wäre für den Häuptling selbst nichts übrig geblieben und Livingstone wollte die Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen.

Uebrigens waren die Borräthe Livingstone's so erschöpft, daß man lediglich von den Maniocwurzeln lebte, die Nyamoana jeden Abend schickte. Die Leute Masiko's hatten eben so wenig zu essen; allein die Unterhaltung mit den stammverwandten Barotse, die sie unter Livingstone's Begleitern antrafen, und die Wunder der Zauberklaterne ließen sie ihren Appetit vergessen.

Als man eben das Nachtlager zurecht machte, kam Manenko und fiel über die Mitglieder der Gesandtschaft mit einer Lebhaftigkeit her, die von den Gaben ihrer Zunge einen sehr sprechenden Beweis lieferte. Masiko hatte einmal Samoana um ein Kleid gebeten — das ist nämlich die Art, wie man hier zu Lande einen freundlichen Verkehr eröffnet, — doch nachdem er es empfangen hatte, sandte er dasselbe unter dem Vorwande, es scheine bezau-

bert zu sein, wieder zurück. Das war nun eine schwere Beleidigung, und Manenko hatte jetzt die beste Gelegenheit ihre Galle ausschütten zu können. Die Abgesandten des Schuldigen hatten in ihrem Dorfe übernachtet, ohne um Erlaubniß gebeten zu haben. Sollte man nun nicht glauben, daß sie, die Andere der Bosheit beschuldigten, die Hütten, in die sich heimlich eingeschlichen, mit einem Zauber belegt hätten? Und da die Zunge einmal los war, so verschonte Manenko auch nicht die eigenen Diener, die ja zu solcher Unverschämtheit die Erlaubniß gegeben, und warf endlich den Gegenständen ihres Zornes alle Vergehen vor, die sie von dem Tage ihrer Geburt an begangen; ja, sie hatte wenig Hoffnung, daß sie sich jemals bessern möchten, bis zu dem Augenblick, wo sie die Mahlzeit eines Alligators abgeben würden! Die so Gescholtenen waren indeß vernünftig genug, diesen Strom von Schmähungen ohne jede Erwiderung über sich ergehen zu lassen.

Als Livingstone eben im Begriff war, seine Reise fortzusetzen, schickte Manenko einige Maniocwurzeln und ließ sagen, sie wolle das Gepäck selbst bis zu Schinte bringen lassen; da die Träger indeß vor morgen nicht kämen, so müsse man bis dahin warten. Nichtsdestoweniger befahl Livingstone Alles in die Kähne zu bringen, um sofort anzubrechen. Doch Manenko war nicht die Frau,

die in dem, was sie einmal beschlossen hatte, nachgab. Sie erschien selbst mit ihrem Gefolge, nahm alle von Seseletu für Schinte bestimmten Geschenke in Beschlag und erklärte, dem Widerspruche Livingstone's entgegen, sie werde dieselben zu ihrem Oheim bringen. Die Begleiter des Missionairs fügten sich dieser Weiberherrschaft weit rascher, als es Livingstone gewünscht hätte; er selbst aber ging, wenig erbaut davon, zu den Röhnen. Da kam sie ihm nach, erklärte ihm mit vieler Sanftmuth, daß Schinte ihr zürnen würde, wenn sie nicht selbst die Leitung übernehme, und sagte, indem sie Livingstone wohlwollend die Hand auf die Schulter legte: „Setz, mein Männchen, mach' es wie die Andern!“ Da konnte die üble Laune wohl nicht länger Stand halten, und Livingstone nahm sein Gewehr, um auf die Jagd zu gehen.

Man findet hier das Zebra, das Rahetsi oder Kualata, das Kama, den Büffel und eine kleine Antilope, welche die Eingeborenen Hakitenwe nennen, die aber unter dem Namen Philantomba noch bekannter ist. Man muß in dieser Gegend oft mehrere Meilen weit eine Spur verfolgen, bevor man auf Wild stößt. Sehr merkwürdig ist der Instinkt dieser Thiere. Sie halten sich in Gegenden, wo Feuerwaffen bei der Jagd im Gebrauch sind, am liebsten an ganz freien Stellen auf, um den Jäger aus der mög-

lichsten Entfernung beobachten zu können. Dagegen suchen sie in dem Lande der Balonda, die nur mit Pfeilen schießen, das dichteste Gebüsch auf, wo der Bogen weit schwieriger zu gebrauchen ist. Auch wissen sie recht wohl, wie Livingstone glaubt, zu unterscheiden, ob ihnen ein bewaffneter oder ein unbewaffneter Mann naht.

## Siebzigstes Kapitel.

Aberglaube der Balonda. — Ein Götzenbild. — Verschanzungen der Häuser. — Wälder. — Künstliche Bienenkörbe. — Schinte's Boten. — Die Stadt Kabompo oder Schinte. — Eingeborene portugiesische Händler. — Der Empfang bei Schinte. — Schinte's Frauen. — Musikalische Instrumente der Balonda. — Schinte. — Gebräuche der Balonda. — Kinderraub. — Feuchtigkeit. — Sambanza berauscht sich. — Schinte's Abschiedsgeschenk.

Am Morgen des 11. Januar 1854 verließ man das Dorf der Nyamoana, welche Livingstone noch mit einer Schnur Perlen und einer bei den Balonda sehr geschätzten Muschel beschenkte, um das Benehmen ihrer Tochter am Tage vorher wieder gut zu machen. Man mußte zunächst über einen kleinen Fluß setzen. Manenko's Doktor schwenkte erst einen Talisman über seiner Gebieterin und gab ihr dann noch mehrere, die sie theils in der Hand hielt und theils am

Leibe befestigte, bevor sie es wagte, in den Kahn zu steigen. Einer von Livingstone's Zambesiern hatte, als er am Korb, der die Zaubermittel des Doktors enthielt, vorbeiging, etwas laut gesprochen, da warf ihm dieser seinen Mangel an Ehrerbietung vor und wagte selbst nur seine Blicke auf den geheimnißvollen Korb mit einem Flüstern zu begleiten, als habe er Furcht, von den Talismanen, die dort verschlossen waren, gehört zu werden. So abergläubisch sind selbst die Betschuanen und die Kaffern nicht, noch irgend ein anderes Volk im südlichen Afrika!

Manenko würde von ihrem Mann und ihrem Trommelschläger begleitet, der seine höllische Musik mit ungewöhnlicher Hestigkeit bis ihn fortsetzte, zuletzt ein feiner und dichter Regen nöthigte aufzuhören. Sambanza versuchte sich nun in verschiedenen Beschwörungsformeln und schrie aus Leibeskräften, um die Wolken zu zerstreuen, aber es regnete nach wie vor. Die Amazone schritt trotzdem so leicht und rüstig voran, daß ihr die Männer kaum folgen konnten; nur Livingstone konnte ihr zur Seite bleiben, weil er auf einem Ochsen ritt. Sie plauderten zusammen und er fragte, warum sie selbst im Regen so unbekleidet gehe. Da gab sie ihm zur Antwort, es schicke sich nicht für einen Häuptling ein weibisches Wesen zu haben; wer Andern befehle, müsse jung und kräftig sein, zum we-

nigsten so erscheinen, und müsse das Wetter nehmen, wie es komme, ohne darüber zu klagen.

Die Zambesier konnten die Kraft und die Leichtigkeit dieser Frau nicht genug bewundern. Sie ist ein wahrhafter Krieger, schrien sie einmal über das andre, und endlich waren Alle, durchnäßt und schauernd, von Herzen froh, als sie am Ufer eines Flusses vorschlug, Halt zu machen und die Nacht hier zuzubringen.

Die Gegend glich der früher schon geschilderten: der Wald wurde durch Wiesenflächen unterbrochen. Man kam an zwei Weilern vorüber, die von Mais- und Manioc-Pflanzungen umgeben waren. In ihrer Nähe bemerkte Livingstone zum erstenmal ein schauderhaftes Götzenbild, das im Balondalande häufig angetroffen wird. Es ist eine Thierfigur, die Aehnlichkeit mit einem Alligator hat. Sie ist aus Gras gemacht und mit Thon überzogen. Zwei Muscheln bilden die Augen des Ungeheuers, und eine Art Haar aus den Borsten des Elephantschwanzes ist ihm hier und da um den Hals herum eingesteckt. Dies Götzenbild steht unter einem Verschlage, und die Balonda rufen zu ihm und schlagen oft, wenn sie Kranke haben, die ganze Nacht durch vor ihm die Trommel.

Aus dem Gefolge der Manenfo trugen Manche viereckige Schilder, die mit vieler Sorgfalt aus Binsen ge-

flochten waren und drei Fuß Breite und fünf Fuß Länge hatten. Außerdem führten sie kurze und breite Schwerter und Bündel eisenspitziger Pfeile, so daß sie wild genug ausfahen; doch es schien, daß sie dem Mangel an Muth durch Waffen zu Hülfe kommen wollten.

Der Wald wurde nun so dicht, daß man genöthigt war, sich mit der Art einen Weg zu bahnen. Der Boden war vom Regen ganz überschwemmt, und Livingstone bemerkte hier, wie schon öfter, einen sehr starken Geruch von Schwefelwasserstoffgas. Diese unaufhörlichen Regengüsse, welche die Kleider nie trocken werden ließen, so wie die Ungesundheit der Gegend selbst zogen Livingstone ein Wechselfieber zu, das gar nicht aufhören wollte.

Am 11. und 12. Januar regnete es so heftig, daß man durchaus gezwungen war, Halt zu machen. Der Hunger quälte die Leute, und obgleich die Bewohner mancher Weiler, an denen man vorbeikam, ansehnliche Felder hatten, auf denen der Mais schon reif war, so gaben sie doch, als Manentso sie für Livingstone um etwas bat, nur wenige Aehren. Um ein solches Benehmen gegen die Nichte ihres Häuptlings erklärlich zu finden, muß man annehmen, daß sie selbst nur Sklaven eines reichen Mannes waren und daher über das Eigenthum ihres Herrn nicht verfügen konnten.



Jedes Haus dieser Weiler war mit einem Pfahlwerk umgeben, dessen Eingang sorgfältig verborgen war. Die Thür bleibt niemals offen, und wenn der Eigenthümer in sein Haus will, so hebt er an einer Stelle, die ihm allein bekannt ist und die sich äußerlich durch nichts unterscheidet, ein oder zwei Pfähle heraus und setzt sie sogleich wieder ein. Diese Vorsichtsmaßregeln zeigen, daß die Bewohner wenig Vertrauen zu einander haben, denn die Angriffe wilder Thiere, von denen ihre Pfeile das Land ganz gesäubert haben, sind nicht zu fürchten.

Von dem Dorfe der Nyamoana an traf Livingstone überall auf eine Art des Silberbaumes vom Cap (*Leucodendron-argentum*), der am Tafelberge in einer Höhe von zwei- bis dreitausend Fuß wächst, und der auch am Nordabhange der Kaschanberge in einer Höhe von viertausend Fuß vorkommt.

Je weiter man nach Norden kam, desto dichter wurde der Wald und desto sparsamer die Wiesen. Es war unmöglich außerhalb des engen Fußsteiges, den man sich mit der Art eroberte, noch einen Schritt zu thun. Ungeheure Schlinggewächse ranken sich, riesigen Boas gleich, um die Bäume, die sie zuweilen in ihrer dichten Umarmung absterben lassen. Der Motuiabaum, aus dessen Rinde die Barotse Angelschnüre und Fischneze machen, ist hier sehr

häufig; ebenso der Molompi, dessen leichtes und biegsames Holz vortreffliche Ruder giebt.

Man begegnete auch hier zuerst den künstlichen Bienenstöcken, die bis nach Angola hin sehr gewöhnlich sind. Von einem Baume, der etwa achtzehn Zoll im Durchmesser hat, löst man ein Stück der Rinde von ungefähr fünf Fuß forsältig ab, rollt es in Form einer Walze, schließt die beiden Enden derselben mit geflochtenem Graze und läßt nur auf einer Seite eine kleine Oeffnung zum Ein- und Ausgang der Bienen. Wenn so der Bienenstock fertig ist, so befestigt man ihn wagerecht an einen der höchsten Bäume, und auf diesem Wege gewinnt man alles Wachs, das von Loanda und Benguela ausgeführt wird. Der Eigenthümer wird nie vergessen, an dem Baum, auf welchem sein Bienenstock hängt, auch einen Talisman zu befestigen, um den Honig gegen Diebe zu schützen. Es kommt auch in der That sehr selten vor, daß sich die Eingeborenen gegenseitig bestehlen; denn sie haben den festen Glauben, daß der Raub eines Gegenstandes, an den ein Zauber gebunden ist, den Tod oder mindestens eine schwere Krankheit zur Folge hat. Die tiefe Dunkelheit der Wälder, von denen die Balonda umgeben sind, mag ihrer abergläubischen Empfindung viel Nahrung geben. Uebrigens wurde doch den schützenden Amuletten nicht überall Ehr-

furcht gezollt, denn Livingstone hörte in manchen Dörfern die Häuptlinge verkünden, daß um den oder jenen Garten, den die Diebe trotz der Talismane zu plündern gewagt hatten, ein wirklicher Zauber angebracht sei.

Der Regenüberfluß hatte eine ungeheure Menge Pilze hervorschießen lassen, die von Livingstone's Begleitern begierig verzehrt wurden. Eine der gewöhnlichsten und besten Arten wird auf allen Ameisenhügeln gefunden und ihr Umfang erreicht zuweilen den Durchmesser eines Hutdeckels. Diese eßbaren Pilze sind ganz weiß und schmecken selbst roh sehr gut. Die giftigen haben ein leuchtendes Roth oder ein prachtvolles Blau.

Mit großem Vergnügen stellte Livingstone, trotz des Fiebers und des Regens, im Geiste dieses tiefe Waldesdunkel dem feurigen Glanz der Kalahariwüste gegenüber! Die Wüste hatte ihn unaufhörlich mit Durst gequält, und hier, wenn sich der Wald von Zeit zu Zeit lichtete, trat er in irgend ein kleines reizendes Thal, das gegenwärtig von Wasser überfluthet war und selbst im Sommer nie versiegende Brunnen enthielt.

Man setzte in Rähnen über einen kleinen Fluß, der Lesuje, d. i. der reizende, heißt und der von einem gegen achthundert Fuß hohen Berge, dem Monakadzi (d. i. die

Frau) herabkommt und nach kurzem Lauf in den Liba mündet.

In jedem Thale lag auch fast immer ein Dorf, dessen Einwohner sich sehr freigebig bezeigten. Zuweilen flüchtete wohl in einem panischen Schrecken die ganze Bevölkerung, obgleich der Trommler der Manenko schon aus der Ferne ineinemfort trommelte, um aller Welt die Ankunft vornehmer Personen zu verkündigen. Wenn die Reisenden in einem Dorfe übernachteten, so liehen ihnen die Bewohner die Dächer ihrer Hütten, die denen der Makololo gleichen, d. h. einem chinesischen Hute. Die Dächer, welche nach Belieben abgenommen werden können, wurden nach dem Lagerplatze gebracht, auf die Erde legte man große Steine, und Livingstone's Begleiter schliefen so ganz behaglich. Ein Jeder, der Manenko oder Livingstone zu begrüßen kam, rieb sich die Arme und die Brust mit Asche, ja, wer noch ehrfurchtsvoller sein wollte, vergaß auch das Gesicht nicht.

Die Verehrung der Götzenbilder ist in dem Lande der Balonda ganz allgemein; jedes Dorf hat die seinigen, und trifft man eins im Walde an, so kann man sicher sein, daß mindestens ein Weiler in der Nähe liegt. Einer dieser scheußlichen Fetische, an dem man unterwegs vorbeikam, ruht auf einem wagerecht liegenden Balken, der von zwei

Pfosten getragen wird. Zwei Stricke, ringartig geschürzt, hängen an dem Balken, um die Opfergaben der Gläubigen aufzunehmen. Livingstone machte die Bemerkung, diese Götzen hätten zwar Ohren aber sie hörten nicht. Da entgegneten die Balonda, die ihn geleiteten: „Es ist wahr, das Holz hat nicht die Fähigkeit zu hören; es giebt aber Zaubermittel, welche diese Bilder hören und sogar Antwort geben lassen. Auf solche Weise sind z. B. die Balonda allezeit von der Annäherung ihrer Feinde unterrichtet.“ — Bald darauf ließ Manenko Halt machen unter dem Vorwande, sie müsse an ihren Oheim einen Boten absenden, um ihm den bevorstehenden Besuch anzukündigen. — Wozu ist das nöthig, fragte Livingstone, da Schinte Götzenbilder hat, die ihn von dem, was wir thun, in Kenntniß setzen? — Ich thu' es nur, entgegnete Manenko. Diese eigenthümliche afrikanische Redensart bedeutet, daß man etwas thut, ohne einen Grund zu haben.

Es war Sonntag Nachmittags, als Boten von Schinte kamen, welcher sagen ließ, daß er den Zweck der Reise billige und mit Vergnügen daran denke, den Weißen werde der Weg in sein Land geöffnet werden und er könne ihnen so viel Schmucksachen abkaufen, als er nur wolle. Manenko ging voraus. Wenn man bei den Balonda einen guten Empfang haben will, so muß man die etwas weit-

läufige Art, eine Bekanntschaft anzuknüpfen, nicht scheuen. So sandte Livingstone, wenn er in die Nähe eines Dorfes kam, allezeit einen Boten voraus, der den Bewohnern seine Ankunft und den Zweck seiner Reise ankündigen mußte. Darauf schickte der Häuptling des Dorfes eine Gesandtschaft der angesehensten Leute seiner Gemeinde ab, um den Fremden zu bewillkommen und ihm einen Baum anzuweisen, unter welchem er das Nachtlager aufschlagen könne. Ehe Livingstone diesen Gebrauch kannte, hatte er einigemal durch seine plötzliche Ankunft große Unruhe erregt und man betrachtete ihn bis zur Stunde seiner Abreise mit Mißtrauen.

Schinte hatte zwei große Körbe mit Manioc und sechs getrocknete Fische geschickt. Die Boten hatten auch die Haut eines Poluma-Affen (*Colobus guereza*) bei sich, welcher, mit Ausnahme der ganz weißen Mähne, kohlschwarz ist. Er soll weiter nördlich im Lande des Matiamwo vorkommen, der für den obersten Häuptling aller Balonda gilt.

Die Boten sagten Livingstone, Schinte fühle sich glücklich, drei weiße Männer auf einmal in seiner Stadt zu sehen, denn zwei andere Weiße hätten von Westen aus ihm gleichfalls ihre Ankunft ansagen lassen. Sollte das Barth oder Krapf sein? dachte Livingstone und vergaß bei dem

frohen Gedanken in dieser abgeschiedenen Gegend mit einem Europäer zusammenzutreffen, für den Augenblick sein Fieber. „Haben jene Männer dieselbe Hautfarbe, wie ich?“ fragte er. „Ja, ganz so!“ war die Antwort. „Haben sie auch solches Haar wie ich?“ — „Ist das Haar?“ entgegneten die Schwarzen, „wir glaubten, das sei eine Pervücke; solches Haar haben wir noch nie gesehn. Der weiße Mann muß einer von denen sein, die im Meere leben.“ Livingstone's Begleiter griffen diese Vorstellung auf und verkündeten sein Lob mit den Worten, das sei einer von den weißen Männern, welche die See bewohnen. „Betrachtet nur seine Haare!“ riefen sie, „das Wasser des Meeres hat sie ganz glatt gemacht!“ Livingstone mochte noch so oft erklären, daß die Weißen nur jenseits des Wassers aber nicht im Wasser selbst lebten, es war vergebens. Die Mambari hatten dieses Märchen in allen Gegenden Innerafrika's verbreitet und es gefiel den Reisegefährten des Missionairs zu gut, um es nicht fortzusetzen. Wenn Livingstone nicht dabei war, brüsteten sie sich damit, von einem wirklichen Meeremann angeführt zu werden. Seht nur sein Haar! jagten sie stolz, und nun wollte Jedermann das Haar des Reisenden in Augenschein nehmen. Da jene beiden angeblichen Weißen, die bei Schinte erwartet wurden, wolliges Haar hatten, so war es klar, daß Livingstone keine Euro-

päer erwarten durfte, sondern muthmaßlich portugiesische Mulatten, die mit Sklaven, Wachs und Elfenbein handelten.

Am 16. Januar gelangte man in ein reizendes Thal, das gegen Osten bis zu einem niedrigen Ausläufer des Monakadzi reichte. Ein Fluß schlängelte sich mitten hindurch, und an einem kleinen Bache, der von Westen in den Fluß mündete, lag (12 Grad 37 Min. 35 Sec. südl. Br., 22 Grad 47 Min. östl. Länge) die Stadt Kobompo's oder Schinte's, wie er sich selbst lieber nannte, Ansicht nach Manenko's.

Als die Sonne hoch genug stand, um, einen glücklichen Einzug zu gestatten, setzte sich der Zug nach der Stadt in Bewegung. Sie liegt mitten unter Bananen und anderen dicht belaubten Bäumen der tropischen Zone. Die Straßen sind gerade, im Gegensatz zu denen der Betschuanen Dörfer, die in lauter Krümmungen angelegt sind. Zum erstenmal sah Livingstone hier Hütten mit viereckigen Wänden und runden Dächern. Die Zäune, welche die Höfe umschließen, laufen gleichfalls in gerader Linie. Sie werden aus Pfählen gebildet, die einige Zoll weit von einander abstehen, und die Zwischenräume füllt man mit großen Gräsern oder blattreichem Buschwerk aus, das um die Pfähle geflochten wird. In den Höfen hatten die Einwohner Tabak, Zuckerrohr, Bananen und eine kleine Solanee angepflanzt, die



als ein Leckerbissen gilt. Manche Pfähle sind auch wieder ausgeschlagen, und ringsherum sind Bäume aus der Familie der *Ficus indica* gepflanzt, um Schatten zu geben. Die Balonda haben eine ganz besondere Ehrfurcht vor diesen Bäumen. Ueberall sah man Ziegen weiden. Als die Fremden sichtbar wurden, stürmte ein Haufe bewaffneter Neger auf sie los, als ob sie sie auffressen wollten. Einige hatten Schießgewehre, es war aber augenscheinlich, daß sie damit nicht umzugehen wußten. Nachdem sie den Zug umringt und eine Stunde lang betrachtet hatten, gingen sie wieder auseinander.

Die beiden obenerwähnten portugiesischen Mulatten hatten ihr Lager dem Livingstone's gegenüber aufgeschlagen. Obgleich einer von ihnen in Folge seiner krankhaften gelblichen Gesichtsfarbe noch lichter ausah als Livingstone selbst, so ließ doch das wollige Haar, das seinen Kopf bedeckte, seine Abstammung durchaus nicht verkennen. Diese Mulatten hatten eine Anzahl junger Mädchen bei sich, die sie vor Kurzem in Lobale gekauft hatten. Die Sklavinnen waren gefesselt und mußten in Ketten den Platz vor dem Lager mit einer Hacke vom Graße reinigen. In der Gesellschaft der Sklavenhändler befanden sich auch einige Mambari. Es ging alles nach militairischer Ordnung; Trommel und Trompete gaben das Zeichen, ganz wie es bei

den portugiesischen Colonisten Gebrauch ist. Es war zum erstenmal, daß Livingstone's Begleiter gefesselte Sklaven sahen. Das sind keine Menschen! riefen sie unwillig, das müssen Thiere sein, die ihre Kinder so behandeln!

Die Balonda sind echte Neger; sie haben auf dem Kopf und am Leibe weit mehr Wollenhaar als irgend ein Kaffer oder Betschuane. Ihre Hautfarbe ist im Allgemeinen sehr dunkel, doch findet man auch Einige, die eine ziemlich helle Färbung haben. Aus dieser Gegend sind früher die meisten Sklaven nach Brasilien gebracht worden. Livingstone sah unter den Balonda manche, die dem gewöhnlichen Negertypus keineswegs entsprachen, sondern wohlgestaltete Köpfe hatten.

Am 17. Januar gegen 11 Uhr fand die große Audienz bei Schinte statt. Manenko litt an einer Unpäßlichkeit und Sambanza nahm daher die Ehre in Anspruch, die Fremden dem Häuptling vorzustellen. Er hatte sich sehr herausgeputzt und mit Glasperlen behängt; sein Kleid war so lang, daß ein Kind, wie ein Page, hinter ihm gehen und die Schleppe tragen mußte. Die portugiesischen Mulatten und die Mambari hatten ihre Flinten bei sich, um Schinte zu Ehren eine Salve zu geben; außerdem machten ihre Trommeln und Trompeten so viel Lärm, als diese alten Instrumente nur immer hervorbringen konnten. Die

Kotla, in welcher die Audienz ertheilt wurde, hatte etwa dreihundert Fuß im Geviert, und an jedem Ende der Kotla erhob sich ein herrlicher Banianenbaum. Unter einem derselben war eine Art Thron errichtet, der mit einer Leopardenhaut bedeckt war. Auf diese setzte sich Schinte, der ein buntes Tüchchen trug und einen kleinen rothen Schurz, grün eingefärbt. Sein Hals war mit zahlreichen Schnüren von Glasperlen geschmückt und Arme und Beine mit Kupfer- und Eisenringen bedeckt. Auf dem Kopf hatte er eine Art Helm, der aus Glasschnüren künstlich zusammengesetzt war und dessen Gipfel ein großer Busch von Gänsefedern krönte. Neben dem Throne standen drei junge Leute, jeder mit einem Bündel Pfeile auf der Schulter.

Beim Eintritt in die Kotla grüßte das Gefolge der Manenko den Häuptling durch Händeklatschen und Sambanza rieb sich ehrfurchtsvoll die Brust und Arme mit Asche. Da der Platz, welchen der zweite Banianenbaum beschattete, unbesezt war, nahm ihn Livingstone ein, und diesem Beispiele folgten seine Begleiter. Nun rückten die verschiedenen Abtheilungen des Stammes heran, und jeder Anführer einer solchen begrüßte Schinte, indem er sich mit Asche rieb. Hierauf kamen die Krieger, welche, bis an die Zähne bewaffnet, die Schwerter schwingend, mit entsetzlichem Geschrei und dem wildesten Ausdruck ihrer Gesichtszüge auf

die Fremden zustürzten. Da aber diese ohne ein Zeichen von Furcht ruhig sitzen blieben, so machten die Krieger Kehrt, begrüßten Schinte und zogen sich zurück. Als nun Jeder wieder auf seinem Platze saß, so nahmen jene wunderlichen Luftsprünge ihren Anfang, die bei allen dergleichen Versammlungen nie fehlen dürfen. Ein Mann stand auf und nahm hintereinander die verschiedensten Fächerstellungen an; er stellte sich, als ob er einen Speer würfe, fängt scheinbar einen zweiten mit seinem Schild auf, springt zur Seite, um einem dritten auszuweichen, läuft rückwärts, vorwärts, führt alle nur erdenklichen Sprünge aus, und dergleichen mehr. Nachdem auch dieses Schauspiel ein Ende genommen, gingen Sambanza und der Dolmetscher der Nyamoana erst rückwärts, dann wieder vorwärts und als sie vor Schinte standen, begannen sie mit lauter Stimme Alles herzusagen, was sie nur immer über Livingstone und dessen Begleiter gehört hatten. Sie erzählten, in welchen Beziehungen Livingstone zu den Makololo stehe, daß er die Gefangenen zurückgebracht habe, von seiner Absicht, das Land dem Handelsverkehre zu öffnen, von der Bibel, welche das Wort Gottes sei, von dem Wunsche des weißen Mannes, die verschiedenen Stämme einträchtig mit einander leben zu sehen, — ein Wunsch, den er freilich zuerst den Makololo hätte aussprechen

sollen, denn diese seien es, welche die Balonda bekriegt hätten, die ihrerseits nie den Frieden gebrochen. Vielleicht, schloß Sambanza seinen Vortrag, hintergeht uns der weiße Mann, vielleicht spricht er die Wahrheit, wir wissen es nicht; doch wie dem auch sei, die Balonda haben ein gutes Herz, Schinte hat nie Jemanden etwas Böses gethan, er wird also den weißen Mann gut aufnehmen und ihn dann seines Weges ziehen lassen.

Un hundert Frauen, die ihren größten Staat, d. h. rothwollenes Zeug angelegt hatten, saßen hinter Schinte. Die Hauptfrau, von dem Stamme der Matebele, saß voran und zeichnete sich durch eine eigenthümliche rothe Kappe aus. Während der Pausen gaben diese Damen eine Art klagenden Gesanges zum Besten; aber es war nicht zu unterscheiden, wen sie damit feiern wollten. Es war zum erstenmal, daß Livingstone Frauen an einer öffentlichen Versammlung theilnehmen sah. Im Süden ist es ihnen nicht gestattet, die Kotla zu betreten, und ohne die Erlaubniß des Häuptlings durften sie es nicht einmal dann, wenn Gottesdienst darin gehalten wurde. Hier aber gaben sie den Rednern durch Händeklatschen ihren Beifall zu erkennen, redeten sie lachend an, und Schinte selbst wandte sich häufig um und plauderte mit den Frauen.

Es waren auch drei Trommelschläger und vier Pia-

nisten da, d. h. solche, welche das afrikanische Piano oder die Marimba schlugen. Sie machten mehrere Male die Kunde um die Kotla und gaben einen Ohrenschaus ihrer Kunstfertigkeit zum besten. Die Trommel der Balonda wird aus einem Baumstamm geschnitzt und hat auf der Seite ein kleines Loch, welches, wie Livingstone erzählt, mit Spinnengewebe überzogen ist. Die beiden Enden sind mit Antilopenhaut bespannt, die man in's Feuer hält, um sie straff anzuziehen. Dies Instrument wird mit den Händen geschlagen.

Das Piano oder die Marimba, besteht aus zwei parallel laufenden Stangen, die in der Mitte gerade sind und an den Enden gebogen, so daß sie die Form eines halben Wagenrades haben. Ueber die Stangen sind quer fünfzehn hölzerne Tasten gelegt von zwei bis drei Zoll Breite und fünfzehn Zoll Länge. Die Dicke derselben richtet sich nach der Tiefe des Tons. Unter jeder Taste ist eine Kalebasse angebracht, deren oberer Theil abgeschnitten ist. Diese hohlen Kürbisse von verschiedener Größe, in welche die Querstangen eingefügt sind, vertreten die Stelle eines Resonanzbodens. Der Ton ist wohlklingend. Man schlägt die Marimba mit kleinen Trommelstöcken und schätzt ganz besonders die Geschwindigkeit des Spiels. Die Portugiesen

in Angola lassen dies Instrument im Orchester zum Tanze spielen.

Nachdem der neunte Redner seinen Vortrag beendigt hatte, stand Schinte auf und Alle folgten seinem Beispiel. Er hatte während der ganzen Feierlichkeit eine echt afrikanische Würde behauptet, nichtsdestoweniger aber sein Auge kaum von dem Antlitz des Reisenden abgewandt. Es mochten im Ganzen außer jenen dreihundert Kriegern noch etwa tausend Personen anwesend sein. Die Sonne brannte schon sehr stark und eine Flintensalve der portugiesischen Mulatten beschloß die Sitzung.

In der Nacht wurde Livingstone durch einen Boten des Häuptlings geweckt, der ihn bitten ließ, zu ihm zu kommen. Aber Livingstone, der ohnehin am Wechselstieber litt und in vollem Schweiße lag, fand diese Besuchszeit keineswegs geeignet und blieb liegen, trotz allem Zureden Kolimbota's. Erst am folgenden Morgen gegen zehn Uhr begab er sich nach Schinte's Residenz. Man führte ihn in einen Hof, dessen Umzäunung aus einem künstlichen Geflecht von Stäben gebildet war, das sich mauerartig zu einer ansehnlichen Höhe erhob. Zahlreiche Bäume verbreiteten wohlthuend ihre Schatten.

Schinte ließ nicht lange auf sich warten. Er war, nach Livingstone's Schätzung, damals ein Mann von etwa fünf-

undfünfzig bis sechzig Jahren. Er ist von mittlerem Wuchs, und sein Gesicht ist frei und offen. Er schien sehr guter Laune und bemerkte in Bezug auf den gestrigen Tag: er habe geglaubt, daß ein Mann, der ein Abgesandter der Götter sei, sich ihm nähern und zu ihm sprechen würde. Allerdings, entgegnete ihm Livingstone, habe er diese Absicht gehabt, sie aber, jenen furchtbaren Vorbereitungen gegenüber, auf die Bitten seiner Leute wieder aufgegeben. Livingstone sprach nun ganz frei vom Herzen weg und hatte die Freude durch seine Offenheit den alten Herrn, der mehr als einmal zum Zeichen des Beifalls in die Hände klatschte, für sich zu gewinnen.

Nachdem man die Hauptsachen durchgesprochen hatte, fragte ihn Livingstone, ob er schon je zuvor einen weißen Mann gesehen habe. „Noch nie,“ entgegnete Schinte, „Du bist der erste Mann mit glatten Haaren und weißer Haut, den ich zu Gesicht bekomme. Auch hab' ich noch Keinen gesehen, der so wie Du gekleidet war.“ Die Fremden, welche Schinte besucht hatten, waren nur Mambari und portugiesische Mulatten gewesen.

Da einige Balonda die Aeußerung fallen ließen, „ihr Häuptling habe einen bittern Mund, weil er kein Ochsenfleisch zu schmecken bekomme,“ so schenkte ihm Livingstone einen Ochsen. Schinte war sehr erfreut darüber, doch



kaum hatte Manenko davon Nachricht bekommen, so gerieth sie in heftigen Zorn, als ob ein Unrecht an ihr verübt worden sei, und sagte: „Dieser weiße Mann gehört mir, denn ich habe ihn hergebracht; ich bin es also, und nicht Schinte, die ein Recht auf den Ohsen hat.“ In Folge dessen ließ sie das Thier durch ihre Leute herbeiholen, ließ es schlachten und gab ihrem Oheim, der dies gewaltsame Verfahren ruhig mit ansah, nur ein Viertel davon. Da sich die Gegend vortrefflich zur Viehzucht eignet, so rieth Livingstone dem Häuptling, sich mit den Makololo in Verbindung zu setzen und Kälber von ihnen zu kaufen; ein Rath, welchen sich Schinte mit gutem Erfolg zu Nuße machte.

In diesem fruchtbaren Thale gedeihen Mais und Manioc außerordentlich gut. Livingstone sah den letztern, welcher den besten Boden verlangt, hier, wo das Erdreich nie gedüngt wird, sechs Fuß hoch.

Livingstone litt unausgesetzt an heftigen Fieberanfällen, und Schinte meinte, dies könne das einzige Hinderniß sein, das sich dem Verfolg seiner Reise entgegenstelle, denn im Uebrigen wolle er ihm Führer mitgeben, die der Wege genau kundig wären. Er empfahl ihm auch als Heilmittel gegen das Fieber, viel Meth zu trinken. Schinte selbst schien für dieses Getränk, welches sehr stark war, eine Vor-

liebe zu haben, auch ohne Fieber. Er war ein Freund Sebituane's gewesen, und die Töpfe mit Butter und Ochsenfett, welche ihm Sekeletu geschickt hatte, machten ihm große Freude. Er wünschte Kolimbota bei sich zu behalten, um durch ihn seine Gegengeschenke zurückzuschicken. Man erfuhr später, daß dieser Vorschlag von Kolimbota selbst ausgegangen war, der von der Wildheit der Stämme, zu denen man kommen würde, viel Abschreckendes gehört hatte.

Die Balonda beobachten die Vorschriften der Etikette mit großer Feinlichkeit. Wenn ein Niederer einem Höheren auf der Straße begegnet, so wirft er sich sofort auf die Knie, reibt sich Brust und Arme mit Staub und klatscht in die Hände, bis die vornehme Person an ihm vorüber ist. Sambanza benahm sich ganz ebenso, so oft er mit dem Sohne Schinte's zusammentraf.

Wenn die Frau, die für den Häuptling Wasser holt, ausgeht, so läutet sie mit einer Glocke, um die Leute davon in Kenntniß zu setzen, damit sich Jedermann entferne und ihr ja Niemand in den Weg komme; denn das wäre ein schweres Verbrechen, weil jede Annäherung auf das Getränk des Häuptlings einen bösen Einfluß haben könnte. Falls sich ein Armer dieses oder ein ähnliches Vergehen zu Schulden kommen läßt, so benutzt man es als einen Vorwand, um ihn oder seine Kinder an die Nambari zu verkaufen. Ein junger Mann

hatte sich aus Lobale hieher geflüchtet und veräußert sich dem Häuptling vorzustellen. Dies wurde als eine Beleidigung angesehen, und zwar als eine so schwere, daß man es für ganz gerechtfertigt hielt, ihn festnehmen und verkaufen zu lassen. Dies geschah gerade als Livingstone hier ankam. Die Balonda suchten es damit zu rechtfertigen, daß er keinen Grund für seine Flucht angegeben habe und sein Häuptling sie also beschuldigen könne, einem Verbrecher Schutz zu gewähren. Kein Häuptling im Süden würde so gegen einen Flüchtling handeln.

Der entsittlichende Einfluß, welchen der Sklavenhandel ausübt, macht sich in aller Weise bemerkbar. Zwei Kinder von sieben und acht Jahren verließen die Wohnungen ihrer Eltern, um in der Nähe Holz zu lesen; allein sie kehrten nicht wieder zurück, und es war auch keine Spur von ihnen aufzufinden. Dies geschah so nah bei der Stadt, daß man den Raub durchaus nicht wilden Thieren zuschreiben konnte, sondern vielmehr vornehmen Hofleuten, welche die unglücklichen Kinder ergriffen und wahrscheinlich verkauft hatten. Die Mambari haben große viereckige Hütten, in denen sie die gestohlenen Kinder, die man ihnen bringt, einschließen; sie empfangen gute Nahrung, dürfen ihr Gefängniß aber nur bei Nacht verlassen, um Luft zu schöpfen. Dieser häufige Menschenraub erklärt also, warum die Bewohner

jener abgelegenen Weiler ihre Wohnungen so mit Pfählen verschauzen. Es bleibt wohl den Armen nichts weiter übrig, da Schinte selbst diese nächtlichen Thaten zu begünstigen scheint. Er zeigte überhaupt eine Vorliebe für die Nacht, und Livingstone mußte ihm mehr als einmal erklären, daß er den Häuptling lieber bei Tage besuche. Er wies auch eine kleine zehnjährige Sklavin zurück, die ihm Schinte wiederholentlich anbot, der, wie er sagte, Jedem, der ihn besuche, ein Mädchen zum Geschenk mache. Livingstone entgegnete ihm, er thue sehr unrecht daran, und statt die Kinder ihren Eltern fortzunehmen, möge er doch lieber mit Vieh, Elfenbein und Wachs handeln. Aber Schinte ließ sich in diesem Punkte nicht überzeugen. Ein großer Herr, sagte er, müsse ja doch immer ein Kind haben, das ihm Wasser hole.

Die Bilder der Zauberlaterne machten dem Häuptling ungemein viel Vergnügen und er bewies sich sehr verständig dabei.

Diese Häuptlinge sind im Allgemeinen auf die Ehre, einen Fremden bei sich zu sehen, so stolz, daß es immer nicht leicht ist, jeinen Besuch bei ihnen abzukürzen. Livingstone aber wurde überdies noch durch den Regen zurückgehalten, der Tag für Tag in Strömen herabstürzte. Nichts blieb von der Feuchtigkeit verschont. Die chirurgischen In-

strumente wurden mit Rost überzogen, die Kleider stockig, die Schuhe schimmelten und das kleine Zelt war von der Fäulniß so durchsiebt, daß allezeit ein Staubregen hindurchdrang und Livingstone den Kopf unter die Decke stecken mußte, wenn er schlafen wollte. Am Morgen waren alle Gegenstände mit starkem Thau belegt, selbst innerhalb des Zeltes, und kaum funkelte die Sonne Nachmittags einige Augenblicke, so kamen auch schon Gewitter.

Die Nordwinde bringen hier immer dickes Gewölk und Ströme von Regen; im Süden kommen die Regenwolken nur von Ost und Nordost. Sobald die Sonne nicht mehr schien, fiel das Thermometer auf 72 Grad F.; bei hellem Wetter steigt es dagegen auf 82 Grad, selbst Morgens und Abends.

Am 24. Januar hoffte Livingstone endlich abreisen zu können; doch Sambanza, den man schon früh am Morgen nach Führern ausgesandt hatte, kehrte Mittags ohne dieselben zurück, ja noch mehr, er war vollständig betrunken. Es war das erstemal, daß Livingstone in dieser Gegend ein Beispiel schwachhafter Betrunkenheit zu Gesicht bekam. Das landesübliche Bier, Bayola, macht vielmehr schläfrig als aufgeregt, und wer sich an diesem Bier berauscht, wird allezeit schlaftrunken. Doch Sambanza hatte, wie seine unzusammenhängenden Antworten ergaben, nicht von dem

Biere, sondern von dem Meth getrunken, der bei weitem stärker ist. Er taumelte nach der Hütte der Manenko, die ihn hereinließ, damit er seinen Rausch ausschläfe.

Um Livingstone den höchsten Beweis seiner Freundschaft zu geben, kam Schinte in sein Zelt, obgleich dasselbe kaum zwei Menschen fassen konnte. Er betrachtete mit lebhaftem Interesse Alles, was seine Aufmerksamkeit erregte: das Thermometer, die Bücher, den Spiegel, die Uhr, den Kamm, die Bürste u. s. w.; dann schloß er sorgfältig das Zelt, damit Niemand von seinem Gefolge ihn belauschen könne, zog aus seinem Kleide eine Schnur Glaskorallen, an welcher das Ende einer kegelförmigen Muschel hing, die in diesen vom Meere entfernten Gegenden einen sehr hohen Preis hat, und hing sie Livingstone als Beweis seiner treuen Freundschaft um den Hals. Dergleichen Muscheln werden hier nur von vornehmen Personen getragen, man kann für zwei derselben einen Sklaven kaufen und für fünf einen Elefantenzahn, der einen Werth von zehn Pfund St. hat.

Bei dem letzten Zusammentreffen stellte Schinte auch den Führer vor, einen Mann von etwa fünfzig Jahren, Namens Intemese, und nachdem der Häuptling den Reisenden noch mit einem guten Vorrath Mehl versorgt hatte, nahm man unter herzlichem Lebewohl von einander Abschied.

## Achtzehntes Kapitel.

Giftiger Manioc. — Aberglaube und Gebräuche der Balonda. — Dörfer der Balonda. — Ueberschwemmte Ebenen. — Der Lokalueje. — Soana Mosoyo. — Mozinkwa. — Quendende Matiamwo. — Der Lotembwa. — Vorstellung bei dem Häuptling Katema. — Der Dilolo-See. — Singvögel. — Spinnen. — Sage von der Entstehung des Dilolo-Sees. —

Die Ameisen auf der Dilolo-Ebene.

Am 26. Januar brach man von Schinte auf, zog in nördlicher Richtung ein liebliches Thal entlang, bog dann nach Westen um, und erreichte im Walde wandernd, ein Dorf, wo man die Nacht zubrachte. Am Morgen hatte man zur Rechten eine anmuthige Reihe grüner Hügel, welche die Saloischen heißen und zahlreich bevölkert sind. Der Charakter der Gegend blieb im Allgemeinen derselbe; es war eine waldbewachsene Ebene mit braunrothem Boden, der von großer Fruchtbarkeit schien. In jedem Thale lag

ein Dorf von zwanzig bis dreißig Hütten, um die herum Manioc gebaut wird, welcher das Hauptnahrungsmittel der Eingebornen ist. Der Anbau erfordert sehr wenig Arbeit; es werden lange, drei Fuß breite und einen Fuß hohe Beete gemacht, in die man die Maniocstengel vier Fuß von einander einpflanzt. In die Zwischenräume steckt man noch Bohnen oder Erdnüsse. Nach zehn bis achtzehn Monaten kann man den Manioc erndten; man braucht sich mit der Erndte zwar nicht zu beeilen, doch nach Verlauf von drei Jahren empfangen die Wurzeln eine Bitterkeit, die sie ungenießbar macht. Die Pflanze wird gegen sechs Fuß hoch, und jeder Theil derselben ist zu gebrauchen. Man ißt die Blätter als Gemüse und die knolligen Wurzeln geben Mehl.

Es giebt zwei Arten Manioc, von denen die eine süß und unschädlich, die andere bitter und giftig ist, allein bei weitem schneller wächst. Um das Gift, das in den Knollen sitzt, zu entfernen, legt man die Wurzeln einen Tag lang in Wasser, löst die Haut ab, läßt sie an der Sonne trocknen und zerstampft sie. Das Mehl, welches auf diese Weise gewonnen wird, ist sehr weiß und hat viel Aehnlichkeit mit der Stärke. Dieses Mehl, in kochendem Wasser umgerührt, bildet das vornehmste Nahrungsmittel der Eingebornen. Livingstone fand es sehr unschmackhaft, und



konnte es kaum, mit Honig vermischt, hinunterschlucken. In allen Dörfern, durch welche der Zug seinen Weg nahm, wurden Lebensmittel bereit gehalten, wie Intemese, der erste Führer, in Schinte's Namen anbefehlen ließ. Auch brachten die Leute willig und reichlich.

Es war bemerkenswerth, daß die Balondaführer eine weit strengere Etikette beobachteten, als die Führer der südlichen Stämme. Sie wollten nicht mit den Reisenden essen, wiesen Alles zurück, was ihnen etwa die Makololo gelegentlich von Speisen anboten, und zogen sich zu ihrer Mahlzeit in den Busch zurück, wo ihnen Intemese ihre Portionen zutheilte. Auch unter sich beobachteten die Balonda eine ungemeine Zurückhaltung. Jede Hütte hat ihr eigenes Feuer, und wenn dasselbe einmal zufällig erlischt, so wird der Eigenthümer nie welches von seinem Nachbar holen. Ohne Zweifel hängt dies Alles mit ihrem Aberglauben zusammen. Bei jedem Dorfe findet man, wie schon erwähnt, im Walde einen Fetisch in Gestalt eines Menschen- oder Löwenkopfes. Je dichter und dunkler der Wald ist, desto häufiger werden die Götzenbilder. Menschengesichter sind in die Rinden der Bäume, welche den Fußsteig entlang stehn, eingegraben, und an den Zweigen hängen Opfergaben von Maisähren und Maniocwurzeln. Von Zeit zu Zeit findet man Haufen von kleinen Stecken, und

wer vorübergeht, fügt immer noch einen hinzu. Zuweilen sind auch Stecken quer in den Weg gelegt, und dann weicht jeder Eingeborne ehrfurchtsvoll aus. Es ist, als wolle man beständig den Zorn der unsichtbaren Wesen entwarnen, die nach der abergläubischen Vorstellung der Balonda, in der Finsterniß dieser Wälder haufen.

Die Männer tragen um die Lenden einen Schurz, meist von den weichgegerbten Fellen des Schakals oder der wilden Katze; die Frauen gehen ganz unbekleidet, ohne das Bewußtsein zu haben, daß hierin etwas Unziemliches liege.

Senseits des Lonaje traf man sehr hübsche Dörfer an, die wie gewöhnlich inmitten von Bananen, Maniocpflanzungen und Gebüsch lagen. Erst vor Kurzem war ein ganzes Dorf aus dem Lande Matiamwo's hierher übersiedelt. Die Bewohner sahen ihn allerdings nach wie vor als ihren Häuptling an; gleichwohl ergiebt sich aus dergleichen Wanderungen, welche häufig vorkommen, daß die Macht der großen Häuptlinge doch nicht ganz unbeschränkt ist. — In diesen Dörfern tragen die Männer den Bart dreisträngig geflochten.

Die Stadt des Balondahäuptlings Casembe liegt, wie man Livingstone sagte, gegen Nordosten, etwa fünf Tagesreisen östlich von der Residenz Schinte's. Viele Leute gehen von dort nach Casembe, um Kupferringe einzukaufen,

die in der letzteren Stadt angefertigt werden. Die Bewohner von Casembe sind Balonda oder Baloi und das Land dieses Häuptlings wird von den Portugiesen Londa, Lunda oder Lui genannt.

Es war nicht immer leicht, die Führer von dem Ort, wo sie einmal waren, zur Abreise zu bewegen. Als Bevollmächtigte des Häuptlings lebten sie auf Kosten der Bevölkerung so gut als möglich und entsagten nie ohne Widerstreben dem Vergnügen, sich bewirthen zu lassen. Allein auch Livingstone's Zambesier ließen viel zu wünschen übrig. Sie hatten zum erstenmal ihr Land zum Zweck einer ganz friedlichen Expedition verlassen, und wußten nicht den rechten Ton gegen die fremden Bewohner zu treffen. Bald sprachen sie zu ihnen höchst gebieterisch und dann wieder, wenn Livingstone ihnen dies verwies, gehorchten sie dem Ersten Besten, der ihnen in den Weg kam.

Am 31. Januar kam man an den Liba und setzte in Rähnen über, welche die Eingebornen geliehen hatten. Der Fluß hat hier kaum mehr als dreihundert Fuß Breite. Der Regen fiel so häufig und heftig, namentlich eine Stunde vor Sonnenaufgang, wie dies Livingstone in einer südlichen Gegend nie erlebt hatte.

Am 1. Februar erblickte man die Piriberge, ein Name, welcher „zwei“ bedeutet. Livingstone bemerkte mit Er-

staunen, daß man in Mokwankwa, wo er sich eben befand, weit mehr Werth auf englische Baumwollenzzeuge legte, als auf Glasperlen und Schmucksachen, die anderswo sehr gesucht sind. Allerdings sind diese Stoffe auch den Balonda bei weitem nützlicher als den Betschuanen, welche die Grenzen der Kalahari bewohnen und Thierfelle genug zu ihrer Bekleidung haben. Hier aber, wo die wilden Thiere sehr selten sind, steigt auch der Preis für den Kattun.

Jenseit des Liba traf man eine große Ebene an, die wenigstens zwanzig Meilen breit war und so unter Wasser stand, daß dieses an den seichtesten Stellen den Reisenden bis an die Knöchel ging. Auf den westwärts liegenden Lobale-Ebenen würde es, wie der Führer versicherte, bis an den Gürtel gegangen sein. Fast den ganzen Tag über behielt man die Piriberge zur Rechten.

Die Ebene, die man so eben durchwanderte, war nicht vom Liba überschwemmt worden, denn der Fluß hatte seine Ufer noch nicht verlassen, sondern der Boden ist so vollständig wagerecht, daß der Regen nicht abfließen kann und Monate lang darauf stehen bleibt. An einigen Stellen erheben sich kleine Inseln, auf denen verkümmerte Feigenbäume und Sträucher wachsen. Die Ebene ist mit einem dichten Grase bedeckt, das über das Wasser emporragt und ihr das Ansehn einer blaßgelben Prairie giebt. Weiterhin

bemerkt man einige Bäume, der Horizont aber ist unbelaubet. Das Wasser mußte jedenfalls schon längere Zeit hier verweilen, denn zwischen dem Grase zeigten sich eine Menge Lotusblüthen und man bemerkte auch die Spuren von Krebsen, Wasserschildkröten und fischfressenden Thieren, die hier ihre Beute suchten.

Obgleich Livingstone auf einem Ochsen ritt, so hatte er doch immer nasse Füße, und die armen Zambesier, die im Wasser wateten und seit man in Londa war, keinen trocknen Weg mehr gehabt hatten, klagten, daß ihnen die Fußsohlen, die sonst eine wahre Hornhaut haben, anfangen aufzuweichen.

Der Einzige, der sich in dieser Gegend zurecht finden konnte, war der Führer Intemese. Er zeigte Livingstone das Dorf, wo seine Mutter wohnte, Mofala a Mama, und erzählte viel von seinen Jugenderinnerungen. Alle Makalafinder haben eine große Anhänglichkeit an ihre Mutter und folgen dieser, wenn sie sich von ihrem Manne trennt oder ihren bisherigen Wohnort verläßt. Man darf indeß aus dieser kindlichen Zärtlichkeit keinen zu günstigen Schluß auf die übrigen sittlichen Eigenschaften machen; denn Intemese z. B. war der lügenhafteste Mensch, den es geben konnte. Die Betschuana dagegen kümmern sich sehr wenig

um ihre Mutter und hängen um so mehr ihrem Vater an, besonders, wenn eine Erbschaft an Vieh zu hoffen ist.

Man schlug das Nachtlager auf einer der kleinen Inseln auf, die, wenn auch spärlich, mit Holz versehen sind. Die Verschläge, welche Livingstone's Begleiter errichteten, gewährten gegen die Heftigkeit des Regens keinen ausreichenden Schutz. Die ungeheure Wassermasse, welche die Ebene bedeckt, hat keinen andern Abfluß als in die Nebengewässer des Liba, in die es langsam verfließt. Die Dichtigkeit des Graswuchses und die vollkommen horizontale Lage des Bodens hindert das Wasser, sich in dem Erdreich Furchen zu graben. Ueberall, wo es so lange stehen bleibt, wachsen Bäume entweder gar nicht, oder nur in verkümmertem Gestalt.

Die Ebenen von Lobale, die noch weit umfangreicher sind, bieten die nämlichen Erscheinungen dar. Das Wasser sickert ganz allmählig in den Boden ein, und ist es vollständig aufgesogen, so kann es vorkommen, daß die Reisenden in der trocknen Jahreszeit nicht einmal Wasser genug finden, um ihren Durst zu löschen. Es ist aber nicht schwer, welches zu erhalten, indem man einen Brunnen gräbt; denn es liegt fast unter der Oberfläche des Bodens.

Diese andauernden Ueberschwemmungen sind für das ganze Flußsystem dieser Gegend von außerordentlicher Wich-

tigkeit. Die Ebenen von Lobale geben einer Menge Flüsse den Ursprung, welche den tiefen und nie versiegenden Thobebilden. Noch andere Ebenen von dem nämlichen Charakter lassen den Loeti und den Kasai entstehen, und so entspringen auf einer Strecke von beträchtlichem Umfang, sämtliche Gewässer nicht aus Quellen sondern aus Sumpfwiesen.

Als der Regen wieder nachließ, brach man auf und gelangte nordwestlich wieder auf bewohntes Land. Man hatte nicht nöthig Verschläge zu errichten, denn die Einwohner liehen auch hier bereitwillig und ohne jeden Entgelt die Dächer ihrer Hütten. Der Schutz, den diese nach oben hin gegen den Regen gewährten, sicherte aber nicht gegen die Feuchtigkeit des überschwemmten Erdbodens. Man grub also um jede Lagerstätte einen Graben, in den das Wasser abfloß, und erhöhte den Platz, auf dem man schlief.

Am 6. Februar setzte man zu Kahn über einen Arm des Lokalueje und dann über den Hauptstrom selbst. Der erstere führt den Namen Nuana Kalueje, d. h. Kind des Kalueje, eine Bezeichnung, die hier zu Lande bei allen Nebenflüssen gebräuchlich ist. In dem Hauptstrome leben viel Flußpferde, ein Beweis, daß er nie gänzlich austrocknet. In dieser wasserreichen Zeit hatte der eigentliche Strom eine Breite von hundert und zwanzig Fuß. Wahrschein-

lich aber vermindert sich dieselbe in den trocknen Monaten bis auf die Hälfte.

Der Lokalueje nimmt seinen Lauf von Nordosten nach Südwesten und mündet in den Liba. Die Gegend, welche er bewässert, ist schön und fruchtbar. Hin und wieder erheben sich hohe und prachtvolle Baumgruppen. Die Einwohner säen und erndten das ganze Jahr: Mais, Lotja und Lokesch oder Hirse. Die Weiden sind vortrefflich, und Livingstone's Begleiter beklagten unaufhörlich, daß es hier keine Röhre gäbe, um dieses feine und zarte Gras zu fressen.

Zur Regenzeit kommt auch der Mosalafisch auf den überschwemmten Ebenen zahlreich vor. Mit dem Fall des Wassers zieht er sich nach den Flüssen zurück. Die Valonda aber versperren ihm durch Dämme und Hecken dermaßen den Weg, daß ihm nichts übrig bleibt, als eine schmale Oeffnung hindurch zu ziehen, an welcher Fischkörbe und Netze aufgestellt sind, aus denen der Fisch keine Rettung mehr findet. Er wird auf solche Weise in ungeheurer Anzahl gefangen und giebt, geräuchert und getrocknet, ein Nahrungsmittel, das mit der unschmackhaften Manioccoft sehr vorthellhaft abwechselt. Man macht auch Wehre aus Rohrmatten, die ganz schmale Oeffnungen haben, hinter denen Fischkörbe angebracht sind. In stillem Wasser legt man eine Art Fischfallen, die ganz unsern Mausfallen



gleichen. Außerdem fischt man mit einer Angel, deren Spitze einwärts gekrümmt ist, aber keinen Widerhaken hat. Netze sind hier weniger im Gebrauch als an den Ufern des Zouga und des Liambye; dagegen bedient man sich zum Fange der gestopfenen Blätter eines betäubenden Strauches, der hier überall bei jeder Wohnung angepflanzt wird.

Am 7. Februar kam man, einige Meilen jenseit des Lokalueje, in das Dorf des Soana Motopo, eines Halbbruders des Katema. Man fand Soana umgeben von etwa hundert seiner Leute. Er forderte Intemese öffentlich auf, ihm Nachrichten über die Reisenden zu geben, was insgeheim ganz gewiß schon geschehn war. Ueber den Zweck der Reise sprach er sich beifällig aus, beklagte aber, daß Schinte den Makololo, die man fürchten müsse, den Weg in sein Land gewiesen.

Die Balonda haben in der That sehr große Furcht vor den Makololo. Intemese wurde unterwegs überall gefragt, wie sich die Fremden benähmen, und die Lobsprüche, die er ihnen ertheilte, übten großen Einfluß auf das Verhalten der Bevölkerung. Einmal traf man ganz unvermuthet mitten in einem Dorf ein, dessen gesammte Einwohnerschaft so eben im Schatten der Bäume Mittagsruhe hielt. Der Schrecken war so groß, daß eine Frau in Krämpfe fiel. Dennoch reichten wenige Worte von

Intemese hin, alle Furcht zu zerstreuen. Er war also in dieser Beziehung von großem Nutzen, obgleich übrigens ein Lügner und ein Prahler. So rühmte er sich der Kämpfe, die er selbst mit den Makololo bestanden haben wollte; allein er schwieg, da man ihn fragte, wo er die breite Narbe herhabe, die seinen Rücken zeichnete und die sein Zeugniß seiner Tapferkeit ablegte.

Es regnete in einemfort, und man schlug das Lager bei der Wohnung des Mozinkwa auf, eines verständigen und wohlwollenden Mannes, der ein Unterthan des Katemba war. Er hatte einen schönen vortrefflich gepflegten Garten, um welchen eine lebendige Hecke von Banianenzweigen, die wieder Wurzel geschlagen hatten, eine undurchdringliche Wand bildete. Rings um die Hütte hatte seine Frau Baumwollenstauden gepflanzt, so wie verschiedene Küchengewächse, den gewöhnlichen Ricinus, so wie einen größeren Strauch, *Iatropa curcas*, aus dem man gleichfalls ein abführendes Del gewinnt, das aber hier nur zum Einsalben des Körpers gebraucht wird. Mitten im Garten, unter dem Schatten einer Baumgruppe stand das Wohnhaus Mozinkwa's. Seine Kinder waren alle von einer Mutter; sie waren sehr schwarz, doch von angenehmer Gesichtsbildung, die hübschesten Negerkinder, welche Livingstone je gesehen hat. Mann und Frau empfingen ihn auf das

Herzlichste. Als er sie später auf seiner Rückkehr wieder besuchen wollte, war Alles verödet. Die Frau war gestorben und Mozinkwa hatte seine Bäume, seinen Garten und seine Hütte verlassen. Die Balonda bleiben nie an dem Orte, wo sie das Unglück gehabt haben, eine geliebte Frau zu verlieren; sie können das Andenken an die glücklichen Tage, die sie verlebt haben, in ihrer nun vereinsamten Hütte nicht ertragen. Sie kehren an die Stätte des Todes nur zurück, um die, welche nicht mehr ist, anzurufen, oder eine Gabe niederzulegen. Diese Sitte ist der Stetigkeit der Dörfer in dieser Gegend sehr hinderlich.

Mozinkwa erzählte, daß Soana Molopo, der ältere Bruder des Katema sei, daß aber dieser, der weit mehr Verstand und Einsicht besitze, sich die Macht, die seinem Bruder zukomme, allein dadurch angeeignet habe, daß er Viehzucht trieb und die Flüchtlinge, die ein Asyl bei ihm suchten, gütig aufnahm.

Am 10. Februar verließ man die gastfreundliche Behausung des Mozinkwa und setzte auf Rähnen über einen etwa hundert und zwanzig Fuß breiten Fluß, den Monakalueje, d. i. Bruder des Kalueje; er ist ein Zufluß des letztern, der seinerseits, gleich dem Livoa, in den Liba mündet. Auch nimmt der Liba noch, ein wenig unterhalb der Stelle, wo ihn LIVINGSTONE überschritt, den Ghesumadje

auf, nachdem dieser vorher den Lotembwa aufgenommen. Troß des Hochwassers sahen alle diese Flüsse vollkommen klar aus. Das Gras, welches die aus schwarzer Lehmerde bestehenden Uferwände bedeckt, ist so dicht, daß diese nie durchbrochen werden. Die Flüsse trocknen auch nie so aus, wie die Ströme im Süden, die man den größten Theil des Jahres hindurch trocknen Fußes überschreiten kann.

Als man eben über den Mona Kalueje setzte, kam ein Bote von Katema, Namens Schakatwala. Er war der Haushofmeister oder vielmehr das Factotum des Häuptlings. Jeder Häuptling hat eine solche Person in seinem Dienst; gewöhnlich sind es arme, doch immer schlaue und gewandte Leute, die dazu ausgewählt werden. Schakatwala brachte Livingstone die Botschaft, Katema sei zwar von seiner Ankunft nicht in Kenntniß gesetzt worden, doch er liebe die Fremden, und werde sie, wenn ihre Absichten friedlich seien, mit Vergnügen empfangen. 961788 — 931923

Auf dem Wege zu Katema wurde noch ein Besuch bei Quendende, dem Schwiegervater des Häuptlings, abgestattet. Es war ein hübscher alter verständiger Mann, der ein sehr höfliches Benehmen hatte. Das äußerst reiche Wollenhaar, das seinen Kopf bedeckte, war in der Mitte gescheitelt und in zwei dicke Zöpfe geflochten, die hinter den Ohren bis auf die Schulter herabsielen. Der Rest

war in einen großen Knoten gebunden, der über dem ganzen Nacken lag. Quendende kehrte soeben von einem Begräbniß zurück, aber der Trommler hörte noch immer nicht auf, die Trommel zu schlagen, weil man durch diesen Lärm den Geist des Todten in Schlaf bringen will. Jedes Dorf hat seinen Trommler, und zuweilen hört man ihn von Sonnenuntergang bis früh am Morgen in voller Thätigkeit. Es scheint, man traut den Geistern der Abgeschiednen nichts Gutes zu, und die Ehrenbezeugungen, die man ihnen erweist, sind weniger eine Folge der Liebe als der Furcht.

Livingstone traf hier mit einigen Männern zusammen, die eben aus der Stadt des Matiamwo (Muata Yamwo) kamen und von dort abgesandt waren, um Quendende den Tod des letzten Häuptlings dieses Namens anzuzeigen. Matiamwo ist nämlich der erbliche Titel und Muata bedeutet Häuptling oder Herr. 961788 — 931923

Nach der Erzählung dieser Leute mußte der letzte Matiamwo geradezu verrückt gewesen sein; denn zuweilen rannte er in einem Wuthanfall durch die Straßen und hieb ohne Unterschied einem Jeden, dem er begegnete, den Kopf ab, bis er einen ganzen Haufen von Menschenköpfen beisammen hatte. Er hatte das Recht über Leben und Tod seiner Untertanen, und man sieht, welchen Gebrauch dieser absolute Herrscher von seinem Recht machte. Sein Land,

meinte er, sei zu bevölkert, und die Zahl seiner Bewohner müsse durchaus vermindert werden.

Livingstone erkundigte sich, ob noch Menschenopfer stattfänden. Sie werden immer seltener, entgegnete man ihm; doch kommt es allerdings vor, daß ein Mensch geschlachtet wird, weil der Häuptling irgend einen Theil seines Körpers zu einer Beschwörung braucht. Hossentlich, fügte man hinzu, werde der jetzige Häuptling nicht wie sein wahnsinniger Vorgänger handeln und nur diejenigen tödten, die sich der Zauberei und des Diebstahls schuldig gemacht hätten.

Die Leute des Matiamwo waren über die Freiheit, welche die Makololo genossen, sehr erstaunt und noch mehr, als sie hörten, daß jeder von Livingstone's Begleitern selbst Vieh besitze, während bei ihnen nur der Häuptling im Besiz einer Rindviehheerde ist. Einer von ihnen fragte, ob ihm die Makololo wohl eine Kuh für einen Nachen geben würden, wenn er diesen zu Wasser bis in ihr Land bringe. Diese Frage, welche bejaht wurde, war insofern von großer Wichtigkeit, als sie den Beweis giebt, daß eine Flußverbindung zwischen dem Lande des Matiamwo und dem der Makololo bekannt sein muß.

Es wäre gewiß sehr vortheilhaft, wenn diese Stämme mit eingender in Verbindung träten. Wenn die Häuptlinge

wußten, wie die benachbarten Stämme ihre Handlungsweise beurtheilen, so würde das auf diese selbst nicht ohne Einfluß bleiben. Die Makeloso sind in Londa als unbarmherzige Menschenjäger verrufen, und die Unterthanen Matiamwo's haben es bisher nicht gewagt sich der grausamen Tyrannei ihres Häuptlings zu widersetzen, weil sie vor ihren Nachbarn Furcht hatten, und keinen Ort wußten, wohin sie sich nöthigenfalls retten könnten.

Quendende begleitete die Reisenden und ebenso der Anführer der Gesandtschaft von Matiamwo. Nachdem sie zwei bis drei Meilen in nordwestlicher Richtung zurückgelegt hatten, kamen sie an die Furth des Letembwa, der von Norden nach Süden fließt. Obgleich der Strom nur eine Breite von zweihundert vierzig Fuß hatte, ging das Uebersetzen doch sehr langsam, denn die Ebene war überschwemmt und man mußte mehr als eine halbe Meile rudern, um auf's Trockne zu kommen.

Nun zündete man ein tüchtiges Feuer an, damit der greise Quendende sich wieder erwärmen und seine Tabaksblätter trocknen konnte. Man legt die frisch gepflückten Blätter an's Feuer, bis sie ganz trocken und spröde sind, zerreibt sie dann mit einer kleinen Mörserkeule und der Schnupftabak ist fertig. Inzwischen ließ sich Livingstone von dem Boten Matiamwo's noch Mancherlei von den Gebräuchen

jeines Landes erzählen. Bei dem Tode eines Häuptlings werden immer eine bestimmte Anzahl seiner Diener geschlachtet, damit es ihm in der andern Welt nicht an Gesellschaft fehle. Bei den Barotse herrscht der nämliche Gebrauch, und dies beweist, daß sie wirkliche Neger sind, trotzdem daß sie, ebenso wie die Balonda, zuweilen von dem eigenthümlichen Negertypus abweichen.

Der gutmüthige Quendende bemerkte, er würde in einem solchen Falle vorher alle seine Leute sich verstecken lassen, damit man sie nicht tödten könne. Je weiter man gegen Norden kommt, desto grausamer und abergläubischer wird der Charakter der Bewohner.

Wenn der verstorbene Matiamwo nach irgend etwas Verlangen getragen, z. B. nach der Uhrkette Livingstone's, so würde er, versicherte man diesem, ein ganzes Dorf verkauft haben, um den erwünschten Gegenstand zu besitzen. Wenn ein Sklavenhändler zu ihm kam, so nahm er sofort seine sämtlichen Waaren in Beschlag, und dann schickte er hier oder dorthin eine Bande seiner Raubgesellen aus, die plötzlich irgend ein großes Dorf überfielen, den Vorsteher tödteten und die ganze Bevölkerung mit fortschleppten, die dann der Sklavenhändler als Bezahlung für seine Waaren empfing.

Und wußte denn Matiamwo nicht, fragte der Missio-



nair, daß er ein Mensch sei und nach seinem Tode vor einem Herrn erscheinen müsse, vor dem kein Ansehn der Person gilt und der ihn richten würde Angesichts aller seiner Opfer?

Wir, entgegnete der Bote, wir gehen nicht zu Gott hinauf wie ihr, wir bleiben in der Erde, in die man uns legt.

Nach dem Glauben der Balonda entfernen sich die Seelen der Abgeschiednen nicht von der Begräbnißstätte.

Acht Meilen jenseit des Lotembwa kam man zu der Stadt Katema's (11 Grad 35 M. 49 Sec. südl. Breite, 22 Grad 27 Min. östl. Länge), die aber mehr eine Vereinigung verschiedener Dörfer als eine Stadt ist. Während die Reisenden in der Nähe derselben einen Platz auswählten, der für das Lager am geeignetsten schien, erstattete Intemesse den üblichen Bericht, dem der Häuptling alsbald eine Menge von Lebensmitteln folgen ließ.

Am andern Morgen war Vorstellung. Katema, der auf einer Art Thron saß, war von dreihundert Kriegern umgeben, und dicht hinter ihm saßen dreißig seiner Frauen. In einem Halbkreise, etwa fünfzig Schritt von dem Häuptling, saß die Masse des Volks. Jede Abtheilung hatte ihren Befehlshaber, der sich an der Spitze seiner Leute befand, um auf ein Zeichen Katema's sich dem Throne zu nähern

und Theil an der Berathung zu nehmen. Katema ließ den Reisenden fünfzehn große Körbe mit Mehl, sechs Stück Geflügel und ein Duzend Eier als Geschenk überreichen, wobei er sein Bedauern ausdrückte, daß sie am Abend vorher hätten hungern müssen. Er liebe nicht, sagte er, daß Fremde in seinem Lande hungrig blieben, und darauf fügte er hinzu: „Kehrt nach euerm Lager zurück, haltet eure Mahlzeit und erholt euch, damit ihr wohl im Stande seid, wenn ich euch morgen früh Audienz gebe, mit mir zu sprechen.“ Er wandte sich nun zu einer Anzahl hübscher junger Männer aus Lobale, die ihren Häuptling Kaugente verlassen hatten, weil dieser mehrere Mitglieder ihrer Familien den Portugiesen verkauft hatte.

Katema ist ein Mann von hohem Wuchs; er mochte damals etwa vierzig Jahre haben. Am Tage des Empfanges trug er einen aus Federn und Glasperlen zusammengesetzten Helm, einen tabakbraunen Rock, um jeden Arm einen breiten Zindelfstreifen und in der Hand einen großen Wedel, der aus den Spitzen von Gnuschwänzen gemacht war. Diesen Wedel, der als ein kostbarer Talisman galt, bezabt mit mannigfacher Zauberkrast, schwenkte er unaufhörlich, so lange Livingstone bei ihm war, hin und her. Er schien bei guter Laune und lachte mehr als einmal laut auf.

Als die Reisenden aufstanden, um fortzugehen, erhoben sich auch alle Andern, ganz wie bei Schinte.

Am andern Morgen empfing Katema Livingstone mit folgenden Worten: „Ich bin der große Mōene (Herr) Katema, der Genosse Matiamwo's und kein Häuptling dieser Gegend ist uns gleich. Ich habe immer hier gelebt, wo vor mir meine Vorfahren ihren Wohnsitz hatten. Hier wirst du nirgends Menschenschädel finden; ich habe nie einen Händler getödtet; sie kommen alle in meine Stadt. Ich bin der große Mōene Katema, von dem du sprechen gehört hast.“ Er sah aus, als ob er im Schlafe von seiner Größe träumte. Als ihn Livingstone mit seinen Absichten bekannt gemacht hatte, bewilligte er sogleich drei Führer und bemerkte, der nordwestliche Weg sei allerdings der kürzeste und alle Handelsleute, die hieherkämen, schlugen ihn ein, allein die Ebenen seien gegenwärtig überschwemmt und an manchen Orten würde das Wasser den Wanderern bis an die Hüfte reichen; er wolle sie daher auf einem Fußsteige führen lassen, den noch kein Händler betreten habe. Dies stimmte um so mehr mit Livingstone's Wünschen überein, als er seinen Weg für sicher hielt, dessen sich Sklavenhändler zu bedienen pflegen.

Livingstone schenkte dem Häuptling verschiedene Gegenstände, die ihm großes Vergnügen zu machen schienen,

einen kleinen Shawl, ein Rasirmesser, drei Schnüre Glasperlen, einige Knöpfe und ein Pulverhorn. Der Reisende entschuldigte den geringen Werth seiner Gaben und bat, Katema möge selber auswählen, was er ihm von Loanda mitbringen solle; es müsse nur nicht viel kosten. Der Häuptling lachte sehr über diesen Zusatz und entgegnete, er werde auch das kleinste Geschenk dankbar aufnehmen; im Uebrigen: sein Rock sei alt und er würde sehr zufrieden sein, wenn er einen neuen bekäme.

Livingstone wollte ein religiöses Gespräch anknüpfen, doch einer von den alten Räthen unterbrach ihn plötzlich und sprach von ganz andern Dingen. Auch wird die Aufmerksamkeit Katema's schwerlich durch etwas andres gefesselt, als durch Complimente, nach denen alle Häuptlinge sehr begierig sind und die sie mit Zinsen zurückgeben. Uebrigens bewies sich Katema im Allgemeinen äußerst wohlwollend, trotzdem, daß die Makololo durchaus nicht in gutem Rufe bei ihm stehen.

Der Häuptling besaß eine Heerde von etwa dreißig Stück prächtigem Rindvieh, die alle von einem Paar abstammten, das er früher von den Balobale gekauft hatte. Sie waren fast ganz und gar weiß und so scheu, daß sie bei jeder Annäherung die Flucht ergriffen. Wenn ein Rind getödtet werden sollte, so mußte wie auf einen Büffel Jagd

gemacht werden. Livingstone machte Katema darauf aufmerksam, wie vortheilhaft es sein würde, die Kühe zu melken. Matiamwo soll eine ähnliche Rindviehherde besitzen. Es ist unbegreiflich, daß in einem Lande, wo die Weiden so vortrefflich sind, die Viehzucht nicht mehr gepflegt wird. Livingstone mußte einen seiner eignen Ochsen schlachten lassen, um endlich wieder einmal nach dem ewigen Maniocbrei und dem grünen Mais sich und den Seinigen ein Fleischgericht zu verschaffen. Man bot auch den Balonda davon an, allein sie nahmen nur rohes Fleisch, welches sie dann auf ihre Weise zubereiteten. Als Ausdruck der Ueberaschung hörte Livingstone öfter das Wort: „Allah!“ und weiterhin die Begrüßungsformel: „Ave-rie,“ wahrscheinlich Ave-Maria, ein Beweis, daß sich dergleichen Formeln weiter und leichter verbreiten als der Glaube selbst.

Der Gefährte des geschlachteten Ochsen fraß zwei Tage lang nichts, brüllte unaufhörlich und machte wiederholt Versuche zu entfliehen. Livingstone's Leute behaupteten, er sage zu sich selbst: „Man wird mich tödten, wie meinen Freund!“ Katema bildete sich ein, das Brüllen sei die Wirkung eines Zaubers und empfand nun vor Livingstone einige Furcht, weshalb er auch die Zauberlaterne des Missionairs gar nicht sehen wollte.

Intemesse hatte von Schinte den Auftrag erhalten,

ihm eine von seinen Frauen, die mit einem jungen Manne aus Katema's Stamme entflohen war, wieder zu bringen. Das arme Weib wurde gegen ihren Willen zurückgeschickt, wie sehr sie auch gegen die Gewalt protestirte. „Ich weiß wohl,“ sagte sie, „daß ich nicht meine alte Stelle wieder einnehmen, sondern an die Nambari verkauft werden soll.“ Livingstone's Leute hörten manchmal von den ärmeren Unterthanen Katema's die Aeußerung: „Wir wollten, unsre Kinder könnten mit euch in das Land der Makololo gehen, denn hier sind wir alle in Gefahr verkauft zu werden.“ Ohne Zweifel würde die Auswanderung aus Londa nach dem Süden sehr stark werden, wenn nicht in Bezug auf die entfernteren Stämme hier eine so erstaunliche Unwissenheit herrschte.

Livingstone empfing auch den Besuch eines alten Mannes, der mit dem letzten Matiamwo an einem Tage geboren und sein beständiger Gefährte gewesen war. Der Reisende, welcher eben vor der Thür seines Zelttes saß und seinen Feldstuhl ausbesserte, lud ihn ein, sich neben ihn auf das Gras zu setzen. Aber der alte Mann wies diese Zumuthung entschieden zurück. „Ich habe,“ entgegnete er, „während der ganzen Regierungszeit des letzten Häuptlings nie auf der Erde gesessen, und werde mich heute nicht dadurch erniedrigen, daß ich einen solchen Platz einnehme.“

So wurde denn ein Holzblock vom Feuer genommen und damit der Schwierigkeit abgeholfen. Gekochtes Fleisch, das ihm angeboten wurde, wollte er gar nicht berühren, bemerkte aber, daß er gern ein kleines Stück mit nach Hause nehmen würde. Er war sehr erfreut, als ihm Livingstone beim Abschiede durch einen seiner Leute ein wenig Fleisch nachtragen ließ.

Er erzählte, daß der Lolo oder Lulua ein Arm des Ljambye sei, der nach Süden oder Südsüdosten fließe; doch die Unterthanen Matiamwo's hätten nie gewagt, den Fluß abwärts zu fahren, aus Furcht mit einem gewissen Stamme (wahrscheinlich den Makololo) zusammenzutreffen. Der Alte nannte auch fünf Flüsse, die sich in den Lolo ergießen, den Lischisch, Lij oder Lise, Kalileme, Ischidisch und Molong. Sie sind alle nicht beträchtlich, bilden aber nach ihrer Vereinigung eine ansehnliche Wassermasse. Das Land, welches der Lolo bewässert, ist eine fruchtbare, stellenweis bewaldete Gegend und zahlreich bevölkert. In Süden hatten oft die Eingebornen auf den Wunsch des Reisenden einen Umriß ihres Landes im Sande gezeichnet; allein der alte Mann wollte sich durchaus nicht dazu verstehen.

Die Gepäckträger, welche Katema versprochen hatte, weigerten sich geradezu, mitzugehen. „Es sind flüchtige Balobale,“ sagte der Häuptling, „die ich gütig aufgenom-

men habe und die mich nun mit Undankbarkeit belohnen. Wenn sie so fortfahren, so werde ich sie in ihr Land zurückschicken.“ Diese Drohung war aber keineswegs ernstlich gemeint, denn alle Häuptlinge suchen vielmehr so viel Leute als möglich um sich zu versammeln. Die Balobale wußten das auch sehr wohl und beharrten auf ihrer Weigerung, selbst dann, als der Führer Schakatwala sie mit gezogenem Säbel zum Gehorsam zwingen wollte. Ein solcher Fall ist in einem Lande, wo die Leute oft wegen eines ziemlich leichten Vergehens verkauft werden, sehr überraschend. Bei den Makololo würde ein ähnliches Benehmen sofort mit dem Tode bestraft worden sein.

Livingstone litt wieder an einem Fieberanfall und eben so mehrere von seinen Leuten. Obgleich der Winter begonnen hatte, stand doch das Thermometer auf 90 Grad F.; der Wind wehte von Norden und brachte ein wenig Kühle, eine Erscheinung, die Livingstone in Afrika zum erstenmal bemerkte, denn gewöhnlich ist der Südwind frisch, der Nordwind aber immer heiß. Doch kommt es selten vor, daß der Wind genau aus der einen oder der andern dieser Richtungen bläst.

Am 20. Februar wurde aufgebrochen, und erst nachdem man fünf Meilen in nordnordwestlicher und dann noch zwei in westlicher Richtung gegangen war, kam man an



das schmale Ende des Dilolo-Sees, der hier nur zwölf bis fünfzehn Fuß breit ist, so daß man ihn für einen Fluß halten würde. Der Theil des Sees, welchen Livingstone selbst nicht sah, hat, bei sieben bis acht Meilen Länge, eine Breite von drei Meilen und soll viel Fische und Flußpferde enthalten.

Dieser See war, nach Katema's Aussage, noch nie von Fremden besucht worden, selbst nicht von Sklavenhändlern, und Livingstone würde ihn gern näher erforscht haben, allein das zweitägige Fieberleiden hatte seine und die Kräfte seiner Leute so erschöpft, daß er nur daran denken konnte, die Reise ohne Aufenthalt fortzusetzen.

Die Unterthanen Katema's haben eine große Vorliebe für Singvögel. Man sieht fast neben jeder Hütte hübsch geflochtene Käfige mit einer Art Kanarienvogel, die Sabazo heißt. Oben an den Käfigen sind Fallen angebracht, um die Vögel zu fangen. Warum sperrt ihr diese Vögel in Käfige? fragte Livingstone. Sie singen so schön! war die Antwort. Diese Kanarienvögel sind im wilden Zustande eine große Plage für die Getreidfelder. Der Sabazo hat eine gelbliche Brust mit einem leichten grünen Fleck auf derselben; der grüngelbliche Rücken ist mit länglichen Streifen gezeichnet, die in der Mitte zusammenlaufen; ein schmaler schwarzer Streifen geht vom Schnabel aus über das Auge,

rahmt dasselbe ein und kehrt wieder zum Schnabel zurück. Bei den Barotse giebt es auch schöne Kanarienvögel mit rothem Kopfe.

Die Singvögel, von denen es rings um die Dörfer wimmelt, begrüßen fröhlich die Ankunft des Tages. Manche von ihnen haben eine so starke Stimme wie unsre Drosseln, und der *Haleyon senegalensis* läßt einen hellen Ton hören, dem einer Pfeife ähnlich, in welcher sich eine Erbse befindet. Während der Tageshitze schweigen sämtliche Vögel und suchen sich ihre Ruheplätze in den schattigsten Theilen des Waldes aus. Erst gegen Abend beginnen sie ihr melodisches Concert. Die große Menge von kleinen Vögeln in einer Gegend, die sonst an Thieren jeder Art so arm ist, hat etwas Ueberraschendes. Je weiter man kam, desto auffälliger wurde die verhältnißmäßige Seltenheit von Wild und großen Vögeln. Die Ströme haben nur wenig Fische; die gemeine Fliege ist bei weitem nicht so zahlreich wie in den Gegenden, wo es viel Milch giebt, und selten kommt es vor, daß man im Schlaf durch die Moskitos beunruhigt wird. Die Tsetse fehlt ganz.

Allein die Gegend ist darum von andern Plagen, die dem Reisenden fast eben so lästig werden, nicht frei. Livingstone wurde einmal des Nachts durch etwas aufgeweckt, das ihm über das Gesicht lief. Er sagte es mit den Ein-

gern und wurde sofort an der Stirn und der Hand gestochen oder gebissen. Als Licht angezündet wurde, sah er daß dieser Stich, welcher sehr schmerzhaft war, von einer hellfarbigen einen halben Zoll langen Spinne herrührte. Einer von Livingstone's Leuten hatte das Thier sogleich zerdrückt und es ließ sich daher nicht untersuchen, ob die Wunde vermittelst eines Giftstachels oder der Kinntackten gemacht war. Der Schmerz verging nach zwei Stunden ganz von selbst. Die Betschuanen versichern, daß es in ihrem Lande eine kleine schwarze Spinne gebe, deren Biß tödtlich sei. Livingstone selbst erlebte nie einen solchen Fall, doch findet man häufig hier eine sehr große schwarzhaarige Art, fünf Viertel Zoll lang und drei Viertel Zoll breit, die an dem Ende ihrer Vorderfüße einen Stachel, ähnlich dem Schwanz eines Skorpions, hat, aus welchem ein Gifftropfen herauskommt, wenn man den wulstigen Theil drückt, in welchem der Stachel sitzt.

Im Süden giebt es Spinnen, die sich ihrer Beute im Sprunge bemächtigen, und wenn sie erschreckt werden und die Flucht ergreifen, wohl einen Fuß weit springen können.

Eine große röthliche Spinne (*Mygale*) lauert weder auf ihre Beute noch springt sie danach; sie läuft aber mit außerordentlicher Schnelligkeit und sucht unaufhörlich nach Fraß. Man kann sich eines Gefühls von Schauer bei

ihrem Anblick nicht erwehren, sie ist aber unschädlich. Die Eingebornen nennen sie Selali. Das Nest dieser Spinne ist äußerst merkwürdig. Man sieht eine Thür von der Größe eines Schillings, die über einem tiefen Loch liegt, welches den nämlichen Durchmesser hat. Die innere Seite der Thür besteht aus einer ganz weißen seidenartigen Substanz und gleicht satinirtem Papier, wogegen die äußere Seite mit einer Erdlage bekleidet ist. Sucht man zufällig die Thür zu bewegen, so findet man sie an der einen Seite durch eine Angel befestigt. Auch schließt sie so genau auf der Oeffnung, die sie beschützt, daß man das erdfarbige Nest gar nicht zu erkennen vermag. Man gewahrt es nur, wenn die Spinne herausgegangen ist und die Thür aufgelassen hat.

In einigen Theilen dieser Gegend ist eine dicke gelbgefleckte Spinne sehr gewöhnlich, deren Netz oft einen Durchmesser von drei Fuß hat. Die Stränge, welche dies Gewebe halten, hängen an zwei Bäumen und sind so dick wie starker Zwirn. Die Fäden gehen von einem Mittelpunkt aus, in welchem das Thier auf seine Beute lauert. Das Netz hängt senkrecht, und nicht selten wickelt es sich wie ein Schleier dem Wanderer um den Kopf.

Noch andre Spinnen leben in Gesellschaft und bedecken den Baum, den sie sich auswählen, ganz und gar mit ihren Geweben, so daß der Stamm völlig unsichtbar ist. Auch

die Hecken, auf denen sie sich niederlassen, verschwinden gänzlich unter ihrem Gespinnst. Eine Spinne im Lande der Makololo, welche das Innere der Hütten bewohnt, ist rund, braungefleckt und hat einen halben Zoll im Durchmesser. Sie sucht sich eine Stelle an der Wand aus, die sie mit einer weißen seidenartigen Substanz, wie die der Mygale, bedeckt. Es ist ein förmlicher Teppich, den sie macht und auf dem sie den ganzen Tag zubringt. Livingstone konnte nicht sehen, mit was sie sich nährt. Trotz des Widerwillens, den sie einflößt, ist sie eine unschädliche Hausgenossin.

Jenseit des Dilolo-Sees liegt eine große Ebene, die etwa zwanzig Meilen breit ist. Schakawatwale bestand darauf, daß man erst hinreichend Lebensmittel zusammenbringe, bevor man diese wüste und gegenwärtig ganz überschwemmte Gegend betrete. Von der Entstehung des Dilolo-Sees erzählte er folgende Sage:

Ein weiblicher Häuptling, Moëne Monenga, kam eines Abends in das Dorf des Nachbarn Mosogo, der gerade auf der Jagd war, und da sie Hunger hatte, so bat sie die Frau des Mosogo um Speise, die ihr auch reichlich gegeben wurde. Monenga setzte nun ihren Weg fort und kam in ein anderes Dorf, das gerade an der Stelle lag, die jetzt der See bedeckt. Sie richtete an die Bewohner

desselben die nämliche Bitte; diese aber gaben ihr nichts, um ihren Hunger zu stillen, und da sie die Hartherzigen ihres Geizes wegen bedrohte, so fragten sie spottend: „Was kannst du denn thun, um uns zu strafen?“ Ohne darauf zu antworten, begann Manengo langsam ihren Namen zu singen: Monenga woo. Und während sie die letzte Sylbe immer länger zog, verschwand das ganze Dorf mitsammt den Hühnern und Hunden, und an der Stelle, wo es gestanden hatte, erschienen die Fluthen des Sees. Als Kasimakate, der Häuptling des Dorfes, der gerade damals nicht daheim war, zurückkehrte und diese Verwandlung gewahr wurde, so stürzte er sich in den See, der, wie man annimmt, von jener Zeit an sein beständiger Aufenthalt ist. Der Name des Sees, in dem der Unglückliche verzweifelnd seinen Tod suchte, kommt von dem Worte ilolo, welches Verzweiflung bedeutet.

Es regnete so stark, daß man die vorliegende Ebene unmöglich in einem Tage überschreiten konnte. Es gab freilich einen Fußweg über dieselbe, doch da er tiefer lag, so bildete er jetzt nur das Bett eines Flusses.

Die Ameisen sind bei weitem klüger als ein großer Theil der Menschen, denn sie lernen eine Menge Dinge aus der Erfahrung. Sie hausen auf dieser Ebene, wo das Wasser so lange verweilt, daß der Same der Lotus-

und anderer Wasserpflanzen zur Reife gelangen kann. Wenn die Ameisen sehen, daß ringsum das Wasser einen Fuß hoch gestiegen ist, so klettern sie in Häuschen von schwarzem Lehm hinauf, die sie auf Grass tengeln in einer Höhe errichtet haben, zu der die Ueberschwemmung nie gelangt. Von diesen luftigen Wohnungen hat manche die Größe einer Bohne, manche sogar die eines Daumes.

### Neunzehntes Kapitel.

Die Wasserscheide zwischen den Flüssen des Südens und denen des Nordens. — Das Dorf des Kabindsche. — Der Kasai. — Kanganke. — Katende. — Brückenzoll. — Abenteuer in dem Dorfe des Chiboquehäuptlings Ndschambi. — Streitigkeiten mit Jonga Panza und Bangala-Händlern.

Nachdem die Ebene jenseits des Dilolo zurückgelegt war, gelangte Livingstone am 24. Februar wieder auf nicht überschwemmtes Land, dessen Einwohner unter dem Häuptling Katende standen. Er bemerkte hier zu seiner Ueerraschung, daß die Ebene, die er durchschritten hatte, die Wasserscheide zwischen den Flüssen des Nordens und denen des Südens bildete; denn die Gewässer der Gegend, in der man sich jetzt befand, nahmen alle eine nördliche Richtung, dem Kasai oder Loke zu, während bis dahin die Ströme insgesammt dem Süden zugeflossen waren.



In dem ersten Dorfe, wo Halt gemacht wurde, war die Aufnahme eine sehr freundliche und da sich freiwillig Leute zu Führern anboten, so wurden die des Katema zurückgeschickt. Als man den Weg in nordwestlicher Richtung fortsetzte, kam Livingstone in den ersten wirklichen Thalgrund, den er von Kolobeng bis hieher gesehen hatte. Zu beiden Seiten erhoben sich drei bis vierhundert Fuß hohe Abhänge. An den Ufern eines kleinen Flusses, der das Thal bewässerte, standen in dichter Reihe hohe Bäume von geradem Wuchs und ringsumher war das Erdreich mit einem Blumenflor geschmückt. Eine ländliche Brücke, die über den Fluß führte, war überschwemmt, so daß man bis an die Knie im Wasser gehn mußte. Zwei Stunden weiter kam man in ein eben so schönes Thal, das gleichfalls von einem klaren Bach durchflossen war. Diese Thäler und noch manche andre sind sämmtlich Zweigthäler des großen Thales, in dem der Kasai fließt, und dieser Strom wird, gleich seinen Zuflüssen, auf ganz eigenthümliche Art von den Thalabhängen mit Wasser versorgt. An verschiedenen Stellen dieser letzteren befinden sich sickernde Quellen, die von immergrünen, breitblättrigen Bäumen umringt sind, und der mit dichtem Grase überzogene Erdboden ist morastig. Das hier hervorquellende Wasser fließt langsam dem Bach des Thalgrundes zu, und diese Sumpfquellen sind so zahlreich,

daß sie der ganzen Landschaft ein eigenthümliches Gepräge geben. Sie werden ohne Zweifel durch das Einsickern der Wässer erzeugt, welche die hochliegenden Ebenen mehrere Monate des Jahres hindurch bedecken.

Gegen Abend traf man in dem Dorfe des Kabindsche ein und sandte diesem einen Boten, welcher Livingstone's Besuch ankündigte. Der Häuptling schickte Tabak, Mutuane oder Bang (*Cannabis sativa*) und Mais als Geschenk zurück und ließ sagen, er freue sich auf die Zeit, wo der Handel mit der Küste seinen Anfang nehmen werde.

Der Weg, den man immer nach Westen zu fortsetzte, führte zu Volksstämmen, welche häufig von Sklavenhändlern besucht wurden. Dieser widerwärtige Handel ist die Ursache von vielen Blutvergießen, denn der Häuptling, welcher die jüngeren Mitglieder einer Familie verkaufen will, hält es für nothwendig sich der älteren zu entledigen, weil er fürchtet, sie möchten sich durch Zauberei an ihm rächen. Die Furcht vor dergleichen ist allgemein. Ein Mann, dessen Tochter verbrannt war, hatte um die Begräbnißstätte Hütten für sich und die Seinigen errichtet. Er wollte den Leichnam nicht unbewacht lassen, damit ihn die Hexen nicht durch allerhand Zauberwerke auf dem Grabe in ihre Gewalt brächten.

In dem nächsten Dorf, dessen Häuptling Rangenge in

einem feindlichen Verhältniß zu Kabinische stand, war von freiwilligen Gaben nicht mehr die Rede, man kaufte und verkaufte. Zum Unglück wollten Alle für die Lebensmittel, deren die Reisenden bedurften, Schießpulver haben, und doch war man mit diesem Artikel, der hier zu Lande einen hohen Werth hat, nicht allzureichlich versehen. Für einen einzigen Schuß Pulver bekam man ein schönes Stück Geflügel. Baumwollenzeug und Glasperlen waren außerdem sehr gesucht. Es wird nur Tauschhandel getrieben. Geld ist ohne Werth, und Gold ist den Eingebornen gänzlich unbekannt. Sie halten es für Messing.

Am 27. Februar setzte Livingstone über den Kasai oder Loke, einen schönen Strom, der eine Breite von dreihundert Fuß hat. Er fließt langsam gegen Norden und Nordosten im Grunde eines Thals, dessen waldige Seitenwände sich nahe an fünfzehnhundert Fuß hoch erheben. Die Führer sagten, indem sie auf den Strom wiesen: Und wenn ihr Monate lang auf ihm fahren wolltet, so würdet ihr sein Ende noch nicht erreichen.

Beim Uebergang über den Fluß ward man die Beute einer List, vor der man schon bei Schinte gewarnt worden war. Einer von Kangerke's Leuten hatte dicht bei dem Lagerplatze sein Messer absichtlich fallen lassen; er sah, wie einer von Livingstone's Begleitern es aufhob, schwieg aber

so lange, bis die Mehrzahl der Leute schon auf dem jenseitigen Ufer war: nun erst erhob er ein Geschrei wegen Diebstahls. Der arme Bursche, der in die Falle gegangen war, erbot sich sofort das Messer zurückzugeben; allein der Eigenthümer wollte es nicht annehmen ohne gleichzeitig eine Buße für den Diebstahl. Eine Schnur Glasperlen wurde verächtlich zurückgewiesen, und der Unglückliche mußte sich schließlich dazu verstehen, eine kostbare Muschel zu opfern, die er am Halse trug. Bei den Makololo so wie bei vielen andern Völkerstämmen ist es Sitte, daß derjenige, welcher etwas findet, es der vornehmsten Person überreicht, die gerade gegenwärtig ist. Die Beobachtung dieser Regel würde den verübten Betrug zu Schanden gemacht haben. Aber auch so würde ihn Livingstone bei einer andern Gelegenheit nicht gelitten haben; wogegen ihn jetzt der Umstand schweigen ließ, daß er, als Anführer, zuletzt übergesetzt wurde und vollständig in der Gewalt des Feindes gewesen sein würde, falls kein Vergleich zu Stande kam.

Die Unterthanen des Kanganke zeigten sich noch in anderer Weise nicht von der besten Seite. Sie forderten den Reisenden, die nichts zu essen hatten, für ein wenig Manioc oder Mais einen fabelhaften Preis ab.

Die Stelle, wo man den Kasai überschritten hatte, lag 11 Grad 15 Min. 47 Sec. südl. Breite; die Länge zu

beobachten, war bei dem stark bewölkten Himmel unmöglich. Nach einer Tagereise kam man in die Nähe von Katende's Dorf. Es mußte wenig Aussicht zu Fleischgerichten geben, denn einer von den Führern fing sich einen hellblauen Maulwurf und zwei Mäuse, die er als Delikatessen behandelte, zum Abendessen, und bei den Dörfern sah man Knaben und Mädchen emsig nach derartigen Leckerbissen die Erde aufscharren.

Für den Durchzug durch sein Gebiet verlangte Katende von den Reisenden einen Mann, einen Elephanten Zahn, Glasperlen und kupferne Ringe oder eine Muschel. Man versicherte Livingstone, daß Niemand auch nur den Häuptling sehen dürfe, ohne ihm einen der bezeichneten Gegenstände dargebracht zu haben. Der Reisende entgegnete sehr passend mit dem afrikanischen Sprichwort: „Man kann einen Stier nicht bei den Hörnern fassen, die er nicht mehr hat.“ Darauf wählte er sein schlechtestes Hemde aus und schickte es dem Häuptling, der es auch ruhig annahm und Führer und Lebensmittel versprach. Die letzteren beschränkten sich indeß auf ein Huhn und auf ein wenig Maismehl und Monioc.

Ohne Katende selbst gesehen zu haben, brach man in vollem Regen auf. Nachdem man den kleinen Fluß Sengto überschritten hatte, kam man zwei Stunden später an einen

zweiten etwas breiteren, Namens Totelo, über den eine Brücke gebaut war. Am Ende derselben stand ein Neger, der behauptete, Brücke und Weg gehörten ihm und die Führer wären seine Kinder. Er würde nicht zugeben, daß man weitergehe, wenn man ihm nicht irgend etwas gäbe. Einer von Livingstone's Begleitern zahlte für Alle mit drei Kupferreifen, und der Schwarze lief in seinen Garten und pflückte einige Tabaksblätter als Gegengeschenk.

Unweit des letzten Dorfes, welches man passirte, setzten sich an einer Stelle, wo sich der Weg in drei Richtungen theilte, die Führer auf die Erde nieder und erklärten, wenn Livingstone ihnen nicht sofort ein Stück Zeug oder ein Kleid gäbe, so würden sie es seiner eignen Einsicht überlassen, hier den richtigen Weg einzuschlagen. Livingstone, der die Richtung, in welcher Loanda lag, genau kannte, rieth seinen Leuten, ohne Führer weiter zu gehen; doch ein Zambesier, der große Furcht vor dem Verirren hatte, bat um Erlaubniß, den Habsüchtigen sein eignes Kleid geben zu dürfen.

Die Wanderung wurde nun sehr mühselig, die Thäler waren überfluthet, man mußte in Wasser und Schlamm waten und des Nachts in den kalten durchnässten Decken liegen. Die Flüsse hatten größtentheils keine Brücken, oder wo auch eine geschlagen war, wie am Nuana Loke, d. h.

Kind des Loke, mußte man doch hinüberschwimmen, weil die Brücke selbst ganz unter Wasser stand. Einige hielten sich dabei an die Schwänze der Ochsen; Livingstone, der an einer tiefen Stelle von seinem Ochsen sprang und das Nämliche thun wollte, versah es und mußte sich schwimmend allein an's Ufer helfen. Seine Begleiter waren sehr erschrocken und stürzten sogleich zu seiner Rettung herbei; um so größer war ihre Freude, als sie sahen, daß er ihrer Hülfe gar nicht bedurfte. Die Neger schwimmen, wie Livingstone bemerkt, wie die Hunde, und nicht, den Europäern gleich, wie die Frösche.

Noch an dem nämlichen Abend wurde der kleine Fluß Lofese überschritten und in dem Dorfe der Kasabi für Glasperlen Manioc gekauft. Als Livingstone seine Kleider am Feuer trocknete, machten einige von den Einwohnern eine furchtbare Beschreibung der tiefen Flüsse, die man unterwegs noch antreffen werde. Aber lachend entgegneten die Zambesier: Wir können schwimmen und dieser weiße Mann hat sich ganz allein über das Wasser des Nuana gebracht.

Am 4. März wurde die Grenze des Landes der Chiboque erreicht. Man passirte zwei kleine Flüsse, den ziemlich tiefen Ronde, über den eine Brücke führt, und den ganz unbedeutenden Kaluse. Beide fließen im Grunde

reizender und überaus fruchtbarer Thäler. Die Zambesier konnten sich beim Anblick derselben gar nicht zufrieden geben, daß so herrliches Weideland nicht zur Viehzucht benutzt werde. Livingstone hatte früher geglaubt, der Despotismus der Häuptlinge gestatte dem Volke nicht, selbst Vieh zu halten; er fand aber, daß der Grund muthmaßlich darin liege, daß die den Rinderheerden so verderbliche Tsetsefliege verschwunden sei. Es ist also erst seitdem möglich geworden, Rindvieh zu erhalten, wie die Heerden Schinte's, Katema's und Matiamwo's beweisen. 961788 — 931923

In den Dörfern der Kasabi war Ueberfluß an Lebensmitteln. Glasperlen wurden sehr geschätzt, allein noch lieber hätten die Leute Kattun gehabt. Männer, Frauen und Kinder kamen herbeigelaufen und wollten Mehl und Geflügel gegen Kattun verkaufen, und wenn sie hörten, daß keiner da sei, so kehrten sie mißvergnügt wieder um.

Die Volksmenge ist im Innern Südafrika's ziemlich beträchtlich, wenn man sie mit der der Capcolonie oder der des Betschuanenlandes vergleicht, allein sie steht doch in keinem Verhältniß zu dem Flächenraum selbst. Die angebauten Strecken verschwinden ganz gegen die, welche des Anbaus noch fähig wären. Ueberall giebt es Wasserläufe in Menge, mit denen sich das Land sehr leicht bewässern ließe. Man findet herrliche Wiesen, prächtige Wälder und fruchtbare



Thäler, die alle vollkommen wüst liegen. Es sind nicht einmal wilde Thiere vorhanden, um das zarte Gras abzuweiden und sich im Schatten der hohen immergrünen Bäume zu lagern.

Die Bewohner der Centralregion sind nicht alle völlig schwarz, sondern viele von ihnen haben mehr eine Broncefärbung, und bei manchen ist die Färbung der Haut so hell wie die der Buschmänner.

961788 — 931923

Livingstone war am 4. März in dem Dorfe des Shiboquehäuptlings Ndschambi eingetroffen und wünschte den nächstfolgenden Tag, der ein Sonntag war, ruhig dort zuzubringen. Wie sehr diese Hoffnung getäuscht wurde, wird die nachfolgende Erzählung beweisen, in der wir Livingstone selbstredend auführen:

„Unsre Lebensmittel waren alle, ich hatte Befehl gegeben einen abgetriebenen Reitochsen zu schlachten und schickte davon den Höcker und die Rippen an Ndschambi, wobei ich ihm sagen ließ, dies sei der Tribut, welchen ich stets den Häuptlingen darbringe, in deren Land ich komme. Er ließ sich bedanken und versprach zugleich, Lebensmittel zu schicken. Am folgenden Morgen jedoch kamen Leute mit der unverschämten Botschaft, der Häuptling verachte das Fleisch — obschon er es angenommen — und verlange einen Mann, einen Ochsen, eine Flinte, Pulver, Rattun oder eine Muschel.

Er werde uns nicht gestatten weiterzuziehen, falls wir seine Forderung verweigerten. Ich erwiderte darauf, ich würde es für Thorheit halten, wenn ich sein Geschenk — ein Bischen Mehl, das er den Boten mitgegeben — verachten oder etwas anderes dafür fordern wollte; ich hätte nichts von dem, was er verlangte, aber gesetzt auch, daß ich es hätte, so würde doch ein Neger nicht das Recht haben, Reisenden, die keine Sklavenhändler seien, einen Tribut aufzuerlegen. Die Boten bemerkten nämlich, daß so oft sie mit einem solchen Auftrage an die Nambari geschickt worden, diese ihnen jedesmal ein großes Stück Zeug für ihren Herrn gegeben hätten.

Als die Shiboque sich entfernten, hörten wir sie unter sich sagen: „Diese Fremden haben nur fünf Gewehre!“ und gegen Mittag umringte Ndschambi mit allen seinen Leuten unser Lager, augenscheinlich in der Absicht, uns vollständig auszuplündern. Meine Zambesier ergriffen ihre Wurfspeße, während die jungen Shiboque wüthend ihre Schwerter schwangen. Einige waren auch mit Flinten bewaffnet, die sie, einander zuwinkend, auf mich richteten. Ich setzte mich auf meinen Lehnstuhl, legte mein doppel-läufiges Gewehr auf die Knie und lud den Häuptling ein, sich gleichfalls zu setzen. Als nun Ndschambi und seine Rätthe mir gegenüber auf der Erde saßen, so fragte ich,

was sie zu diesem drohenden Benehmen veranlaßt habe. Der Häuptling entgegnete mir, Pitsane, einer von meinen Leuten, habe heute Morgen, beim Feuer sitzend, ausgespuckt und das Bein eines seiner Leute mit Speichel beworfen. Dieses Verbrechen müsse gebüßt werden mit einem Mann, einem Gewehr oder einem Ochsen. Pitsane gab zu, daß ein wenig Speichel auf das Bein des Chiboque gefallen sei, aber nur zufällig; als Beweis, daß er keineswegs die Absicht gehabt habe, den Boten des Ndschambi zu beleidigen, führte er an, daß er ihm kurz vorher ein Stück Fleisch gegeben und daß er ihm selbst mit der Hand den Speichel abgewischt habe.

Was die Hergabe eines Mannes betraf, so erklärte ich, daß wir eher sterben würden, als zugeben, daß einer von uns zum Sklaven gemacht werde, und daß ich eben so wenig ein Recht habe, meine Leute fortzugeben, wie sie, mich zu verkaufen, denn wir seien insgesammt freie Männer. „Nun so gib uns,“ versetzte Ndschambi, „das Gewehr, mit dem du den Ochsen getödtet hast.“ Das ist unmöglich, entgegnete ich; ihr kommt hieher in der Absicht uns zu plündern und ich kann euch nicht die Mittel dazu liefern, indem ich euch Gewehre gebe.

Er läugnete, daß er eine andre Absicht gehabt habe, als den Tribut einzufordern, den alle Reisende zahlen

müßten, die sein Gebiet durchzögen. Ich fragte ihn, mit welchem Rechte er Bezahlung von denen fordere, die einen Boden betreten, welcher Gott, dem gemeinsamen Vater von uns allen gehöre. Wenn wir, fuhr ich fort, durch eure Felder gingen, so würden wir ohne Widerrede zahlen; allein wir gehen auf einem Boden, der uns so gut gehört wie euch. Diese Ansicht entsprach zu sehr den Anschauungen seines eignen Volkes, als daß er einen Versuch zu ihrer Widerlegung gemacht hätte. Dagegen hielt er beharrlich an der Spichelgeschichte fest. Meine Sambesier baten mich irgend etwas zu geben, um den Streit beizulegen; ich fragte also den Häuptling, ob er wirklich jenes unabsichtliche Bespucken für ein Verbrechen halte, und nachdem er es bejaht hatte, gab ich ihm eins von meinen letzten Hemden. Die jungen Chiboque waren aber damit nicht zufrieden und forderten, schreiend und ihre Waffen schwingend, eine noch beträchtlichere Buße.

Pitsane, der in Verzweiflung war, daß er die ganze unglückliche Geschichte veranlaßt hatte, bat mich dringend, dem Hemde noch etwas beizulegen. Eine Schnur Glasperlen, die ich gab, war den Räthen nicht genug; ich fügte daher ein großes Taschentuch hinzu. Allein sie schriean nur um so heftiger und ihre Ansprüche wuchsen, je schwächer sie mich glaubten. Mit geschwungenen Waffen sprangen

die Chiboque auf uns los, und einer von ihnen legte hinter meinem Rücken auf mich an; aber ich hielt ihm den Lauf meines Gewehrs vor das Gesicht, und er zog sich augenblicklich zurück. Mit meinen Makololo, die noch von Sebituane für den Kampf eingeübt waren, konnte ich sicher sein, den Sieg über die Chiboque davon zu tragen, trotz ihrer größeren Zahl und trotz der Säbel, Lanzen, Bogen und Gewehre, mit denen sie bis an die Zähne bewaffnet waren; allein ich wollte kein Blut vergießen lassen und bot daher Alles auf, um den Kampf zu verhindern. Obgleich meinen Leuten dieser Auftritt unerwartet kam, so bewahrten sie nichtsdestoweniger eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit. Sie umringten allmählig Ndschambi mit seinen Råthen, und diese, welche dadurch, daß sie sich niedergesetzt hatten, in eine Falle gerathen waren, schienen sehr wohl zu begreifen, daß es ihnen unmöglich sein würde, den Wurfspeeren meiner Leute zu entgehen. Ich sagte ihnen nun, da nichts von allem, was ich ihnen gegeben, sie habe zufrieden stellen können, so sei das ein Beweis, daß sie den Kampf verlangten, während es lediglich unsre Absicht sei, in Frieden ihr Gebiet zu durchziehen. An ihnen sei es also, den Kampf zu eröffnen, den sie vor Gott verantworten müßten; wir aber würden uns nicht eher schlagen, als bis sie selbst den ersten Schlag gethan hätten.

Nach diesen Worten schwieg ich einige Augenblicke, nicht ohne Unruhe, denn es war wohl kein Zweifel, daß der weiße Mann ihre erste Zielscheibe sein würde. Ich behauptete jedoch meine Fassung und betrachtete mit ruhiger Miene die wilden Gesichter, die mich umringten und die durch die Sitte der Chiboque, sich die Zähne ganz spitz zu feilen, einen noch wilderen Charakter bekommen hatten. Der Häuptling und seine Rätthe schienen durch den entschlossenen Blick, mit welchem meine Leute den Augenblick erwarteten, wo die Reihe des Zuschlagens an sie kommen würde, nicht gerade ermuthigt, und beeilten sich also nicht das Zeichen zum Angriff zu geben.

Endlich sagten sie: „Ihr kommt zu uns in einer ganz neuen Weise; ihr behauptet, daß ihr freundschaftliche Gesinnungen gegen uns habt, allein, wie können wir das wissen, so lange ihr uns nicht von eurer Speise gegeben und von der unsrigen gegessen habt? Gebt uns einen Ochsen; wir werden euch dafür Alles geben, was ihr wollt, und dann werden wir aufrichtig Freunde sein.“

Auf Bitten meiner Leute gab ich den Ochsen und bat, sie möchten uns Lebensmittel schicken, deren wir dringend bedürfteten. Gegen Abend empfing ich ein kleines Körbchen mit Mehl und zwei bis drei Pfund Fleisch von meinem Ochsen! Ndschambi ließ sich entschuldigen, er habe nichts

weiter. Die Unverschämtheit war so groß, daß ich laut auflachen mußte. Bei alledem dankte ich Gott, daß wir unsre Reise fortsetzen konnten, ohne daß Blut vergossen worden; denn ehe ich einen meiner Leute als Sklaven zurückgelassen, hätte ich lieber auf Leben und Tod gekämpft.

Noch inmitten des Tumults stahlen einige Chiboque Fleischstücke aus den Hütten meiner Zambesier; doch Mohorisi, einer von den Makololo, ging ganz dreist in den feindlichen Haufen hinein und riß einem Chiboque den gestohlenen Markknochen wieder aus der Hand. Der Muth, den meine Begleiter an den Tag legten, war um so höher zu schätzen, als sie sich nicht nur einer weit überlegenen Anzahl von Feinden gegenüber befanden, sondern auch ihre Schilde zu Hause gelassen hatten. Sekeletu nämlich, aus Furcht, sie möchten sich unterwegs sonst allzustreitlustig zeigen, hatte ihnen nicht erlaubt, dieselben mitzunehmen.

Wir hatten überall friedliche Absichten gezeigt, doch man sieht aus der Art, wie uns Ndschambi begegnete, daß diese nicht immer die rechte Würdigung fanden. In den Augen der Chiboque waren wir Schleichhändler, welche den Stamm um eine ihm gebührende Abgabe betrügen wollten. Sie waren gewohnt von allen Sklavenhändlern, die hier durchkamen, ein oder zwei Sklaven zu erhalten, und daß

wir uns weigerten diese Auflage zu zahlen, die ihnen selbst ganz billig erschien, regte ihre Entrüstung auf."

Man sagte Livingstone, die Völkerstämme, welche westlich von den Chiboque wohnen, würden gleichfalls von Sklavenhändlern besucht, und es werde ihm unmöglich sein, ihr Gebiet zu passiren, ohne welche von seinen Leuten als Tribut zurückzulassen. Dies bewog Livingstone, seine Richtung zu ändern und sich nordnordwestlich zu wenden, in der Hoffnung einen Weg zu den portugiesischen Niederlassungen in Cassange aufzufinden. Während der ersten zwanzig Meilen mußte man eine Menge kleiner Flüsse durchschreiten, die gegenwärtig ausgetreten waren und schlammige Ufer hatten. Der Unterschied der Jahreszeiten machte sich, je weiter man nach Norden kam, sehr bemerkbar. In Kuruman war der Sommer um diese Zeit fast zu Ende, in Linyanti war er schon weit vorgerückt und hier befand man sich erst in der Mitte desselben. Früchte, die Livingstone an den Ufern des Liambye schon hätte genießen können, waren hier noch grün. Man kam nun in eine Gegend, deren Bewohner zwei Regenzeiten und zwei Ernten im Jahre haben, wenn nämlich die Sonne nach Süden geht und wenn sie wieder auf ihrer Bahn nach Norden zurückkehrt, wie dies jetzt der Fall war.

An den Ufern des Chihune, der in den Longe fällt,



der seinerseits wieder in den Chihombo, einen Zufluß des Kasai, mündet, boten Leute aus einem benachbarten Dorfe Wachs zum Verkauf an. Man wünschte Honig und nach wenig Augenblicken kehrten sie mit einem ganzen Bienenstock zurück. Alle Bienen im Lande gehören den Eingebornen, die überall Stöcke aufstellen. Seit man das wußte, ließ man auch die lockenden Weisungen des Honigkuckuks unbeachtet.

Es war dem Reisenden von vielem Interesse, auf seinen Wanderungen durch Lichtungen und tiefe Wälder wahrzunehmen, daß auch die Bäume eine Art Instinkt haben. Einer, der, wenn man ihn anschneidet, einen milchigen Saft von sich giebt, entwickelt sich an freien Stellen ganz gewöhnlich; er wächst gerade empor und wird von einem schattigen Laubdach gekrönt. Wächst er mitten im Walde, so schießt er einen Kletterzweig von seinem Gipfel aus, schlingt sich damit um einen Nachbarstamm und erhebt sich zuweilen dreißig bis vierzig Fuß hoch, um dann erst, wenn er bis zur höchsten Spitze des Waldes emporgestiegen ist, eine neue Krone zu bilden, die sich frei an der Sonne entfaltet. Endlich, ganz im Dickicht, schlingt er sich sofort um einen kräftigen Nachbar, an dem er sich zur Höhe erhebt, ohne vorher nur einen Versuch zu machen, seine Zweige zu entwickeln. Man würde ihn dann für eine un-

geheure Schlingpflanze halten, deren Aussehn und Gewohnheiten er jederzeit annimmt, wenn ihn der Mangel an Luft und Raum zwingt von seiner natürlichen Entwicklung abzuweichen.

Mit Ausnahme eines Baumes, der eine Art *Rux vomica* trägt, und eines kleinen Strauches, welcher der *Sassaparille* ähnlich ist und außer seinen hakenförmigen Dornen auch Büschel gelber Beeren hat, sind alle Bäume und Sträucher dieser Wälder stachellos. Die Dornenlosigkeit ist um so auffallender, als im Süden die Dornen so zahlreich und in jeder Größe und Gestalt vorkommen: gerade, lang und dünn, kurz und dick, mit Haken und so stark und scharf, daß man mit ihnen, gleichwie mit einem Messer, Leder durchschneiden kann. Samenkapseln sind überall umhergestreut; die eine, platt wie ein Geldstück, hat zwei Stacheln in der Mitte, die in den Fuß des Thieres, welches darauf tritt, eindringen und tagelang darin hängen bleiben. Eine andere, die *Uncaria procumbens*, gewöhnlich Fußhakenpflanze genannt, ist mit einer Anzahl furchtbarer Dornen bewaffnet, die sie an Allem haften lassen, was sie berührt. Wenn sie am Maule des Ochsen hängen bleibt, so brüllt das arme Thier laut vor Schmerz, ohne daß es im Stande ist, sich zu helfen.

Wo ein Stück Wald in Gartenland umgewandelt und

dann wieder sich selbst überlassen worden ist, kommt so gleich eine Pflanze zum Vorschein, deren Blätter denen des Ingwer gleichen, und die den Farnkräutern den Besitz des Bodens streitig macht. Dies zeigt sich häufig bis nach Angola hin, und man erkennt daraus die Verschiedenheit, die zwischen dem Klima dieser Gegend und dem des Betschuanenlandes herrscht, denn in dem letzteren wachsen keine Farnkräuter, mit Ausnahme von zwei Arten, die kräftig genug sind, um der Trockenheit zu widerstehen. Die oben erwähnte Pflanze hat eine hübsche blaßrothe Blume, aus der sich eine scharlachrothe Frucht bildet, die einen angenehmen säuerlichen Saft enthält.

Man überschritt den Longe, und da der Himmel bewölkt war, so irrten die Führer auf's Gerathewohl umher, bis man an den Shihombo kam, der gegen Ostnordost fließt. Es wäre besser gewesen, sich nur nach dem Compaß zu richten, allein Livingstone's Begleiter hatten zu große Furcht vor dem Verirren, und die habgierigen Schurken von Führer machten sich dies zu nuze, um ihnen so oft als möglich Geschenke abzupressen.

Am 11. März, wo man in einem kleinen Dorf am Ufer eines Flüsschens lagerte, hatte Livingstone, obwohl er fieberkrank sein Zelt kaum verlassen konnte, eine Meuterei zu bekämpfen, die unter seinen eignen Leuten zum Ausbruch

kam. Einige Batoka und Ambonda glaubten sich nämlich bei der Austheilung von Glasperlen, die Livingstone an die Vornehmsten, aber nur zu dem Zweck gegeben hatte, Lebensmittel dafür einzutauschen, zurückgesetzt. Es kam indeß so wenig Mehl ein, daß Livingstone den Beschluß faßte, einen Ochsen schlachten zu lassen, der am folgenden Tage, einem Sonntage, den man als Ruhetag feiern wollte, verzehrt werden sollte. Diese Auseinandersetzung, welche der Reisende den Unzufriedenen machte, stellte die Ruhe zwar für den Augenblick her, doch am Sonntage selbst erhoben sie einen furchtbaren Lärm, und als Livingstone sie wiederholt zur Ruhe verwies, so lachten sie statt der Antwort ihm frech in's Gesicht. Da galt es, um jeden Preis die Autorität aufrecht zu erhalten, das Leben Aller hing davon ab. Livingstone nahm also sein doppeläufiges Gewehr und stürzte sich mitten unter die Aufwiegler mit einem Blick, der sie sofort in die Flucht jagte; dann rief er ihnen zu: so lange er ihr Herr sei, müßten sie gehorchen, und er werde, selbst auf Kosten eines Menschenlebens, sein Ansehen behaupten. Das wirkte, und seit der Zeit kam ein solches Benehmen nicht wieder vor.

Am 13. März zwang ein heftiger Fieberanfall Livingstone, an einem Arme des Loajima, einem Nebenflusse des Kasai, Halt zu machen. Er lag den ganzen Tag über in

einer Art von Schlassucht; als er am Spätabend einmal hinausging, sah er zu seinem Erstaunen, daß seine Leute Palissaden errichtet hatten und Wache standen. Das Lager war von einer Schaar feindlicher Chiboque umstellt, die, wie immer, einen Mann, einen Ochsen, eine Flinte oder einen Elefantenzahn verlangten. Am andern Morgen ging Livingstone selbst zu ihnen und wurde mit vieler Höflichkeit empfangen. Sie versicherten, daß ihre Häuptlinge mit Vergnügen auf die beabsichtigten Handelsverbindungen eingehen würden, und boten schließlich Livingstone zum Beweis ihrer freundschaftlichen Gesinnung drei Schweine an. Das war allerdings eine bedenkliche Sache, denn wenn die Leute hier zu Lande einem Fremden etwas schenken, so geschieht das nur, um ihrerseits eine Gegengabe von weit größerem Werth zu verlangen. Dennoch konnte der Reisende das Geschenk nicht zurückweisen, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, daß durch seine Schuld kein freundliches Verhältniß zu Stande gekommen sei. Als Gegengeschenk gab er ihnen ein Rasirmesser, zwei Schnüre Glasperlen und zwölf kupferne Ringe. Damit entfernten sie sich, kehrten jedoch am Abend des nächsten Tages zurück und verlangten im Namen ihres Häuptlings wiederholt einen Mann, einen Elefantenzahn, eine Flinte oder einen Ochsen. Man gab ihnen den Ochsen, und nun brachten sie zum

Ersatz dreißig Ellen gestreiften englischen Kattun, eine Art und zwei Hacken; auch der Kupferringe, hieß es, bedürfe ihr Häuptling nicht, der ein mächtiger Mann sei.

Der heftige Regen nöthigte die Reisenden noch einen Tag zu verweilen; als sie eben im Begriff waren aufzubrechen, kamen wieder andere Boten von dem Häuptling der Chiboque und sagten, die früheren Boten hätten nicht den ganzen Kattun überbracht, auch die Kupferringe unterschlagen, — was in der That der Fall war — und der Häuptling habe die Diebe streng bestraft. Wie dem nun sein mochte, diese Abgesandten erschienen verdächtig und man hielt sie für Spione einer größeren Bande, die sich in jenem Walde verborgen habe, den man zunächst durchwandern mußte. Der Zug wurde in Reih und Glied geordnet, um jeden Angriff besser Widerstand leisten zu können, und so ging es mitten hinein in die Dunkelheit und das tiefe Schweigen des Waldes. Man stieß auf Niemanden; doch schien es immerhin gut sich aus der verdächtigen Gegend schleunigst zu entfernen; und die Wanderung wurde daher trotz des strömenden Regens ohne Aufenthalt fortgesetzt. Die Finsterniß war so groß, daß man die Schlingpflanzen, welche den Weg versperrten, gar nicht gewahr wurde, und Livingstone und zwei seiner Makololo, die einzigen, welche beritten waren, fielen mehr als einmal

von ihren Ochsen zur Erde. Der Reisende befand sich in einem sehr elenden Zustande, die heftigen Fieberanfalle hatten ein wahres Gerippe aus ihm gemacht, und da er Nachts ohne Hemd auf der Ochsenhaut schlafen mußte, so hatte er sich vielfach wund gelegen.

Man mußte den Loajima überschreiten. Alles war überschwemmt, die Brücken sowohl wie das Thal, und die Kleider wurden gar nicht trocken. In einem Dorfe, das am Ufer lag, war der Empfang sehr höflich; dagegen untersagten ein wenig weiter an der Furth eines zweiten Flusses, den man passiren mußte, bewaffnete Männer den Durchzug. Da sie an Zahl den Seinigen nicht überlegen waren, so setzte Livingstone seinen Weg fort, ohne auf ihr Geschrei zu achten. Sie behaupteten, alle Sklavenhändler, die durch ihr Land kämen, besuchten sie, und die Fremden mußten also das Nämliche thun. Da sie Pfeile mit eisernen Spitzen und mehrere sogar Schießgewehre hatten, so ließ Livingstone, nachdem man nur erst den Wald gewonnen, von Aesten ein Verhau bilden und Gepäck und Leute dahinter stellen, während er selbst auf den Anführer der feindlichen Schaar zuging. Er zeigte, daß es ihm leicht sein würde, den Gegner durch eine Kugel zu tödten; „aber ich fürchte Gott!“ sagte er, die Hand gen Himmel hebend. Der Schwarze legte seine rechte Hand auf's Herz, wies mit der

andern gleichfalls zum Himmel und entgegnete: „Ich will nicht tödten; aber ihr müßt zu uns kommen.“ Inzwischen war auch der Häuptling des Dorfes, Tonga Panza, ein alter ehrwürdiger Neger, herbeigekommen, und nun setzten sich Alle, um die Angelegenheit friedlich zu besprechen. Tonga Panza erklärte es für eine schwere Beleidigung, wenn man vorbeiziehe, ohne ihn zu besuchen. Alle Stämme, die in der Nähe der portugiesischen Niederlassungen wohnen, glauben ein Recht zu haben, Jedem, der ihr Gebiet berührt, einen Tribut aufzuerlegen, und Tonga Panza schien entschlossen, dieses Recht jedenfalls zu behaupten. Um Blutvergießen zu vermeiden, begleitete ihn also Livingstone mit seinen Leuten in das Dorf.

Es ist leicht begreiflich, warum die Häuptlinge dieser Gegend sich in Betreff des Durchzuges ein solches Recht anmaßen. Sie haben nie mit andern Reisenden verkehrt als mit Sklavenhändlern, die ihnen beträchtliche Geschenke gaben, weil sie ihres Schutzes bedurften, und die sich Alles gefallen lassen mußten, um nur ihre Waare zu erhalten; denn wenn ein Häuptling die Flucht der Sklaven begünstigt hätte, so liefen gewiß alle davon. Daher kam nun das hochmüthige und unverschämte Benehmen gegen die Weißen im Allgemeinen. Zur Zeit, als der Sklavenhandel recht im Gange war, hatten die Bangala, ein nicht



weit von hier wohnender Volkstamm, die Portugiesen genöthigt, ihnen das Wasser, das Holz, ja selbst das Gras zu bezahlen, und außerdem noch die nichtsnutzigsten Vorwände erfunden, um ihnen Bußen aufzuerlegen. An Orten, wo keine Sklavenhändler hinkommen, wird es den Eingebornen gar nicht einfallen, daß sie ein Recht hätten, den Durchzug zu verweigern: nach ihrer Ansicht ist alles unbebaute Land nur Gottes Eigenthum; ja noch mehr, sie betrachten den Besuch eines Fremden als eine Gunst, für welche sie dankbar sind.

Das kleine Dorf des alten Songa Panza (10 Grad 25 Min. südl. Breite 20 Grad 15 Min. östl. Länge) lag ganz inmitten hoher immergrüner Bäume, die mit Schlingpflanzen überhangen waren. Der Häuptling sandte den Reisenden sofort Mehl und bald darauf auch eine Ziege, ein Geschenk, das um so größeren Werth hatte, als die Zahl der Hausthiere, trotz der günstigen Beschaffenheit des Landes, hier noch gering war. Livingstone glaubt, daß auch diese Gegend früher, bevor man noch das Wild mit Schießgewehren ausrottete, von der Tsetsefliege heimgesucht worden sei.

Als man aufbrechen wollte, verlangte Songa Panza den gewöhnlichen Tribut für die Erlaubniß des Durchzuges. Schinte's Muschel, die ihm Livingstone anbot, wies

er zurück, weil er zu alt für dergleichen Schmuck sei; doch würde man sich immerhin mit dem Häuptlinge, der ein verständiger Mann war, leicht geeinigt haben, wenn nicht ein anderer schlimmer Handel, in den die Reisenden durch die beiden Führer Kanguke's verwickelt wurden, hinzugekommen wäre. Diese Führer nämlich holten Bangalahändler herbei, um Livingstone zu zwingen, die Elephanzähne, die doch das Eigenthum Sekeletu's waren, zu verkaufen, und sie aus dem Erlös zu bezahlen, damit sie zurückkehren könnten. Vergebens bot ihnen Livingstone eine ansehnliche Belohnung, wenn sie versprochener Maßen den Zug bis Cassange geleiten wollten. Indeß, da sie erklärten, sie wüßten selbst den Weg nicht, so hieß man sie gehn und gab ihnen mehr als sie zu fordern hatten, um sie nur los zu werden. Nichtsdestoweniger blieben sie und machten jetzt mit den Shiboque und den Händlern gemeinschaftliche Sache. Das Schlimmste aber war, daß sie den letzteren selbst zwei Flinten und eine Menge Glasperlen stahlen, die jene in dem Lager der Reisenden zurückgelassen hatten. Livingstone's Begleiter setzten den Dieben nach, und diese warfen auf der Flucht die Gewehre fort, rannten in's Dorf und stürzten in eine Hütte, wobei einer von ihnen, als er sich eben bückte, um durch die niedrige Thür zu gelangen, hinten mit einem Speere tüchtig getroffen wurde.

Die Flinten wurden aufgefunden und wiedergegeben; allein die Glasperlen waren und blieben verschwunden, und sonderbarer Weise machten jetzt die Händler die Reisenden für diesen Verlust verantwortlich, weil sie die Diebe in's Land gebracht hätten. Da man in kurzer Zeit das Gebiet der Bangala passiren mußte, so wünschte Livingstone dringend, den Streit beizulegen. Die Seinigen gaben her, was sie hatten: Ringe und Muscheln, und er selbst wollte den Rest seiner Glasperlen und seiner Hemden zum Opfer bringen, doch dies Alles war nicht genug. Schließlich erkaufte man den Frieden nur durch einen Ochsen und einen Elephanzahn. Livingstone's Begleiter wurden durch diese Auftritte so entmuthigt, daß mehrere von ihnen den Vorschlag machten, nach Uinyanti zurückzukehren, trotzdem daß sie den portugiesischen Niederlassungen schon so nahe waren. Livingstone erklärte ihnen aber, er werde die Reise nicht aufgeben, auch wenn er sie ganz allein fortsetzen mußte. Als nun der Reisende sinnend in seinem Zelte saß, sah er, wie die Leinwand aufgehoben wurde und der Kopf des treuen Mohorisi zum Vorschein kam. „Wir wollen dich nicht verlassen,“ sagte der Makololo, „mache dir keine Sorge, wir folgen dir überall, wohin du gehst, nur die Ungerechtigkeit dieser Chiboque und Bangala hat uns einen Augenblick den Muth verlieren lassen.“ Nun kam Einer

nach dem Andern und sprach ihm mit rührender Treuherzigkeit Trost zu. Wir sind alle deine Kinder, hieß es, wir erkennen nur dich und Seseletu als unsere Herren und wollen gern unser Leben für dich hingeben. Wenn wir uns nicht mit den Chiboque geschlagen haben, so geschah es, um dir nicht ungehorsam zu sein, aber wenn sie uns angreifen, so sollst du sehen, was wir im Stande sind.

Der Dohse, den man den Chiboque geben wollte, wurde zurückgewiesen, weil ihm die Schwanzspitze fehlte und Tonga Panza sich einbildete, man habe sie abgeschnitten, um dem Thiere einen Zauber beizubringen. Dies brachte Livingstone auf den Gedanken, die nämliche Operation an sämtlichen Dohsen, die den Reisenden noch übrig blieben, vollziehen zu lassen, um das Verlangen nach ihrem Besitz zu verleiden.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

Treulosigkeit der Führer. — Das Thal des Duango. — Der Häuptling Sansawe. — Der Duango. — Eintreffen in Cassange. — Die Bergkette Tala Mungongo. — Die Basongo. — Die Ambaca. — Der Tampan. — Golungo Alto. — Eintreffen in Loanda.

Am 24. März brach man auf. Die Söhne Jonga Panza's boten sich zu Führern an, verlangten aber die schon mehrfach erwähnte Muschel Schinte's in voraus als Bezahlung. Livingstone fand dies zwar bedenklich, ging aber doch darauf ein, weil seine Leute darum baten. Man verfolgte nun eine nordwestliche Richtung und überschritt unter 10 Gr. 22 Min. südl. Br. den Chikapa, der zu dieser Jahreszeit sehr tief war und eine Breite von 120 bis 150 Fuß hatte. Weiter oberhalb stürzte er, einen Fall bildend, tosend über die Felsen. Man setzte auf das jen-

seitige Ufer in einem Kahn über, der nur aus einem einzigen Stück Rinde gemacht war. Die Enden waren zusammengenäht und die Seitenwände wurden durch Stäbe gehalten, die als Rippen dienten. Das Wort Chikapa bedeutet Rinde oder Haut und hat wahrscheinlich auch zu dem Namen des Flusses Anlaß gegeben. Wenigstens ist Livingstone auf andern Strömen dergleichen Fahrzeugen nicht begegnet. Den größten Theil des Jahres hindurch ist der Chikapa so leicht, daß man ihn leicht durchwaten kann. Da die Reisenden nach einander übersetzen mußten, so verlangten die Fährleute eine dreifache Bezahlung. Die Makololo, die in ihrem Lande jedem Fremden diesen Dienst unentgeltlich erweisen, waren über die Habsucht der Chiboque sehr empört und nahmen sich vor für die Gemeinheit derselben in Zukunft an den Mambari Vergeltung zu üben.

Als man am andern Tage kaum eine Meile weit gegangen war, erklärten die Führer, sie wollten umkehren. Livingstone hatte dies wohl erwartet. Er machte ihnen sehr entschiedene Vorstellungen; aber ehe man sich's versah, waren die Spitzbuben im Walde verschwunden. Zum Glück befand man sich in einer Gegend, die von Handelsleuten so besucht war, daß man Führer leicht entbehren konnte. Damit beruhigten sich auch die Makololo.

Das Land wurde jetzt wellenförmiger als früher, und

durch die tiefen und bewaldeten Thäler zogen sich anmuthige Flüsse. Die Bäume waren hoch, die Wälder feucht und düster, der Boden mit gelben und braunen Moosen bedeckt und die Stämme der Bäume mit hellfarbigen Flechten überzogen. Das Erdreich war augenscheinlich von großer Fruchtbarkeit. Man kam zwar an mehreren Dörfern vorüber, vermied es aber mit den Einwohnern in Berührung zu kommen. Alle fließenden Gewässer, die man in dieser Gegend überschritt, gingen von Süden nach Norden und mündeten, wie man erfuhr, in den Kasai. Die schlammigen Ufer, welche die meisten von ihnen hatten, sind den Flüssen dieses Landes eigenthümlich.

Der 26. März traf auf einen Sonntag, man brachte ihn ruhig an den Ufern des Quilo zu, der hier nur etwa eine Breite von 30 Fuß hat. Er fließt im Grunde eines tiefen Thals, dessen felsige Seitenwände sich 1500 Fuß hoch erheben. Der harte Kalktuff, aus dem sie gebildet sind, ruht auf einer Lage von Thon und Sandstein und ist bis hoch hinauf mit einem eisenhaltigen Conglomerat bekleidet. Leider war Livingstone durch fortwährende Fieberanfalle so geschwächt, daß ihm die Freude an dieser reizenden Umgebung sehr verkümmert wurde.

Wenn man bedenkt, unter welcherlei Mühseligkeiten und Entbehrungen die ärmeren Klassen der civilisirten

Länder Europa's ihr Leben zubringen und zu wie harter Arbeit sie verurtheilt sind, so muß man zugestehen, daß sich die Leute hier in einer äußerst behaglichen Lage befinden. Allenthalben trifft man auf kleine Dörfer, die von Gärten umringt sind. Der Boden ist so fruchtbar, daß er der Pflege kaum bedarf und gar nicht gedüngt zu werden braucht. Wenn die Mais- oder Hirse-Ernte auf einer Stelle minder ergiebig wird, so rückt man ein wenig tiefer in den Wald ein, macht Feuer an die Wurzeln der großen Bäume, um sie absterben zu lassen, schlägt die kleineren nieder, und der neue Acker ist hinreichend bestellt, um den Saamen aufzunehmen, den ihm die Hand des Menschen anvertrauen will. Inzwischen läßt auch das alte Feld noch mehrere Jahre lang seinen Manioc wachsen, ohne daß sich der Eigenthümer darum zu kümmern braucht. Aber inmitten des Ueberflusses ist doch der Mangel an Salz und Fleisch sehr fühlbar, und wie sehr man der Fleischkost bedarf, geht daraus hervor, daß die Balonda überall in den Wäldern Fallen aufstellen, um wenigstens Mäuse zu fangen.

Die verschiedene Art und Weise der Leute zeigte sich auch in dem Aussehn der Dörfer, durch die man kam. Manche derselben waren so mit Unkraut überwuchert, daß Livingstone von seinem Dhsen herab kaum die Dächer der Wohnungen wahrnehmen konnte. Die Männer traten wohl



aus ihren Hütten, wenn die Reisenden während der Tageshitze vorbeikamen; aber, die Pfeife im Munde, fuhren sie fort zu rauchen, ohne weitere Theilnahme zu bezeigen. Dagegen waren andere Dörfer wahre Muster von Sauberkeit; kein Unkraut fand sich in den Gärten, in denen Tabak, Baumwolle, Getreide und Hülsenfrüchte angebaut waren, und große Käfige enthielten das sorgfältig gepflegte Federvieh. Haufen von Kindern stürzten überall herbei, um den weißen Mann zu betrachten, liefen schreiend und mit komischem Gebärdenpiel hinter ihm her, kletterten auf die Bäume, um ihn besser zu sehen, und folgten dem Zuge oft mehrere Meilen weit. Die Neugier war allgemein. Frauen mit Kindern auf dem Rücken und lange Tabakspfeifen im Munde drängten sich an den Eingang des Lagers und sahen Livingstone Stunden lang an. Die Männer aber, um sie darin nicht zu stören, krochen durch den Zaun, mit dem die Reisenden ihre Verschlänge umgaben, und entfernten sich meist nach wenig Minuten wieder, indem sie zu ihren Nachbarn sagten: Ich will doch die Mutter holen, damit sie sich auch den weißen Mann und seine Dachsen ansieht!

Je mehr man sich der Küste näherte, desto häufiger begegnete man auch einheimischen Handelsleuten, welche Salz, Baumwollenzeuge und Glasperlen mit sich führten, die sie gegen Bienenwachs umtauschen wollten. Sie waren

alle mit portugiesischen Gewehren bewaffnet und hatten Patronen mit eisernen Kugeln. Man begrüßte sich gegenseitig und hielt gewöhnlich einige Minuten an. Die Händler schenkten ein wenig Salz und empfingen dafür einen Streifen Ochsenhaut oder irgend eine andere Kleinigkeit; dann nahm man, glückliche Reise wünschend, von einander Abschied. Die Häute der geschlachteten Ochsen kamen den Reisenden jetzt sehr zu statten, weil sie hier, wo man Gürtel aus ihnen schneidet, ziemlich hoch im Preise stehn. In der Umgegend von Angola, wo die Einwohner selbst Vieh halten, gelten sie weniger.

Nachdem man das Dorf am Quilo verlassen hatte, dessen Häuptling Sakandala, ein freundlicher alter Mann, dem Durchzuge der Fremden kein Hinderniß in den Weg legte, kam man auf das Gebiet der Baschindsche (von den Portugiesen Shinge genannt), die mit den Bangala vermischt sind und lange Zeit mit den Babindele, d. h. mit den Portugiesen, Krieg geführt haben. Ein Häuptling, Kamboëla, brachte die Reisenden auf den Weg, der von Matiamwo nach Cassange und Bihe führt. Es war ein gebahnter Fußweg, auf dem man bald auch einer Gesellschaft von halbblütigen Händlern begegnete, die von Bihe nach Cabango gingen und durch Cassange gekommen waren. Weiterhin kam man an dem Grabmal eines Halbblut-Händ-

lers vorüber, der auf der Rückkehr von Matiamwo hier gestorben war. Ein ziemlich hoher Kegei, der aus Stäben errichtet war und dem Dach einer Hütte glich, erhob sich über dem Grabe. Auf der Westseite der Palissade, welche dasselbe umgab, stand ein scheußliches Götzenbild, das mit Zeugstücken und Glasperlen behängt war.

Am 30. März führte der Weg in das Thal hinab, das mit dem Hochlande nur durch tiefe Einschnitte verbunden ist. Der Abfall ist so steil, daß man ihn nur zu Fuß zurücklegen kann. Livingstone mußte sich von seinen Begleitern führen lassen, so hinfällig war er. Das Thal des Duango, das nun vor ihm lag, ist wohl an hundert Meilen breit. Dunkle Wälder bedecken die Seitenwände, die einen hellgrünen Wiesengrund einschließen, durch den sich der Duango nach Norden schlängelt. Der Abhang, den man abwärts stieg, hat eine senkrechte Höhe von mehr als elfhundert Fuß, ihm gegenüber erhebt sich wie eine mächtige Gebirgskette. Ein großartiges Schauspiel für den, der eben erst die düstern Wälder von Londa verlassen hat! Es war Livingstone, als ob ein Schleier von seinen Augen fiel. Es blitzte aus einer Wolke, die unten das Thal durchzog, während Berg und Wald im Sonnenlicht schwammen. Die Regenwolke entlud sich, ohne daß die Wanderer durchnäßt wurden. Der Grund des Thales zeigte

sich nun in der Nähe von tiefen Wasserläufen durchfurcht; der Abfall, über den man gekommen war, hatte so viel Einschnitte von Schluchten und dann wieder so viel hervorspringende Spitzen, daß er wie eine Säge ausah. Wo der Waldmantel, der Seiten und Gipfel der Sierra bedeckt, an den steilsten Stellen unterbrochen wird, gewahrt man einen röthlichen Boden, wie er überall in dieser Gegend vorkommt. Im Thale findet man Bambus von der Dicke eines Mannsarmes; doch war im Allgemeinen der Baumwuchs auf der Höhe bei weitem kräftiger als hier.

Am 2. April machte man am Ufer eines kleinen Flusses Halt, und da man seit der Trennung von Tonga Panza nichts als Manioc genossen hatte, so ließ Livingstone einen Ochsen schlachten. Die Einwohner dieses Landes empfinden ohne Zweifel das nämliche Bedürfniß, zuweilen ihre Pflanzenkost mit einer Fleischspeise abwechseln zu lassen, denn sie durchwühlten emsig die feuchte Erde längs des Flusses nach großen weißen Larven, die sie mit Behagen verzehrten. Die alten Kupferringe, die gegenwärtig noch das letzte Besizthum der Zambesier ausmachten, wollte Niemand hier gegen Lebensmittel eintauschen; indeß man würde das Mehl und den Manioc der Baschindsche ohne Klage entbehrt haben, wenn nicht ihr Häuptling Sansawe die Reisenden wieder mit jenem angemessnen Recht des Durchzuges ge-

quält hätte. Wie die Händler erzählten, kam es vor, daß sie sich öfter den Weg erkämpfen mußten. Dieser habgierige Häuptling stellte an Livingstone die alte Forderung von einem Mann, einem Ochsen oder einem Elephanzahn. Der Reisende entgegnete: das Elfenbein gehöre Seseletu, und er selbst besitze nichts als seine Instrumente, die ja dem Häuptling ohne Nutzen sein würden. Einer von Sansawe's Leuten verlangte Fleisch, man schlug es ihm ab und er sagte: „Es thut nichts, morgen schlagen wir euch todt und dann nehmen wir es doch.“ Je sanfter sich der eine Theil zeigte, desto unverschämter wurde der andre. „Mit welchem Rechte,“ fragte Livingstone, „fordert ihr denn von einem weißen Manne, der keinen Sklavenhandel treibt, Tribut?“ — „Ihr wißt,“ war die Antwort eines alten grauköpfigen Negers, „daß Gott uns Häuptlinge gegeben hat, die ernährt werden müssen. Wie kommt es nun, daß ihr, die ihr ein Buch habt, in welchem Gottes Wille ganz und gar geschrieben steht, nicht freiwillig dem Sansawe die Abgabe zahlt, die ihm gebührt, da er der Häuptling dieses Landes ist?“ „Und wie kann ich wissen, daß er euer Häuptling ist,“ lautete die Gegenfrage, „da er zugelassen hat, daß wir auf seinem Gebiet achtundvierzig Stunden ohne die mindeste Nahrung geblieben sind?“ Diese Frage, bemerkt Livingstone, mag dem Leser

vielleicht als eine Spitzfindigkeit vorkommen, mit der ich meinerseits die Antwort vermeiden wollte, den Baschindsche aber war sie ein Argument, das sich durchaus nicht entkräften ließ; sie beeiferten sich nur, ihren Häuptling zu entschuldigen, indem sie sagten, ganz gewiß habe Sansawe Befehl gegeben, daß man Lebensmittel für uns zubereite, und sie wären überzeugt, wir würden bald welche bekommen.

Nachdem ein Theil des Tages mit solchem Wortgefecht vergangen war, stattete Sansawe selbst, ein junger Mann von angenehmer Gesichtsbildung, die einen Grad von Intelligenz verrieth, einen Besuch ab. Wahrscheinlich hatte er, trotz der Nachbarschaft, nie mit Portugiesen verkehrt, denn er sprach den Wunsch aus, das Haar des Reisenden zu betrachten. Er hatte bis dahin noch kein glattes Haar gesehen, da die Mehrzahl der Sklavenhändler Mulatten sind. Der Unterschied zwischen dem Haar des Weißen und der Wolle, die seinen eignen Kopf bedeckte, machte ihm solchen Spaß, daß er laut auflachte. Den Kompaß wollte er gar nicht sehen, und auch die Zaublaterne schien ihm gefährlich, um so mehr, als es Nacht wurde. Um ja vor allen Zaubereien geschützt zu sein, nahm er schließlich seine Zuflucht zu irgend einem Amulet und ging. Doch nicht lange, so ließ er Livingstone durch dessen Dolmetscher sagen: wenn er dem Fleisch und den Ringen, die er schon

gegeben habe, nicht noch eine rothe Jacke und einen Mann hinzufüge, so müsse er wieder umkehren. Livingstone ließ ihm sofort entgegen: sie würden ihren Weg nach der Küste fortsetzen, und wenn Sansawe den Kampf beginne, so werde er vor Gott die Verantwortung tragen. Aus eignem Antriebe fügte der Dolmetscher noch hinzu: „Wie viel Weiße habt ihr denn schon getödtet?“ Womit er sagen wollte: ihr habt noch nie einen weißen Mann getödtet und werdet es auch diesmal nicht.

Nachdem man den Chiboque so viel geopfert hatte, war für die Anforderungen der Baschindsche nichts übrig geblieben, und die nutzlose und unverschämte Beharrlichkeit derselben machte Livingstone und seine Begleiter so erbittert, daß sie in eine wahre Kampflust geriethen und entschlossen waren, sich nöthigenfalls mit Gewalt einen Weg durch das ungestaltliche Land zu bahnen.

Am 3. April wurde frühzeitig aufgebrochen, und der Zug ging nah an dem Dorf vorüber; ein feiner und dichter Regen, der schon seit einer Stunde fiel, dämpfte wahrscheinlich die Hitze der Feinde, denn keiner ließ sich blicken. Allein sie konnten auch wohl auf der Lauer liegen hinter Bäumen oder Felsen, an denen der Weg vorüberführte, und so vergingen noch an zwei Stunden, bevor man frei wieder aufathmete. Man zog das Thal des Duango immer

entlang, an manchen Stellen war das Gras so hoch, daß es Livingstone, obgleich er auf einem Ochsen ritt, noch zwei Fuß über dem Kopf zusammenschlug. Da nun das Gras vom Regen naß war, so gab es ein unaufhörliches Sturzbad, das in Vereinigung mit den Gießbächen, die jeden Augenblick durchschritten werden mußten, weit mehr erfrischte, als man in der That wünschte. Man kam an mehreren Dörfern vorüber, doch ohne sich aufzuhalten; bei einem derselben weideten Schafe. Endlich, nach Verlauf von sechs Stunden, erreichte man unter 9 Gr. 53 Min. südl. Br. 18 Gr. 37 Min. östl. Länge den Quango, der als die Westgrenze des portugiesischen Gebiets betrachtet wird.

Der Quango, ein tiefer Fluß, der zwischen vier und fünfhundert Fuß breit ist, fließt von Süden nach Norden inmitten ungeheurer Wiesen, die von Schilf und riesenhaften Gräsern bewachsen sind. Das Wasser ist unklar, was man bisher bei keinem Flusse im Londa- oder Makololo-Lande gefunden hatte.

Die Eingebornen behaupten, der Quango wimmle von giftigen Schlangen, die sich sogleich um ein todtes Flußpferd sammeln und es gierig verzehren. Das ist vielleicht der Grund, warum die Dörfer sämmtlich vom Ufer ent-



fernt liegen. Auch gab man Livingstone immer den Rath, nicht in der Nähe desselben zu lagern.

Man hat einige Badschindsche, Kähne zum Uebersetzen zu leihen, und das verschaffte den Reisenden einen Besuch des Häuptlings, der die Erklärung abgab, die Eigenthümer der Kähne seien alle seine Kinder und dürften keinen Kahn verleihen ohne seine Erlaubniß; er aber ertheile diese nur, im Fall er einen Mann, einen Ochsen oder eine Flinte empfangen. Er nahm zwar die kupfernen Reifen, die ihm Livingstone's Begleiter anboten, verlangte aber durchaus noch einen Mann, weil er die Zambesier für die Sklaven des Weißen hielt. Der Häuptling war ein junger Mann, der auf seinen Kopfsuß große Sorgfalt verwandt hatte; das Wollenhaar war nach hinten in einen Keßel zusammengebunden, dessen Grundfläche wohl acht Zoll im Durchmesser maß, und der mit rothen und schwarzen Fäden umwunden war.

Während man sich noch hin und her stritt und Livingstone in Verlegenheit war, wie er mit den Seinigen einen Plan verabreden solle, denn die Schilfebene bot gar keinen längern gesicherten Aufenthalt, kam zufällig ein junger portugiesischer Mulatte herbei, Cypriano de Abreu, Sergeant in der Miliz, der herübergekommen war, um Wachs einzukaufen. Er gab den ganz verständigen Rath, man solle über

den Fluß setzen, ohne sich an den Häuptling zu kehren. Man ging in Folge dessen noch einige Meilen am Ufer weiter, und die Baschindsche feuerten zwar hinterher, trafen aber nicht und zeigten sonst auch keine Lust, den Zug zu verfolgen. Mit Hülfe Cypriano's verständigte man sich mit den Fährleuten, und nachdem das jenseitige Ufer erreicht war, war auch von Streitigkeiten mit den Grenzstämmen nichts weiter zu besorgen; denn nun befand man sich auf dem Gebiet der Bangala, welche Unterthanen der Portugiesen sind.

Fröhlichen Herzens wanderte Livingstone auf dem schmalen Fußwege, der durch das hohe Gras führte; drei Meilen etwa westlich vom Quango traf man mehrere hübsche viereckige Häuser an, deren Eigenthümer, portugiesische Mulatten, an der Thür standen und freundlich grüßten. Sie gehörten alle zur Miliz und standen unter dem Befehl Cypriano's. Bis vor Kurzem noch hatten sich die Bangala gegen die portugiesischen Handelsleute ganz so benommen, wie die Grenzstämme gegen Livingstone; sie hatten sogar einen von ihnen erschlagen. Allein dies führte auch eine vollständige Umwandlung der Verhältnisse herbei; die portugiesische Regierung in Angola ließ Truppen gegen sie marschiren und die Bangala wurden besiegt und zerstreut. Sie kehrten zwar in ihre Wohnsitze zurück, doch nun als

Untertbanen der Portugiesen. Die Soldaten, welche im Lande einquartiert sind, leben, da sie keinen Sold bekommen, vom Handel und Ackerbau.

Es war schon dunkel, als man bei der Behausung Cypriano's eintraf. Livingstone, der sein Zelt ihr gegenüber aufschlug, konnte Nachts vor Moskitos nicht schlafen; sie waren an den klaren Strömen in Londa gar nicht zu spüren gewesen.

Am andern Morgen, 5. April, beschenkte Cypriano die Zambesier reichlich mit Mais und Kürbissen, und lud Livingstone selbst zu einem trefflichen Frühstück ein, das aus Erdnüssen, geröstetem Mais und gekochten Maniocwurzeln bestand, mit einem Nachtisch von Honig und Guajava. Der Mittagstisch, an welchem einige Freunde Cypriano's theilnahmen, war noch reichlicher besetzt. Als man Platz genommen hatte, erschien eine Sklavin und goß jedem der Gäste Wasser über die Hände. Dann wurde mit Messer und Gabel ein Huhn zerlegt; im Uebrigen aß man mit den Fingern, doch sehr geschickt und sauber. Nach der Mahlzeit wusch sich ein Jeder wiederum die Hände.

Diese portugiesischen Mulatten können alle ganz gut lesen und schreiben. Cypriano hatte in seinem Zimmer drei Wachsbilder von Heiligen, und er und seine Freunde trugen neusilberne Kapseln mit Reliquen um den Hals,

die gegen jede Gefahr schützen sollten, ganz wie die Zaubermedizin der Heiden — dagegen wußten sie von der Bibel kein Wort.

Cypriano hatte augenscheinlich ein sehr wohlwollendes Herz, denn er plünderte seinen Garten, damit es Livingstone's Begleitern nicht an Nahrung fehle; er ließ sogar zu diesem Zweck einen Ochsen schlachten und so viel Mehl (Farinha) aus Maniocwurzeln zubereiten, daß die Reisenden auf ihrer mehrtägigen Wanderung bis Cassange hinlänglich Borrath hätten. Auch wies er jede Entschädigung dafür zurück.

Man bereitet die Farinha aus den Wurzeln, indem man diese zerreibt, anfeuchtet und den Brei auf einer heißen Platte trocknen läßt; man ißt sie zum Fleisch an Stelle des Gemüse; ihre Aehnlichkeit mit Sägespänen hat ihr gleichfalls den Namen Holzmehl gegeben. Der Geschmack ist nicht angenehm, doch wer sich einmal daran gewöhnt hat, entbehrt sie ungern. Man baut hier nur die süße Maniocart. Der Winter beginnt mit dem Monat Mai und die Leute waren in voller Thätigkeit, Mais zu pflanzen; der, welchen Livingstone jetzt aß, war am Anfang des Februar gepflanzt worden; er bedarf also zu seiner Reife einer Zeit von zwei Monaten. Der Boden, der so reiche Ernten hervorbringt, ist dunkelroth und so dicht mit Gras bewachsen, daß, als einmal in trockner Jahreszeit Ambonda-

räuber hier einfielen, die Einwohner ringsumher das Gras anzündeten und die Bande im Feuer umkam. Die Stengel dieses Grases haben die Dicke eines Federkiels und es steht so dicht gedrängt, daß man an Stellen, wo kein Weg gebahnt ist, gar nicht durchdringen kann. Livingstone hätte fast einmal auf die nämliche Weise seinen Wagen verloren, obgleich das Gras nur etwa drei Fuß hoch war. Er wurde plötzlich wie von dem Tosen eines Gießbachs aufgeweckt und erblickte die Flamme, die von dem Sturmwinde herangejagt wurde. Es blieb ihm gerade nur so viel Zeit das Gras auf der entgegengesetzten Seite in Brand zu stecken und den Wagen dahin zu ziehen, denn wo zwei Flammen einander begegnen, ersticken sie aus Mangel an Nahrung.

Ein heftiger Regen hielt Livingstone bis zum 10. April bei Cypriano zurück. Er hatte nur die Breite des Orts beobachten können, die er zu 9 Gr. 50 Min. südl. fand. Nach einer mühseligen Wanderung von drei Tagen traf man zu Cassange (Cassandsche) ein, der am weitesten in das Innere vorgeschobenen portugiesischen Station in Westafrika. Mehrere kleine Flüsse, die in den Quango fallen, hatten unterwegs überschritten werden müssen; im Uebrigen hatte der Reisende von der Umgegend nichts zu Gesicht bekommen, denn er ging zwischen zwei hohen Graswänden.

Als er ankam, richtete der Erste, dem er begegnete und welchem Livingstone's ab- und aufgenutzte Bekleidung kein Vertrauen erwecken mochte, sogleich die Frage an ihn, ob er einen Paß habe, und sagte, er müsse ihn vor die Behörde führen. Das war indeß Livingstone gerade recht. Der Commandant Senhor de Silva Rego prüfte seine Papiere und lud ihn dann sehr höflich zum Abendessen ein; da konnte doch der Reisende, der vier Tage nichts als Farinha genossen hatte, sich endlich wieder satt essen. Nach der Mahlzeit lud ihn der Capitain Antonio Rodriguez Noves in sein Haus ein, versah ihn in zuvorkommendster Weise mit anständigen Kleidern und sorgte überhaupt, so lange Livingstone in Cassange verweilte, wie ein Bruder für ihn. Auch übernahm er mit gleicher Freigebigkeit den Unterhalt seiner hungrigen Reisegefährten.

Das kleine Dorf Cassange besteht aus dreißig bis vierzig Häusern, welche Handelsleuten gehören. Diese Gebäude liegen zerstreut auf einer flachen Anhöhe des großen Quango- oder Cassangethals. Sie sind aus Flechtwerk errichtet, welches mit Lehm beworfen ist. Ringsum sind Mais- und Maniocpflanzungen, und außerdem befindet sich hinter jedem Hause noch ein Küchengarten, in welchem man Kartoffeln, Erbsen, Kohl, Zwiebeln, Liebesäpfel so wie sämmtliche europäische Gemüse anbaut. Auch Bananen

und Guajavas sieht man, die ihrer Zahl und Größe nach schon vor der Besignahme des Landes durch die Portugiesen gepflanzt worden sind, wogegen die Ananas, Orangen, Feigen- und Flaschenbäume (*Arona squamosa*) aus neuester Zeit stammen. Die dreißig bis vierzig Handelsleute, die hier wohnen, sind sämmtlich Offiziere in der Miliz. Einige von ihnen haben sich dadurch Vermögen erworben, daß sie Pombeiros d. i. eingebornen schwarzen Händlern, einen Theil ihrer Waaren anvertrauten, um diese in den entfernten Gegenden Innerafrika's zu verkaufen. Ein altes Gesetz in Angola verbietet nämlich, in ganz menschenfreundlicher Absicht, den Portugiesen, die Grenze zu überschreiten, damit nicht, wenn ein Weißer, vielleicht durch eigne Schuld, getödtet würde, die Regierung genöthigt wäre, seinen Tod zu rächen.

Livingstone war den Portugiesen ein Gegenstand der Neugier. Sie hielten ihn anfangs für einen Agenten der englischen Regierung, der nach Afrika geschickt worden sei, um den Sklavenhandel zu unterdrücken. Da sie nun hörten, er sei Arzt und Missionair, verwunderten sie sich sehr, daß er, der doch ein Priester sei, eine Frau und vier Kinder habe. Aber er antwortete darauf mit der Gegenfrage: ob es nicht besser sei, Frau und Kinder zu haben, als Kinder ohne Frau? Doch welcher Meinung sie auch sein

mochten, ihr Benehmen war so gastfreundlich, als es Livingstone nur wünschen konnte.

Am 16. April wurde das Fest der Auferstehung gefeiert, obgleich sich in Cassange kein Priester befindet. Es ist aber weniger eine religiöse Feierlichkeit als eine öffentliche Lustbarkeit. Die farbige Bevölkerung hatte eine Puppe angepinnt, welche den Judas Ischarioth vorstellen sollte; diese setzte man auf einen Ochsen und führte sie durch das ganze Dorf. Das Volk aber stieß Schimpfreden und Verwünschungen gegen den „nichtswürdigen Juden,“ den „Verräther“ aus, für welchen die Puppe figurirte. Die Eingebornen kamen sämmtlich in ihrem größten Staat, um den vornehmsten Kaufleuten, von denen sich ein Geschenk erwarten ließ, ein fröhliches Fest zu wünschen. Das Geschenk besteht meist aus Baumwollenzug; man wird aber auch nicht unhöflich, wenn dasselbe ausbleibt. Um zehn Uhr Morgens begab sich Livingstone mit seinen Leuten zum Commandanten, auf dessen Zeichen die vier Kanonen, welche die Artillerie von Cassange bilden, zu feuern begannen. Dann wurde unter Trompetenstößen die portugiesische Flagge aufgezogen, und Capitain Neves lud die angesehensten Einwohner des Orts zu einem Festmahl ein, das er so glänzend wie möglich hergerichtet hatte. Da fanden sich in verschwenderischer Fülle auf der Tafel zusammen ausländische Früchte, Weine



aus Portugal, Biscuit aus Amerika, Butter aus Cork und Bier aus England. Nach Tisch setzte man sich zum Kartenspiel, dem gewöhnlichen Vergnügen, und spielte bis elf Uhr Nachts. So weit Livingstone bemerken konnte, beobachtete man gegenseitig ein höfliches und gefälliges Benehmen. Die Gegend ist sehr vom Fieber heimgesucht und viele Einwohner leiden an einer Milzverweigerung. Doch giebt es in Cassange weder Arzt noch Apotheker, so wenig wie einen Lehrer oder Geistlichen. Der Kranke wird von einem Freunde möglichst unterstützt und das Weitere stellt man Gott anheim. Kein Portugiese hat eine portugiesische Frau bei sich; sie kommen nur hieher um Geld zu erwerben, und wenn ihnen das gelungen ist, so kehren sie nach Lissabon zurück. Dem Aufblühen der Colonie ist das natürlich nicht förderlich. Die meisten haben Kinder von eingebornen Frauen; sie nehmen sich indeß dieser Kinder mit Liebe an und sorgen für ihre Zukunft. Ueberhaupt werden die Mulatten hier von den Portugiesen wie ihres Gleichen behandelt, und die farbigen Handlungsdienere essen mit ihren Herren an einer Tafel.

Von Cassange aus übersieht man einen großen Theil der weiten, wellenförmigen, mit Gras und Wald bedeckten Ebene des Quangothals. Der westliche Rand desselben, der etwa zwanzig Meilen entfernt liegt, erscheint wie eine

hohe Bergkette. Sie führt den Namen: Tala Mungongo, d. h. sieh die Kette! Das Thal ist mit Dörfern besät, sie sind aber nicht bleibend, denn vor der Expedition der Portugiesen gegen die Bangala im Jahre 1850 soll es deren noch weit mehr gegeben haben. Der ungemein fruchtbare Boden dieses schönen Thals, der auch die Rindviehzucht sehr begünstigen würde, ist so gut wie gar nicht angebaut. Die Portugiesen so wie die Mulatten bekümmern sich nur um den Handel mit Wachs und Elfenbein; in einer Gegend, welche zahllose Heerden ernähren und Korn im Ueberfluß hervorbringen würde, leben die Eingebornen nur von Manioc und die Europäer lassen sich aus Amerika Mehl, Brot, Butter und Käse bringen.

Livingstone verkaufte in Cassange die Elefantenzähne, die er von Seseletu mitgenommen hatte, um festzustellen, um wieviel höher der Preis für dieselben hier bei den Weißen ist, als im Lande der Makololo. Natürlich können die Portugiesen das Elfenbein, das man zu ihnen bringt, weit besser bezahlen, als die Händler vom Cap, die eine beschwerliche und kostspielige Reise machen müssen, um es zu holen. Livingstone's Begleiter waren von dem Erfolge ganz entzückt. Für einen einzigen Zahn empfangen sie zwei Musketen, drei kleine Fässer Schießpulver, Glasperlen in Menge und soviel Wollen- und Baumwollenstoff, um die

ganze Gesellschaft damit zu bekleiden; während sie früher bei sich zu Hause zwei Elephanzähne für ein Gewehr gegeben hatten. Für einen andern Zahn kaufte man Calico, der hier das gewöhnliche Umtauschmittel ist, und mit dem man die Reisekosten bis Loanda bestreiten wollte; noch zwei andre wurden für baares Geld fortgegeben, um in Loanda ein Pferd für Sekeletu zu kaufen.

Der Commandant, Senhor Rengo, erbot sich Livingstone bis nach Ambaca einen Soldaten als Führer mitzugeben, und die sämtlichen Kaufleute von Cassange begleiteten, indem sie sich von ihren Sklaven in Hängematten tragen ließen, den Zug bis zum Rande der Hochebene, auf der ihr Dorf steht. Livingstone schied von ihnen mit dem tiefsten Gefühl der Dankbarkeit. Diese wohlwollenden Leute hatten nicht nur während seines Aufenthaltes in Cassange für ihn und die Seinigen uneigennützig Sorge getragen, sondern sie gaben ihm auch an ihre Freunde in Loanda, wo es gar keine Gasthöfe giebt, Empfehlungsbriefe mit.

Von Cassange, das unter 9 Gr. 37 Min. südl. Br. und 17 Gr. 49 Min. östl. L. liegt, sind bis zur Küste noch dreihundert Meilen. Der Schwarze, welchen man als Führer mitgenommen hatte, war Corporal bei der Miliz und aus Ambaca gebürtig. Er konnte schreiben und lesen, wie der größte Theil seiner Landsleute, der sogenannten

Ambakistas. Er war von drei Sklaven begleitet, die ihn in einer Tipoa trugen, d. i. in einer an Stangen befestigten Hängematte. Da die Sklaven aber noch sehr jung waren, so ging er den größten Theil des Weges zu Fuß und benutzte die Hängematte, um sein Ansehn zu behaupten, nur so lange, als der Zug durch ein Dorf ging. Er mochte nun in der Tipoa sitzen oder nebenhergehen, sie wurde immer von Zweien getragen, während der Dritte einen hölzernen drei Fuß langen Kasten voran trug, der die Kleider, das Schreibzeug und die Teller seines Herrn enthielt. Dieser war in Allem sehr reinlich; obgleich er selber schwarz wie eine Kohle war, so fand er doch, wenn er andere Schwarze schelten wollte, kein stärkeres Schimpfwort als „Neger“. Wollte er in einem Dorfe irgend etwas kaufen, so setzte er sich nieder, löste ein wenig Schießpulver in dem Tintenfass auf und erkundigte sich nach dem Preise des Gegenstandes in einem sauber geschriebenen Billet, dessen Aufschrift den Kaufmann mit einem pomphaften Illustrissimo Senhor beehrte. Diese Anrede ist übrigens in ganz Angola gebräuchlich. Der Kaufmann antwortet auf die nämliche Weise, und wenn dem Kauflustigen der Preis zusagt, so schreibt er noch einmal, um den Handel abzuschließen. Man kann sich denken, welche ungeheure Masse Papier durch dieses weitläufige Verfahren jährlich hier verbraucht

wird. Leider besaß der schwarze Coporal nicht durchweg löbliche Eigenschaften. Seine Ehrlichkeit war nicht die beste, denn er betrog die Gesellschaft, indem er sich mit den Leuten verständigte, die ihr Lebensmittel verkauften. Als Livingstone dies merkte, verbot er ihm jede Einmischung, ja selbst, sich nur dem Plage zu nähern, wo man den Handel abschloß. Im Uebrigen war man doch froh ihn zu haben, denn er brachte die seiner Führung Anvertrauten glücklich an Ort und Stelle.

Am 21. April hatte man Cassange verlassen, am folgenden Tage das Flößchen Lui und am 24. den Luari überschritten und war nun zur Nacht am Fuße des Tala Mungongo angelangt, dessen Höhe gegen tausend bis fünfzehnhundert Fuß beträgt. Die Wolken, die das Thal durchzogen, brachen sich an der Berglehne und das nasse Gras schlug den Reisenden fortwährend in's Gesicht. Dieser westliche Thalrand glich genau dem östlichen, über den man aus Londa herabgekommen war. Das ganze, zwischen den beiden Abhängen liegende Thal ist augenscheinlich durch Wasser gebildet worden, denn man sieht noch Bruchstücke der Hochebene, die es ehemals ausfüllten, welche die nämlichen rothen horizontalen Schichten zeigen und mit dem Thalrand eine Höhe haben. Eine dieser vereinzelt Massen, welche den Namen Kasala führt, liegt etwa zehn Meilen

westsüdwestlich von Cassange. Ihre Seitenwände sind so steil, daß selbst die Eingebornen kaum im Stande sind den Gipfel zu erklimmen, wo ihnen die Federn der Marabutvögel, die oben nisten, einen kostbaren Erwerb versprechen. Auf der Südseite soll ein kleiner See liegen, und während der Regenzeit bildet sich unten ringsherum eine Art von natürlichem Festungsgraben. Welche kostbare Lage, bemerkt Livingstone, für das Schloß eines Ritters in alter Zeit! Senkrecht abfallende Wände und oben fruchtbarer Boden!

In Cassange hieß es, man brauche vier Stunden um den Tala Mungongo zu ersteigen; das hielt aber Livingstone nicht zurück, obgleich er am Fieber litt. Der Weg war steil und schlüpfrig, zu beiden Seiten öffneten sich tiefe Schluchten und ließen dem Wanderer nur einen schmalen Raum übrig. In einer Stunde war die Höhe erreicht: ein ähnliches Tafelland wie das auf der andern Seite des Thales und gleichfalls mit hohen Bäumen bedeckt, von denen einer, der Mononga Zambi, Früchte von dem Umfang einer zweiunddreißigpfündigen Kanonenkugel trägt.

Einige Meilen von hier liegt das Dorf Tala Mungongo, wo Livingstone ein Haus zum Uebernachten fand. Das war ihm um so angenehmer, als die Höhe, in der man sich befand, und das Herannahen des Winters die Temperatur so abgekühlt hatten, daß die Mehrzahl seiner

Begleiter die Folgen der Erkältung spürten. Wie auf mehreren portugiesischen Stationen gab es hier eine Art Herberge, die einem orientalischen Karawanenferai sehr ähnlich war. Die Wände bestehen, wie überall im Lande, aus Flechtwerk, mit Lehm beworfen, und das Innere des Hauses enthält Stühle, einen Tisch, Rohrbänke zum Schlafen, auf denen man freilich nicht eben weich liegt, aber doch besser als auf der Erde, und einen Krug mit Wasser.

Am 27. April kam man nach einem fünfstündigen Marsch durch ein reizendes Wald- und Wiesenland in ein Dorf der Basango, deren Volksstamm gleich dem der Bangala unter der Oberhoheit der Portugiesen steht. Man hatte mehrere kleine Flüsse zu überschreiten, die gegen Westen fließen und vereinigt den Quize bilden, einen Nebenfluß des Goanza. Die Basango benahmen sich, wie alle den Portugiesen unterworfenen Stämme, gegen die Reisenden sehr gut. Ihr Abhängigkeitsverhältniß ist übrigens ein ziemlich loses, und die Statthalter von Angola sind zufrieden, wenn diese entlegenen Ortschaften auch nur einen kleinen Tribut bezahlen.

Alle Bewohner dieser Gegend sind echte Neger. Man findet hier allgemein eine dunkle Hautfarbe, aufgeworfene Lippen, eine platte Nase, einen Schädel, der sich nach oben zuspitzt und nach hinten verlängert, Wolle statt des Haars;

allein sehr selten sind alle diese Eigenthümlichkeiten an einem Individuum vereinigt. Hat auch ein Jeder z. B. dicke Lippen, so sind sie öfter doch nicht mehr hervortretend, als man sie gleichfalls auch bei Europäern wahrnimmt, und die Hautfarbe wechselt von tiefem Schwarz bis zu Hellgelb. Je weiter man nach Westen kommt, desto heller wird auch die Haut, allein sie schwärzt sich wieder in der Nähe der Küste, unter dem Einfluß der feuchten Seeluft. Auch die verlängerte Schädelform ist keineswegs eine nothwendige Eigenheit der afrikanischen Race; die Völkerstämme auf der Ostküste Afrika's, die Kaffern z. B., haben einen so wohlgebildeten Kopf wie nur immer die Europäer. Livingstone, dessen Auge sich an die Hautfarbe schon ganz gewöhnt hatte, wurde mehr als einmal durch die große Aehnlichkeit überrascht, die sich zwischen einzelnen Kaffern und englischen Notabilitäten darbot. Bei den Buschmännern und Hottentoten sind allerdings die Schädelform so wie der Wuchs der Wolle, welche den Kopf bedeckt, durchaus eigenthümlich. Statt daß die letztere, wie bei den Marawi und Balonda, eine dichte Krause Masse bildet, wächst sie in kleinen zerstreuten Büscheln, und wird das Haar kurz abgeschnitten, so sieht es aus, als ob einzelne schwarze Pfefferkörner auf der Haut säßen.

Auf dem Wege nach Sanza, der durch fruchtbare und



wohlbevölkerte Gegenden führt, kam man wieder an die Ufer des Quize. Livingstone sah hier ein Weizenfeld, das gar nicht bewässert zu werden brauchte und vier Zoll lange Aehren hatte. Es gehörte einem Portugiesen, Namens Miland, in dessen Garten, trotz der Höhe desselben über dem Meere, alle europäischen Gemüse fortkamen. Weiterhin fand Livingstone, daß sich an manchen Stellen dieser Gegend auch der Kaffeebaum von selbst fortgepflanzt hatte. Man findet ihn gleichfalls auf der Höhe des Tala Mungongo, wo ihn früher die Jesuiten hingebracht haben.

Den 30. April, der auf einen Sonntag fiel, brachte man in Ngio zu, ganz in der Nähe des Quize, der hier den Weg durchschnitt, um sich mit dem Coanza zu vereinigen. Die Gegend wird hier freier; doch ist sie hinreichend bewaldet. Eine Menge Wasserläufe durchziehen sie in allen Richtungen; der Boden ist mit einem dichten drei Fuß hohen Grase bedeckt. In den über die Ebene zerstreut liegenden Dörfern bemerkt man nicht selten das viereckige Haus eines Mulatten, der sich des Handels wegen hier niedergelassen hat. Die Einwohner dieser Dörfer halten Ochsen, Kühe und Schweine.

Die Reisenden trafen jetzt auf ihrem Wege alle acht bis zehn Meilen eine Art Bivouac an, Schirmdächer, die man aus Gras und Stangen errichtet hat, um der Menge

von Leuten, welche hier nach der Küste gehen oder von da zurückkehren, einen Schutz für die Nacht zu gewähren. Die Eingebornen tragen ihre Waaren auf dem Kopf oder der Schulter in einem Korbe, der an zwei sechs Fuß langen Stangen befestigt ist und Motete heißt.

Ist ein Bivouac schon für die Nacht besetzt, so müssen die später Kommenden ein neues errichten, was bald geschehen ist, da sich alles dazu Erforderliche ganz in der Nähe befindet. Kaum hat man sich niedergelassen, so kommen auch schon die Frauen aus dem nächsten Dorfe herbei und bieten Farinha, Erdnüsse, Yams, Pfeffer und Knoblauch zum Kauf an. Sie haben ein sehr höfliches Benehmen und ihre Heiterkeit und Redseligkeit sind ein Beleg dafür, daß ihr Geschäft ihnen Vergnügen macht.

Zwei von Livingstone's Begleitern litten am Fieber, was bei der großen Feuchtigkeit und den kühlen Nächten eben kein Wunder war. Livingstone selbst war so hinfällig, daß er sich kaum auf dem Rücken des Ochsen erhalten konnte. Auch war sein Kopf so angegriffen, daß er zuweilen die Namen der Wochentage und sogar die seiner Gefährten vergaß. Vergebens bemühte er sich in diesem Zustande nur einige Worte der Bundasprache zu erlernen, die hier gesprochen wird.

Bei dem Eintritt in den Bezirk von Ambaca bot sich

dem Auge eine reizende Landschaft dar. Die Fernsicht wird durch hohe Berge verschönert; das Gras ist minder hoch und das ganze Land grün und frisch. Dem Reisenden zur Linken erhoben sich Felsen wie die von Pungo Andongo, die eine Aehnlichkeit mit der berühmten Stonehenge-Gruppe in Salisbury haben, nur daß die Steinpfeiler hier von riesiger Größe sind. Diese überaus fruchtbare Gegend ist gleichfalls durch ihre Viehzucht berühmt. Der Boden ist eisenhaltig; er wird von einer Menge Geflässe bewässert, die sich alle in den Lucalla ergießen, der den Bezirk von Ambaca durchströmt und dann, bei Massangano, in den Coanza mündet. Am Lucalla wurden die Reisenden von einem Fährmann übergesetzt, der die Ueberfahrt der Regierung abgepachtet hat. Einige Meilen weiter kam man nach Ambaca, das vormals ein bedeutender Ort war, jetzt aber nichts ist als ein armes Dorf. Seine Lage auf einer kleinen Anhöhe inmitten einer von hohen Bergen umringten Ebene ist ungemein anmuthig. Das Dorf hat ein Gefängniß und ein bequemes Haus für den Commandanten, doch weder ein Fort noch eine Kirche, von der man nur die Ruinen sieht. Der Commandant, Arsenio de Carpo, erquickte Livingstone durch ein Glas Wein, das erste, welches er bis dahin in Afrika getrunken hatte.

Der ganze Bezirk soll mehr als vierzigtausend Ein-

wohner enthalten. Zehn bis zwölf Meilen von Ambaca war früher eine Missionsstation, Cahinda. Livingstone fand in dieser Gegend sehr viel Leute, die lesen und schreiben können. Man verdankt dies dem ehemaligen Unterricht der Jesuiten und Kapuziner. Nach der Vertreibung der erstern, die hier noch immer in sehr gutem Andenken stehen, haben die Eingebornen sich gegenseitig unterrichtet.

In der Nacht, welche Livingstone im Hause des Senhor Carpo zubrachte, biß ihn ein Tampan, ein im südlichen Afrika sehr bekanntes Insekt, in den Fuß. Es ist eine Art Zecke von der Größe eines Nadelknopfs bis zu der einer Erbse. Das Thier beißt sich am liebsten zwischen den Fingern oder den Zehen ein und saugt so lange, bis es ganz voll Blut ist. Es sieht dann wie ein dunkelblauer Sack aus, und die Haut desselben ist so zäh und fest, daß man sie zwischen den Fingern nicht zerdrücken kann. Gleich nach dem Biß empfindet man ein schmerzhaftes Brennen und Jucken; dann theilt sich das Gift dem Unterleibe mit und verursacht Erbrechen und Durchfall, oder, wenn diese Wirkungen ausbleiben, tritt ein Fieber ein, dem nicht selten der Tod folgt. Livingstone selbst verspürte indeß keine weiteren Folgen, als acht Tage hindurch an der gebissenen Stelle ein ziemlich heftiges Brennen.

Als der Reisezug am 12. Mai wieder aufbrach, ver-

sah ihn der freigebige Commandant bis zur nächsten Station mit Brot und Fleisch und gab an Stelle des nach Cassange zurückkehrenden Corporals zwei Soldaten als Führer mit. Gegen Mittag mußte Livingstone vor dem Sonnenbrande eine Zuflucht suchen und kehrte in Zangu in dem Hause eines Senhor Mellot ein. Die große Schwäche, die er empfand, nöthigte ihn sich vor allen Dingen niederzulegen. Als er aufstand, erwartete ihn schon ein rasch zubereitetes Mahl, das aus einem Huhn und einem Glase Wein bestand. Livingstone hatte ohne Ausnahme die liebenswürdige Gastfreundlichkeit der Portugiesen zu rühmen, mit denen er in Berührung kam.

Sonntag, den 14. Mai, brachte man in Cabinda zu. Die kleine Stadt oder vielmehr das Dorf liegt in einem reizenden, von einem Fluß durchströmten Thale und ist von Manioc- und Bananenpflanzungen umgeben. Je weiter man kam, desto malerischer wurde die Landschaft. Die blaue Kette der hohen Libolloberge, die in Ambaca dreißig bis vierzig Meilen südlich lag, war jetzt durch andere näher liegende Höhenzüge verdeckt, und die Berge von Kiwe und Cabende, die ihre grauen Umrisse auf der Nordseite in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen abzeichneten, waren Livingstone jetzt zur Rechten und so nahe, daß man sie fast berührte. Die grüne sanftwellige Ebene, in welcher

Ambaca liegt, bildet ein Bassin, das überall von hohen Bergen mit zerflüfteten Wänden umringt wird. Indem man immerzu den Weg nach Westen verfolgte, gelangte man in den wilden Bezirk von Golungo Alto.

Man begegnete mehrfach Mambari, die auf der Rückkehr nach Bihe den nämlichen Weg gingen. Manche von ihnen waren bis nach Vinyanti gekommen und hielten ihr Mißvergnügen, als sie die Makololo auf der Straße nach Loanda erblickten, durchaus nicht zurück. „Ihr wißt gar nicht,“ sprachen sie, „in welcher Weise der Handel mit den Weißen gemacht wird. Bei Einbruch der Nacht legt man sein Elfenbein am Ufer nieder und findet dann am andern Morgen die Waaren, welche die weißen Männer, die im Grunde der See leben, dafür geben. Wie wollt ihr euch mit ihnen verständigen? Könnnt ihr in's Meer gehen und sie bitten, zu euch zu kommen?“ — Aber Livingstone's Begleiter waren schon so klug geworden, um sich durch diese Märchen nicht mehr abschrecken zu lassen; sie merkten wohl, aus welchen eigennützigten Absichten die Mambari sie vorbrachten, und entgegneten ihnen: sie freuten sich recht sehr darauf, die Fischmänner, die im Meere leben, einmal kennen zu lernen.

Waldbedeckte Massen von Glimmerschiefer umgeben die Residenz des Commandanten von Golungo Alto (9 Gr.

8 Min. 30 Sec. südl. Br. 15 Gr. 2 Min. östl. L.). So weit das Auge nur sieht, ist diese wildromantische Landschaft von bewundernswürdiger Schönheit. Das Blattwerk der hohen Bäume, mit denen die Anhöhen bewachsen sind, wechselt in den mannigfachsten Schattirungen. Hier begegnet man auch der anmuthigen Palme, aus der das im Handel gesuchte Del, sowie ein berauschendes Getränk bereitet wird, das unter dem Namen Toddy bekannt ist. Manche Hügelgruppen sahen wie mächtige Wogen aus, die sich im Grunde einer schmalen Bucht erhoben und plötzlich zu Stein wurden. Die kleinen Häuser der Eingebornen liegen auf den Höhen verstreut, wahrscheinlich um der Fieberluft im Thale zu entgehen.

Der Commandant des Bezirkes, Lieutenant Antonio Canto e Castro, ein junger verständiger Mann, nahm die Reisenden sehr freundlich auf. Er klagte, wie alle einsichtigen Leute, mit denen Livingston hier zusammentraf, über die große Vernachlässigung dieses schönen Landes. Der ganze Bezirk enthält nach der letzten Zählung 26000 Heerde oder Feuer, und auf jeden Heerd rechnet man gegen vier Seelen, so daß sich also eine Bevölkerung von mehr als hunderttausend Einwohnern ergibt. Die Zahl der Träger oder Carreadores, die der Regierung auf Verlangen gestellt werden müssen, um Waaren nach der Küste zu tra-

gen, beträgt allein sechstausend, und dennoch macht der Waarentransport große Schwierigkeiten, weil es durchaus an einer guten Straße fehlt. Früher ließen die Handelsleute ihr Wachs und Elfenbein durch ihre eignen Sklaven tragen und verkauften die letzteren dann mitsammt den Waaren an der Küste. Seitdem jedoch seit 1845 die englischen Kreuzer an der Küste von Guinea den Sklavenhandel strenger überwachen, hat die Regierung von Angola ein Zwangsbeförderungssystem eingeführt. Wenn ein Händler zwei- bis dreihundert Träger bedarf, um seine Waaren nach der Küste zu schaffen, so wendet er sich an den Generalgouverneur, der alsdann dem Distriktscommandanten den Befehl zugehen läßt, die erforderlichen Leute zu stellen, worauf schließlich jeder Ortsvorstand angewiesen wird, aus seinem Dorfe die verhältnißmäßige Zahl von Trägern zu schicken. Der Händler zahlt an die Regierung für jede Tracht etwa einen Thaler (1000 Reis); allein er hat noch außerdem jedem Träger täglich etwa zwanzig Pfennige (50 Reis) zum Lebensunterhalt zu geben, und da an einem Tage selten mehr als acht bis zehn englische Meilen zurückgelegt werden, so ist die Gesamtsumme der Kosten sehr beträchtlich.

961788 — 931923

Ein Aufenthalt von einigen Tagen in dem Hause des wohlwollenden Commandanten von Golungo Alto stellte



Livingstone wieder soweit her, um an dem Anblick der üppigen Gegend, welche vor ihm lag, die rechte Freude zu haben. Ueberall grüne Berge, von denen die Mehrzahl bis zum Gipfel mit Manioc, Kaffee, Baumwolle, Erdnüssen, Bananen, Ananas, Guajava, Papaya, Flaschenbirnen, Pitargas und Sambos bebaut waren. 961788 — 931923

Als man am 24. Mai aufbrach, hatte der Winter schon begonnen. Jeden Abend zogen mächtige Wolkenmassen über die Berge im Westen, die Donner rollten, und in der Nacht oder am frühen Morgen kamen heftige Regengüsse. Selten, daß sich die Wolken hier am Vormittage zerstreuen; Morgennebel wie hier fanden in Kolobeng gar nicht statt. Das Thermometer zeigte am Tage 80 Gr. F. und fiel bei Nacht auf 76 Gr.

Man hatte mehrere nie versiegende Gießbäche zu überschreiten, die sämmtlich in den Lucalla und Quinha fließen und auf dem Wege dahin zahlreiche Fälle bilden. Diese Wasserkräfte ließen sich sehr wohl benutzen, aber hier fällt das Niemanden ein. Acht Meilen von Golungo Alto kam man in einem Wald von riesenhaften Bäumen zu einer großen lichten Strecke, die Sambondo heißt. Eine Menge Zimmerleute befanden sich hier in voller Thätigkeit, die ungeheuren Stämme in Bretter zu verwandeln. Es geschah dies, in der Manier Robinson Crusoe's, auf folgende

Art: ein Baum von drei bis vier Fuß im Durchmesser wurde umgehauen, in mehrere Stücke zertheilt, diese gespalten und mit der Art dann zu Brettern verarbeitet. Aus den Brettern verfertigen die Zimmerleute kleine Kästen, die sie mit Bändern, Schloß und Schlüssel versehen, und von denen das Stück etwa einen halben Thaler kostet. Sie sind ein beliebter Handelsartikel. Auch Livingstone's Begleiter konnten dem Verlangen nicht widerstehen, mehrere zu kaufen, und hatten die Beharrlichkeit, sie nicht nur bis Loanda, sondern von dort wieder bis Linyanti auf dem Kopf zu tragen.

In Trombeta fand Livingstone den Garten und das Haus des Untercommandanten mit Blumen geschmückt. Es war das erstemal, seit Mozinkwa in Londa, daß ein Bestreben sichtbar wurde, dem Wohnsitz ein gefälliges Aeußere zu verleihen. Eine Baumallee führte zu dem Hause und zwischen den Bäumen waren Blumen und Ananas gepflanzt. Man braucht nur den Boden vom Unkraut rein zu halten und Alles gedeiht hier von selbst.

Vor einigen Jahren noch war der Landsitz dieses Untercommandanten nichts weiter als ein waldbewachsener Fleck, den er für sechzehn Pfund St. gekauft hatte. Er hatte aber den Wald gelichtet und bereits neunhundert Kaffeebäume angepflanzt, so daß der Werth des Gutes sich später

auf das Sechzigfache des Kaufpreises erhöhen dürfte. Alle Fruchtbäume, die Weinrebe mit einbegriffen, tragen hier zweimal im Jahre, ohne viel Arbeit und Bewässerung. Von Gemüse und Hülsenfrüchten kann man sogar mit Benutzung des Winternebels eine dreifache Ernte erzielen. Nur die Baumwolle leidet zuweilen durch Regen. Feigen und Trauben gedeihen bewundernswürdig. Das Einzige, worüber die Pflanzler klagen, ist der Mangel einer guten Straße, auf der sie ihre Produkte zu Markt bringen könnten.

Als man die Berge nach der Westküste herabstieg, nahm die Fruchtbarkeit des Bodens allmählig ab. Zur Rechten floß die Senza, die in der Nähe ihrer Mündung den Namen Bengo erhält. Die flachen Ufergegenden sind durch Deiche vor Ueberschwemmungen geschützt; die Flußanwohner schicken ihre Erzeugnisse zu Wasser nach Loanda. Livingstone fand an den Ufern der Senza die blutgierigsten Moskitos, denen er je begegnete; sie gönnten ihm keinen Augenblick Ruhe. Er war in dem Hause eines Portugiesen einquartiert, verließ aber sehr bald sein Zimmer, und legte sich im Freien zu seinen Leuten an's Feuer, so daß der Wind ihm den Rauch zuwehte. Dies war die einzige Schutzwehr gegen jene furchtbare Plage. Der Wirth erstaunte über den sonderbaren Geschmack seines Gastes und dieser über die Unempfindlichkeit des Wirthes. Der letztere hatte sich, wie

alle Einwohner des Dorfes, endlich an diese Qual gewöhnt, sowie sich Jemand vielleicht an unaufhörliche Zahnschmerzen oder daran gewöhnen würde, daß ihn ein Nagel beständig durch die Schuhsohle sticht.

Je näher man dem Meere kam, desto unruhiger wurden Livingstone's Begleiter. Einer von ihnen fragte, ob sie sich gegenseitig in der Stadt bewachen könnten, und ob, wenn einer Wasser holen gehe, die Andern sehen würden, falls man ihn rauben wollte. Livingstone beruhigte sie durch die Erklärung, er werde in Allem wie bisher ihr Schicksal theilen.

Die etwas hochliegende Ebene um Loanda war im Vergleich zu den Gegenden, die man früher berührt hatte, ziemlich unfruchtbar. Der Anblick des Meeres, das von hier aus zuerst sichtbar wurde, erfüllte Livingstone's Begleiter mit einem Gefühl von Staunen und Schrecken. „Wir hatten,“ riefen sie, „mit unsern Vätern geglaubt, die Welt habe kein Ende, und nun sagt mit einmal die Welt zu uns: Hier höre ich auf!“ Sie hatten sich nämlich die Erde wie eine einzige unbegrenzte Ebene vorgestellt.

Die nächste Sorge war nun die, wie man sich Lebensmittel verschaffen werde. Als man am 31. Mai den Abhang nach Loanda hinabstieg, konnte sich auch Livingstone, der von Fieber und Durchfall ganz erschöpft war, einer

tiefen Muthlosigkeit nicht erwehren. Er dachte daran, daß er inmitten einer Bevölkerung von zwölftausend Seelen nur einen einzigen Engländer fand, und wie fraglich es war, ob dieser ein wohlwollender Mann sei. Herr Gabriel, so hieß derselbe, war Commissär der englischen Regierung zur Unterdrückung des Sklavenhandels; er hatte Livingstone durch einen Boten, den er ihm nach Cassange entgegen schickte, zu sich einladen lassen, allein der Bote hatte den Reisenden verfehlt. Als sich Livingstone jetzt dem Hause des Engländers näherte und in dem Garten die Menge wohlgepflegter Blumen wahrnahm, ward ihm das Herz wieder leicht. Er hatte sich in diesem Gefühl nicht getäuscht: Herr Gabriel bot dem Kranken sogleich sein eignes Zimmer an, und Livingstone genoß die wonnige Empfindung, nachdem er sechs Monate auf dem Erdboden geschlafen hatte, wieder in einem guten Bett ruhen zu können.

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Aufenthalt zu S. Paolo de Loanda. — Livingstone verläßt Loanda am 20. September 1854. — Die Stadt Massangano. — Der Stamm Kifama.

Livingstone hatte sich allzulange den Einwirkungen der Fieberluft ausgesetzt, und der Pflege und Ruhe ungeachtet, deren er jetzt genoß, wurde er täglich schwächer. Die Befehlshaber der englischen Kreuzerschiffe, die im Hafen lagen, erboten sich, ihn nach St. Helena oder selbst nach England zurückzubringen; doch der gewissenhafte Mann glaubte von diesem lockenden Anerbieten keinen Gebrauch machen zu dürfen. War auch an eine Handelsverbindung mit der Westküste bei der Menge von Wäldern, Sümpfen und Flüssen, die man vom Lande der Makololo bis hierher zurückzulegen hatte und bei der übelwollenden Gesinnung der den portugiesischen Niederlassungen benachbarten Stämme

vorläufig nicht zu denken, so wollte er doch jedenfalls die Unterthanen Sefeletu's, die so treu bei ihm ausgeharrt hatten, in ihre Heimath zurückführen. Er beabsichtigte zugleich noch einen Versuch zu machen, auf dem großen Zambesi oder Siambye bis zur Ostküste vorzudringen.

Auch der würdige Bischof von Angola, Joaquim Moreira Reis, welcher gleichzeitig das Amt eines Gouverneurs der Provinz versah, bezeigte unserm Reisenden die willfährigste Theilnahme und bot ihm seinen eignen Arzt an. Livingstone zog es vor, sich von einem der englischen Schiffsärzte behandeln zu lassen, und dieser stellte ihn auch nach vierzehn Tagen so weit her, daß er im Stande war, dem Bischof seinen Besuch abzustatten. Er ließ sich dabei von allen seinen Leuten begleiten, die sämmtlich von Herru Gabriel ganz neue Anzüge von gestreiftem Baumwollenzeuge nebst rothen Mützen zum Geschenk erhalten hatten.

Die Makololo beobachteten im Allgemeinen ein sehr schickliches und ernstes Benehmen. Mit ehrfurchtvollem Staunen betrachteten sie die steinernen Gebäude in der Nähe des Hafens; denn bis dahin hatten sie von einem zweistöckigen Hause keinen Begriff gehabt. Schon das kleine Haus, welches Livingstone in Kolobeng besaß, war ihnen nicht als eine Hütte erschienen, wie sie deren selbst haben, sondern als ein „Berg mit mehreren Höhlen.“

Bei einem Besuch der englischen Kriegsschiffe, zu welchem sie der Commandant Bedingsfeld und der Capitain Skene eingeladen hatten, äußerte Livingstone, indem er auf die Matrosen wies: „Diese Männer sind meine Landsleute und die Königin meines Vaterlandes hat sie ausdrücklich hieher geschickt, um dem Sklavenhandel ein Ende zu machen.“ „Ja, ja!“ riefen die Makololo, „sie sehen ganz aus wie du!“ Nun war auch die Furcht, mit welcher sie hieher gekommen waren und die ihnen beständig zuraunte, sie könnten als Sklaven verkauft werden, sogleich verschwunden, und sie mischten sich unbefangen unter die Schiffsmannschaft, die sie mit Brot und Fleisch bewirthete. Der Commandant erlaubte ihnen eine Kanone abzuschießen, und da sie von der Macht eines solchen Geschüzes die höchste Vorstellung hatten, so freuten sie sich um so mehr, daß man sich seiner gegen die Sklavenhändler bedienen wolle. Die Größe der Kriegsbrigg setzte sie in Erstaunen. „Das ist kein Kahn,“ sagten sie zu einander, „das ist eine Stadt, und was für eine seltsame Stadt, zu der man an einem Seile hinaufklettern muß!“ Das Zwischendeck nannten sie die Kotla.

Im August bekam Livingstone einen ernsthaften Rückfall, so daß er zu einem wahren Skelett abmagerte. Er konnte sich lange Zeit nicht um seine Gefährten kümmern,



diese aber sorgten inzwischen für sich selbst. Sie holten Brennholz aus den Wäldern und verkauften es bundweise an die Einwohner von Loanda. Da sie für den nämlichen Preis mehr gaben als die gewöhnlichen Verkäufer, so ging der Handel ganz gut. Später halfen sie auch gegen Tagelohn ein Kohlenschiff ausladen, das aus England für die Kriegsschiffe gekommen war. Das Geld, welches sie auf diese Weise einnahmen, verwandten sie zum Einkauf von Kleidern, Glasperlen und verschiedenen andern Waaren, welche sie mit nach Hause nehmen wollten.

Livingstone rühmt die milde und tolerante Denkungsweise des Bischofs von Angola. Er sei, bemerkte dieser gegen den protestantischen Missionair, aus Ueberzeugung Katholik; aber obwohl es ihn schmerze, wenn er Andre auf einem andern Pfade wandeln sehe, so hege er darum doch keine lieblosen Gesinnungen und werde nie Maßregeln der Verfolgung dulden. „Die verschiedenen Sekten der Christen,“ fügte er hinzu, „sind wie Leute, die sich auf verschiedenen Wegen zur Kirche begeben: zuletzt erreichen doch Alle das nämliche Ziel.“ Der günstige Einfluß, welchen dieser achtungswerthe Geistliche in Bezug auf die Schulen und die sittlichen Zustände des Landes ausübt, indem er namentlich die Neger zum Eingehen geselllicher Ehebündnisse zu bewegen sucht, wird allgemein anerkannt.

San Paolo de Loanda war vormalß eine beträchtliche Stadt, ist aber jetzt in Verfall gerathen und zählt nur an 12,000 Einwohner. Darunter befinden sich 830 Weiße (von denen nur 160 weiblichen Geschlechts sind), 2400 Mulatten, mit Einschluß von 120 Sklaven, und 9000 Neger mit 5000 Sklaven. Zwei prächtige Kirchen bezeugen noch die alte Herrlichkeit; aber die eine von ihnen ist jetzt in eine Werkstätte verwandelt und die andere sah Livingstone als Ofenstall benutzt! Drei Forts sind noch in gutem Zustande und in der Stadt findet man eine ziemliche Anzahl geräumiger steinerner Häuser, von denen der Pallast des Statthalters und die verschiedenen Regierungsgebäude nach einem ganz verständigen Plane gebaut sind; allein fast alle Wohnhäuser der Eingebornen bestehen aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen ist. Bäume verbreiten überall ihren Schatten und, vom Meere aus gesehen, gewährt die Stadt einen mächtigen Eindruck. Livingstone lobt das geordnete Polizeiwesen und die Höflichkeit der Behörden. Der Hafen wird durch die sandige, sehr niedrig liegende Insel Loanda gebildet, welche von etwa 1300 Menschen bewohnt ist, von denen die Hälfte Fischerei treiben und die Stadt im Ueberflusß mit vortrefflichen Fischen versorgen. Zwischen dieser Insel und dem Ufer des Festlandes, auf dem sich die Stadt erhebt, ist der Ankerplatz für die Schiffe. Bei starkem Süd-

westwind schlagen die Meereswellen über einen Theil der Insel und bringen eine Menge Sand mit, der nach und nach den Hafen ausfüllt. Dasselbe geschieht gleichfalls durch die Erdmassen, die sich zur Regenzeit von den Anhöhen ablösen, so daß der Hafen, welcher früher so viel Wasser enthielt, daß die größten Schiffe bis nahe an das Zollhaus gelangen konnten, jetzt zur Zeit der Ebbe trocken liegt und die Schiffe genöthigt sind, fast eine Meile nördlich von ihrer alten Station vor Anker zu gehen. Fast alles Wasser, das die Stadt verbraucht, wird aus dem Flusse Bengo geholt, denn die tiefen Brunnen in Loanda selbst geben nur braukiges Wasser. Der Kanal, welchen die Holländer im Jahre 1641 zu graben anfangen, um Wasser aus dem Soanza nach der Stadt zu leiten, ist von den Portugiesen nicht zu Ende geführt worden. Es ist auffallend, daß in Loanda auch nicht ein einziger englischer Kaufmann wohnt, obgleich die englischen Kattune hier fast dem ganzen Handel als Tauschmittel dienen; sie werden aus Lissabon eingeführt. Dagegen wird von nordamerikanischen Kaufleuten hier ein lebhafter und einträgliches Handel mit Baumwollentoffen, Schiffszwieback, Mehl, Butter und verschiedenen andern Artikeln unterhalten.

Daß die Provinz im Ganzen so wenig Aufschwung zeigt, ist sehr begreiflich. Wer von Portugal hieher kommt,

will nur so rasch wie möglich reich werden und dann nach Hause zurückkehren. Was fragen solche Leute nach der Zukunft eines Landes, in das sie sich zeitweilig verbannt haben! Allein dem Lande geht auch der Unternehmungsgeist von Fremden verloren, weil die wenigsten Lust haben, wenn sie Grundbesitz erwerben wollen, gleichzeitig, wie es das Gesetz verlangt, portugiesische Unterthanen zu werden. Angola wird in Portugal wie eine Strafcolonie betrachtet. Fast sämmtliches Militär, das man von dort hieher zur Garnison schickt, besteht aus Sträflingen, und so befindet sich die Stadt San Paolo de Loanda in der sehr eigenthümlichen Lage, allnächtlich dem Schutz bewaffneter Verbrecher anvertraut zu sein. Diese Leute betragen sich jedoch im Allgemeinen sehr gut. Vielleicht, meint Livingstone, trägt das Klima dazu bei, ihr unruhiges Temperament zu mildern; denn auch die Eingebornen sind eine furchtsame Race und keineswegs so tapfer wie etwa die Kaffern. So ergriff z. B. die Bevölkerung von Ambriz wie eine Schafherde die Flucht und überließ den Portugiesen, ohne Widerstand, den Besitz des Landes und ihrer Kupferminen. Diese Zähmheit erstreckt sich sogar bis auf die Stiere, die insgemein hier von den Portugiesen als Reitthiere benutzt werden.

Die Behörden von Angola erkannten das Bestreben

des Missionairs, einen Handelsverkehr zwischen der Küste und dem Innern Afrika's zu eröffnen, dankbar an, und auf den Antrag des Bischofs ließ die Commission für öffentliche Angelegenheiten Livingstone's sämtliche Begleiter von Kopf bis zu Fuß neu bekleiden und gab ihnen für Sekeletu selbst ein Pferd und die vollständige Uniform eines Obersten als Geschenk mit. Nicht minder freigebig bewiesen sich die Kaufleute, die gute Proben ihrer Handelsartikel nebst einem Esel und einer Eselin schenkten, um diese Thiere, denen die Tsetse nicht gefährlich ist, in dem Lande der Makololo einheimisch zu machen. Außerdem empfing der Reisende Empfehlungsbriefe an alle portugiesischen Behörden Afrika's.

Livingstone nahm einen ziemlichen Vorrath von Baumwollenstoffen, Schießbedarf und Glasperlen mit und gab jedem seiner Leute eine Flinte. Da nun die letztern mit eignen Vorräthen bepackt waren, so half der Bischof noch mit zwanzig Trägern aus und ließ zugleich an sämtliche Districtscommandanten den Befehl ergehn, ihrerseits jede Unterstützung zu gewähren. Ein Freund des Reisenden am Bord der Philomele versah ihn gleichfalls mit einem neuen Zelt, und so ausgerüstet brach Livingstone am 20. September 1854 mit den Seinigen von Loanda auf und begab sich zur See nach der Mündung des Bengo (Senza), den

man stromaufwärts fuhr. Der gastfreundliche Wirth und Landsmann Livingstone's, Herr Gabriel, begleitete den Zug bis Scollo i Bengo, ein Ort, der vormals die Residenz eines eingebornen Königs war. Das flache angeschwemmte Land an den Ufern des Flusses eignet sich vortrefflich zum Anbau des Zuckerrohrs.

Am 28. September traf man in Kalungwembo ein. Der Weg, den eine schöne rothe Blume, die *Bolcamaria*, schmückt, lief amuthig zwischen Hügelreihen fort. Die Frauen, welche die Bivouaks, in denen die Reisenden Halt machen, mit Lebensmitteln versorgen, errichten hier wahre Märkte, auf denen sie alle möglichen Waaren verkaufen. Sie sind überhaupt sehr thätig und spinnen fleißig, während die Männer weben. Selten sieht man eine Frau auf's Feld gehn ohne einen Topf auf dem Kopf, ein Kind auf dem Rücken und eine Hacke über der Schulter, jedenfalls aber trägt sie Rocken und Spindel in der Hand. Um alle Hütten der Eingebornen wächst Baumwolle, wahrscheinlich amerikanischer Art, die unter dem Einfluß des Klima's perennirend geworden ist. Die Webstühle sind von sehr einfacher Construction, wie überall im südlichen Centralafrika, und denen der alten Aegypter ungemein ähnlich. Der Arbeitslohn für Handwerker ist überaus niedrig, und am schlechtesten wird die Feldarbeit bezahlt.

Um die alten Missionsanstalten der Jesuiten näher kennen zu lernen, beschloß Livingstone die Stadt Massangano zu besuchen, welche südlich von Solungo Alto an der Mündung des Lucalla in den Coanza liegt. Auf dem Wege dahin kam er durch den District von Cazengo, der durch die Güte seines Kaffees berühmt ist. Man verdankt ihn zunächst den Jesuiten, die echte Mokkabohnen hieher brachten. Die Kaffeepflanze kann die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen nicht ertragen; dagegen gedeiht sie vortrefflich im Schatten hoher Bäume. Ein Vogel, welcher die Schale der Kaffeebohne frisst und die Bohne dann in den weichen Boden fallen läßt, wird häufig zum Sämann. Wer dann im Walde eine solche natürliche Kaffeepflanzung entdeckt, braucht für ihr weiteres Gedeihen nichts zu thun, als das Unterholz zu entfernen, das ihren Wachsthum im Wege sein könnte.

Livingstone fuhr in Begleitung des Commandanten von Cazengo den Lucalla bis Massangano hinab. Der Fluß ist an 260 Fuß breit und kann von seiner Mündung in den Coanza an bis etwa sechs Meilen oberhalb des Punktes, wo er den Luinha aufnimmt, in Rähnen befahren werden. Hier bei der Mündung des Luinha stehen noch die mächtigen Ruinen einer Eisengießerei, die 1768 auf Befehl des Marquis von Pombal errichtet wurde. Das Baumaterial

bestand aus Steinen, zu deren Bindemittel man eine Mischung von Del und Kalk nahm. Aber das Hochwasser zerstörte ein siebenundzwanzig Fuß hohes steinernes Wehr, und obgleich die Verlichkeit keineswegs ungesund zu sein schien, so starben doch in kurzer Zeit acht spanische und schwedische Arbeiter, die man zum Unterricht der Eingebornen hatte kommen lassen. Auf solche Weise wurden Pombal's Absichten vereitelt; indeß die Handarbeit ist in der ganzen Provinz so wohlfeil, daß es weit vortheilhafter ist, Arbeiter zu halten, als kostspielige Anlagen zu machen. Die Regierung beschäftigt daher auch jetzt noch eingeborne Bergleute und Schmiede, die ihr jeden Monat 480 bis 500 Stangen gutes Schmiedeeisen liefern. Zu ihrem Lebensunterhalt bekommen sie einige tausend Stück von einem kleinen Süßwasserfisch, der Cacusu heißt und mit dem die Coanzafischer einen Theil ihrer Abgaben zahlen. Der Cacusu ist hier so beliebt, daß er überall wie eine gangbare Münze behandelt wird. So hat z. B. der Commandant des Districts von Massangano das Recht täglich dreihundert Cacusu zu verlangen, die einen Theil seines Gehalts ausmachen. Man findet auch im Coanza mehrere Arten Schalthiere, so wie den Paixemulher (d. i. Frauenfisch), der eine Art Manati oder Seehuf ist.

Der Lucalla hat sich in dem rothen angeschwemmten



Erdreich ein tiefes Bett gegraben und fließt zwischen reizenden steilen Ufern, die mit Drangen, Bananen und der *Elais guineensis* bedeckt sind, aus der man das Palmöl gewinnt. Dazwischen trifft man auch auf ausgedehnte Pflanzungen von Mais, Manioc und Tabak, oder kleine, ganz im Gebüsch versteckte Häuser, um welche Gruppen von fröhlichen Kindern spielen. Vor jedem dieser Häuserchen befindet sich eine Art Hafen, in dem man bis an den Rand des Wassers hinabgehen kann, ohne sich vor den Alligatoren fürchten zu müssen. Zur größeren Sicherheit haben manche Bewohner noch den untern Theil des Hafens mit einem kleinen Pfahlwerk versehen; Andere bleiben am hohen Ufer stehen und schöpfen Wasser mit der Fruchtschale eines Baobab, die sie an einer langen Stange befestigen. Zahllose Schlinggewächse mit prachtvollen Blumen winden sich um den schlanken Stamm des Seidenbaumes, um die Boababs und die Wollenbäume.

In der Nähe von Massangano werden die Ufer des Lucalla niedrig und das angrenzende Land versumpft in Folge der jährlichen Ueberschwemmungen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist hier so groß, daß ein Tabakstengel, den Livingstone sah, eine Höhe von acht Fuß und sechs- unddreißig Blätter von achtzehn Zoll Länge und sechs bis acht Zoll Breite hatte. Da die Tsetsefliege im Lande haust,

so ist die Ziege das einzige Hausthier, welches die Bewohner halten können.

Die Stadt Massangano ist auf einer ziemlich hohen Landzunge erbaut, die von dem rechten Ufer des Soanza und dem linken des Lucalla gebildet wird. Sie hat etwas über tausend Einwohner. Im Süden der Stadt liegt das Fort auf einer hervorspringenden steilabfallenden Spitze. Es beherrscht den Soanza, der hier ein schöner Fluß von hundertfünfzig Fuß Breite und von dem Damm seiner Mündung bis Gambambe, d. i. dreißig Meilen oberhalb von Massangano, für größere Fahrzeuge schiffbar ist. Ein Wasserfall verhindert, ihn weiter aufwärts zu fahren. Zehn bis zwölf große Kähne, mit Landesprodukten beladen, kommen täglich an Massangano vorüber.

In dem District von Massangano gedeihen Reis und Zucker vortreflich, in dem von Gambambe die Baumwolle; leider läßt jedoch der Damm an der Mündung des Soanza kein Seeschiff in diese fruchtbare Gegend gelangen. Ein Canal von Calumbo bis Loanda, den die Portugiesen im Jahre 1811 anfangen, blieb unvollendet, nachdem man in drei Jahren nicht mehr als 6000 Schritt gebaut hatte. Fort und Stadt Massangano liegen fast mit Cassange in einer Breite (9 Gr. 37 Min. 46 Sec. südl. Br.) Da das Land von hier bis Loanda flach ist, so könnte man mit

geringen Kosten eine Eisenbahn herstellen. Die Ebene verlängert sich am Nordufer des Coanza bis zum Rande des Duangobeckens, und es würde keine Schwierigkeiten haben, die Bahn bis dahin fortzusetzen. Damit würde aber für die reichen Districte von Cassange, Pungo Andongo, Ambaca, Golungo Alto, Cazengo, Muchima, Calumbo, Sambambe, und nicht nur für das ganze Königreich Angola, sondern auch für alle unabhängigen benachbarten Grenzstämme ein neues Zeitalter beginnen.

Massangano besitzt zwei Kirchen, ein verfallenes Hospital und die Ruinen zweier Klöster, von denen eins den schwarzen Benedictinern gehörte. Es giebt weder einen Geistlichen noch einen Schulmeister in der Stadt, doch nahm Livingstone mit Vergnügen wahr, daß die Erziehung der Kinder nicht vernachlässigt wurde. Die Ländereien, welche vormals zu den geistlichen Stiftungen gehörten, sind verpachtet und die Gold- und Silbergefäße der Kirche hat der Bischof nach Loanda bringen lassen.

Das Fort von Massangano ist klein, aber in gutem Zustande und flößt durch seine alten Geschütze den Eingebornen, welche hier überall eine außerordentliche Furcht vor Kanonen haben, einen heilsamen Respekt ein, durch den die Autorität der Portugiesen aufrecht erhalten wird. Das Fort Pungo Andongo wird für hinlänglich geschützt ange-

sehn durch einen Kanonenlauf, der gar keine Laffette hat und nur auf vier kreuzweis gelegten Stämmen ruht. Als die Holländer Angola besaßen, war Massangano von erheblicher Bedeutung, seit ihrer Vertreibung aber, im Jahre 1648, ist es ganz in Verfall gerathen. Man sieht in Massangano nicht eine einzige Inschrift, nicht einen Stein, auf welchem ein Name oder ein Zeichen eingegraben wäre, und wenn die Stadt durch irgend einen Zufall zerstört würde, so könnte Niemand sagen, wo sie gestanden hat. Livingstone hielt sich vier Tage daselbst auf.

Das Land auf der Nordseite des Coanza gehört den Kisama, einem unabhängigen Stamme, den sich die Portugiesen nicht haben unterwerfen können. Die, welche Livingstone sah, hatten viel Aehnlichkeit mit den Buschmännern und Hottentoten. Ihre ganze Bekleidung bestand aus Streifen weicher Rinde, die von dem Unterleibe bis auf's Knie herabhingen. Die Kisama, deren Land einen Reichthum an Salz besitzt, treiben viel Handel damit. Sie verkaufen es in Krystallen von 12 Zoll Länge und  $1\frac{1}{2}$  Zoll Durchmesser und durchziehen damit ganz Angola, wo neben Baumwollenstoffen Salz das beliebteste Tauschmittel ist.

Als sich die Portugiesen des Landes der Kisama bemächtigen wollten, erfuhren sie nicht nur lebhaften Widerstand, sondern die Einwohner zapften auch ihre sämtlichen

Wasserbehälter ab, die dort aus nichts als ungeheuren Baobabs bestehen, die zu Cisternen ausgehöhlt sind. Da das Land aber außerdem sehr wenig Brunnen und Bäche darbietet, so waren die Eindringlinge gezwungen, ihren Rückzug zu nehmen. In dem an Massangano angrenzenden Theile ist das Gebiet der Kisama ungemein sumpfig, weil es niedrig liegt; es erhebt sich aber allmählig bis zu den Bergketten der Libollo, die gleichfalls ein freier und mächtiger Stamm sind.

In der Umgegend von Massangano sah Livingstone eine eigenthümliche Art Haushenne, bei der die Federn nach aufwärts gerichtet waren, so daß sie, statt die Wärme des Körpers zu vermehren, die Haut vielmehr gegen die Sonnenstrahlen schützten. Die Eingebornen bezahlen diese Hühnerart, welche sie zu ihren Götzenopfern gebrauchen, sehr theuer. Sie nennen sie Kisafu, die Portugiesen aber heißen sie *arrepia* d. i. die schauernde.

Bei der Rückkehr nach Volungo Alto fand Livingstone mehrere von seinen Leuten erkrankt; der Eine hatte das Fieber, ein Anderer die Gelbsucht und ein Dritter litt gar an Anfällen von Irtsinn.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bango. — Heirathen und Begräbnisse. — Prozeßsucht und Unredlichkeit der Eingebornen. — Ein destillirendes Insekt. — Pungo Andongo. — Die Königin der Zinga. — Der Fürst von Congo.

Da die Herstellung der Kranken abgewartet werden mußte, so machte Livingstone inzwischen einen Ausflug nach dem nahegelegenen alten Kloster des heiligen Hilarion in Bango. Den Klostergarten, die Kirche und die Schlafsäle der Mönche fand Livingstone noch in gutem Zustande; er hätte sich gern über die alten Bewohner dieser weitläufigen Räume näher unterrichtet, doch die sämtlichen Bücher waren nebst den Kirchengeräthen nach Loanda gebracht worden. Auf den Grabmälern, die übrigens sorgfältig erhalten waren, stand nicht einmal der Name der Verstorbenen. Die Einwohner von Bango haben den Jesuiten, die sich

mit Eifer dem Unterricht der Kinder widmeten, ein dankbares Gedächtniß bewahrt. Dagegen bedauert man es nicht, daß die Priester, welche nach ihnen kamen, gleichfalls ein Ende nahmen.

Bango, in einem prächtigen Thale gelegen, zählt an 4000 Feuerstellen. Es ist die Residenz eines Häuptlings, der sich, obgleich er der portugiesischen Herrschaft unterworfen ist, doch eine gewisse selbstständige Macht bewahrt hat. Er hat ein großes zweistöckiges Haus neben dem Kloster erbauen lassen, wagt es jedoch aus abergläubischer Furcht nicht, darin zu schlafen. Die Portugiesen haben die staatliche Organisation der Eingebornen unverändert gelassen und manche der unterworfenen Volksstämme werden daher nach wie vor von ihren eignen Häuptlingen regiert. So bekleidet der Häuptling von Bango noch immer das Amt eines Sova oder Vorstehers, hat seinen Beirath behalten und lebt ganz in der nämlichen Weise wie zur Zeit der Unabhängigkeit seines Stammes. Auch dieser hat seine alte Verfassung. An der Spitze befinden sich die Rätthe des Häuptlings, denen gewöhnlich die Verwaltung der einzelnen Dörfer obliegt; wogegen auf der untersten Stufe der socialen Leiter die Lastträger stehen, die Niedrigsten unter den Freien. Die Rangklasse unmittelbar über ihnen genießt das Vorrecht, Schuhe tragen zu dürfen, wofür dem

Hauptling eine Abgabe gezahlt wird. Dann folgen die Soldaten, die sich das Recht erkaufen, der Miliz anzugehören und damit von dem Frohndienst des Lasttragens befreit sind. Die ganze Gesellschaft theilt sich außerdem in große und kleine Herren, die sich, obgleich sie sämmtlich kohlschwarz sind, die Weißen nennen, während sie alle die Barfüßigen, die keine Berechtigung zum Schuhtragen haben, Neger heißen. Aber alle diese bevorzugten Herren sind Faulenzer und lassen sich durch die Arbeit ihrer Frauen ernähren, während sie selbst die Zeit damit hinbringen, sich in Palmwein zu betrinken. Dieses Getränk ist, wie schon erwähnt, der in Gährung gerathene Saft der Delpalme. Er ist mild und unschädlich in dem Augenblick, wo er dem angebohrten Baum entfließt; sobald er aber einige Stunden gegohren hat, wirkt er in hohem Grade berauschend. Diese Malova, wie er dann genannt wird, ist das Verderben des Landes; denn in der Trunkenheit kommt es fortwährend zu blutigen Händeln und andern sinnlosen Gewaltthaten. Livingstone sah Einen, der im Malovarausch die Hütte seines eignen Vaters in Brand gesteckt hatte.

Es giebt unter den Bango eine Art „Freimaurer,“ die Empacasseiros, in deren Verbindung Keiner aufgenommen wird, der nicht ein tüchtiger Jäger ist und mit dem Schießgewehr gut umzugehen weiß. Die Verbrüdereten un-



terscheiden sich durch eine Stirnbinde von Büffelhaut; sie werden in dringenden Fällen als Boten benutzt, sind treu und zuverlässig und gelten von allen Eingebornen als die besten Soldaten. In letzterer Beziehung ist die Miliz wenig werth, allein sie kostet auch nichts und wird lediglich zur Bewachung der Regierungsgebäude, so wie als Polizeimannschaft benutzt.

Im Königreich Angola sind Hochzeiten und Leichenbegängnisse die Hauptlustbarkeiten der Eingebornen. Wenn ein junges Mädchen im Begriff steht sich zu verheirathen, so führt man sie in eine Hütte, bestreicht sie gehörig mit allerhand Salben, und läßt sie allein, nachdem man noch eine Menge Zaubermittel in Anwendung gebracht hat, um Glück und Fruchtbarkeit auf sie herabzurufen. Hier wie überall in Südafrika giebt es für Frauen kein größeres Glück als die Mutter vieler Söhne zu sein, und nicht selten kommt es vor, daß eine Frau ihren Mann verläßt, weil sie nur Töchter hat. Wenn bei öffentlichen Tänzen Eine die Andre verspotten will, so schaltet sie in ihren Gesang etwa folgende Worte ein: „Eine solche, wie die, hat keine Kinder und wird auch nie welche haben.“ Diese Beleidigung wird zuweilen so tief empfunden, daß das arme verhöhnte Geschöpf auf der Stelle fortgeht und sich das Leben nimmt.

Nachdem die junge Braut einige Tage allein in der

Hütte zugebracht hat, bringt man sie in eine andre und bekleidet sie mit allem Puz und Schmuck, den die Familie nur aufreiben kann. Nun ist sie fertig, um vor den Augen der Welt zu erscheinen; ihre Freundinnen werden zugelassen und bringen Geschenke. Sodann führt man sie in die Wohnung ihres Mannes, und dieser weist ihr eine besondere Hütte an, wie sie gleichfalls seine übrigen Frauen haben, denn in Afrika ist die Vielweiberei allgemein. Das Tanzen, Trinken und Schmausen dauert noch mehrere Tage nach der Hochzeit fort. Im Fall einer Trennung kehrt die Frau in's väterliche Haus zurück und dem Manne wird der Kaufpreis, den er für sie bezahlt hatte, zurückgegeben. Der Preis für eine Frau steigt bei den Mulatten manchmal bis zu 60 Pfund St.

Nicht minder geräuschvoll und lustig wie bei den Hochzeiten geht es bei Leichenbegängnissen zu. Wenn Jemand gestorben ist, so versammeln sich alle Verwandte, Freunde und Bekannte des Verstorbenen, und das Trommeln, Tanzen, Singen, die Trink- und Eßgelage werden in ausschweifender Weise so lange fortgesetzt, als es das Vermögen der Hinterbliebenen gestattet. Die Angolaner suchen eine besondere Ehre darin, ihren Angehörigen eine recht kostspielige Leichenfeier zu veranstalten. Es begegnete Livingstone öfter, daß wenn er einen Neger fragte, ob er ihm ein

Schwein verkaufen wolle, die Antwort lautete: „Nein, ich hebe es für den Fall auf, daß einer meiner Freunde stirbt.“ Es wird nämlich am Tage der Beerdigung ein Schwein geschlachtet und der Kopf desselben in den nächsten Fluß geworfen. Begegnet man bei einer solchen Gelegenheit einem Betrunknen, was eben nicht selten ist, und macht ihm Vorwürfe darüber, so entgegnet er wohl mit einem Ausdruck, als ob dies eine hinreichende Entschuldigung wäre: „Aber meine Mutter ist ja gestorben!“ Die Kosten einer solchen Leichenfeier sind oft so beträchtlich, daß die Familie Jahre lang an den Schulden dafür zu zahlen hat.

Die Angolaner sind sehr streitsüchtig und hartnäckig und liegen um Grund und Boden beständig in Prozeß mit einander. In der wöchentlichen Gerichtssitzung des Commandanten handelte es sich einmal um einen Palmbaum, der nicht zwei Groschen werth war, und der Richter rieth daher, die Klage zurückzunehmen, da die Kosten weit mehr betragen würden, als der Baum werth sei. „Nein, nein,“ entgegnete der Kläger „ich habe ein Stück Zeug für den Schreiber mitgebracht und Geld für dich; sprich nun dein Urtheil; ich gehe nicht davon ab.“ Das Stück Rattun hatte ihn mindestens zwölf Mal so viel gekostet, als er im besten Falle gewinnen konnte; aber ein Neger ist schon

glücklich, wenn er von einem Feinde nur sagen kann: Ich hab' ihn vor Gericht gebracht.

Wenn ein Mann bei den Bango eines Diebstahls für schuldig erkannt wird, so erstattet der Häuptling die gestohlenen Sachen zurück, oder bezahlt den Werth dafür. Er hält sich aber schadlos, indem er Hab und Gut des Diebes in Beschlag nimmt und macht dabei fast immer ein ganz gutes Geschäft.

Während Livingstone's Aufenthalt in Golungo Alto erkrankte der portugiesische Commandant Canto sehr schwer am Fieber, und sogleich fielen die Sklaven über sämtliche Lebensmittel her, die ihnen irgend zugänglich waren. Die Waschfrau aß Ananas, ein Andern Zuckerwerk, ein Dritter eingemachte Früchte. Die Hühner und Gänse wurden todgeschlagen und vor den Reisenden, der sich des Hauswesens inzwischen annahm, mit den Worten gebracht: „Wir haben das da gefunden und wollen es für uns kochen.“ Das Schmausen nahm gar kein Ende. Die Lust an fremdem Eigenthum hat überall hier ein solches Gefühl der Unsicherheit hervorgerufen, daß man die Thür regelmäßig verschließt, wenn man auch nur auf kurze Zeit sein Zimmer verläßt. In Kolobeng konnte Livingstone das Haus Tag und Nacht auflassen.

Die Portugiesen haben, wie schon erwähnt, durchaus

kein Vorurtheil gegen Farbige. Bei einem Gastmahl, welches Canto gab, waren alle Schattirungen vertreten. Es erschienen zwei Sova's oder Häuptlinge, die ganz ungenirt ihre Plätze einnahmen. Der Sova von Kolombo trug eine Generalsuniform und der von Bango einen rothen mit Flittergold besetzten Rock; er hatte auch sechs Trompeter und vier Trommelschläger mitgebracht, die ihre Sache ganz gut machten. Alle diese Häuptlinge sind überaus titelsüchtig und die portugiesische Regierung benutzt dies, um sich ihrer Anhänglichkeit zu versichern. So war der Sova von Bango zum „Major aller Sova's“ ernannt worden.

Als Livingstone seine Reise fortsetzen wollte, wurde das Pferd, welches der Gouverneur von Loanda als Geschenk für Sekeletu mitgegeben hatte, krank und starb. Man hatte es sorgfältig vor der Tsetse gehütet, allein man konnte ihm nicht das Futter geben, an das es gewöhnt war, denn von den fünfzig Grasarten Loanda's kamen hier nur drei oder vier, und zwar die minder guten, vor. — Ein merkwürdiges Insekt, das auf den Feigenbäumen dieser Gegend lebt, und sich zu sieben bis acht auf einem der kleinen Zweige zusammengesellt, destillirt ohne Unterlaß eine helle Flüssigkeit, die herabfällt und auf der Erde eine kleine Lache bildet. Wenn man Abends ein Gefäß untersezt, so

ist es am andern Morgen mit drei bis vier Pinten von jener Flüssigkeit angefüllt.

Livingstone's Begleiter waren endlich so weit hergestellt, daß am 14. December die Reise fortgesetzt werden konnte. Sie ging zunächst nach Ambaca, (9 Gr. 16 Min. 35 Sec. südl. Br., 15 Gr. 23 Min. östl. L.). Während des ganzen Novembers waren starke Regengüsse gefallen, fast immer von Donner begleitet. Zuweilen vermehrt sich die Feuchtigkeit der Atmosphäre ohne sichtbare Ursache und man empfindet einen Grad von Kälte, obschon das Thermometer nicht gefallen ist. Die Wärme des menschlichen Körpers strahlt nämlich in der Feuchtigkeit weit leichter aus, und das ist eben so gefährlich wie ein plötzliches Sinken der Temperatur. Zahlreiche Krankheiten sind die Folge davon und die Eingebornen sterben so massenhaft, daß die Portugiesen dieser tödtlichen Jahreszeit den Namen carneirado gegeben haben. Dagegen ist sie für die Gesundheit der Europäer gerade am günstigsten, wiewohl das Klima dieser Gegend überhaupt Niemanden, er möge fremd oder einheimisch sein, gestattet sich ungestraft irgend einer Unmäßigkeit hinzugeben.

In Ambaca fand man einen alten braven Soldaten, den Major Laurence José Marquis wieder. Man hatte ihn als Commandanten von Scollo und Bengo verlassen,

und inzwischen war er in Anerkennung seines unbescholtenen Charakters zum Gouverneur dieses sehr bedeutenden Districts befördert worden. Die ansehnlichen Nebeneinkünfte, welche mit dieser Stelle verbunden sind, lassen sie allen portugiesischen Offizieren, die nach Angola kommen, als das Ziel ihrer Wünsche erscheinen. Die Besoldung der Colonial-Beamten ist im Allgemeinen ganz unzureichend, was natürlich der Treue im Dienst nicht zugutkommt. Der Fall ist nicht selten, daß der Commandant eines Forts wegen Gewaltthätigkeiten und Erpressungen vor ein Kriegsgericht gestellt wird; allein im schlimmsten Falle wird er, der Verbrechen überwiesen, nur kurze Zeit von seinem Amte dispensirt und seiner äußeren Ehrenhaftigkeit scheint dergleichen keinen Eintrag zu thun.

Nachdem Livingstone den Lucalla überschritten hatte, machte er einen Umweg nach Süden, um die berühmten Felsen von Pungo Andongo zu sehen. Er hatte kaum den kleinen Fluß Lotete hinter sich, so erblickte er eine ganz veränderte Vegetation; er fand die nämlichen Bäume wieder wie im Süden von Chobe, das Gras stand in Büscheln, und auf jedem Schritt begegnete er zweierlei Arten von Weinrebe. Die Fruchtbarkeit dieser Gegend ist im ganzen Königreiche Angola sprichwörtlich geworden.

Das Fort von Pungo Andongo (9 Gr. 42 Min.

14 Sec. südl. Br., 15 Gr. 30 Min. östl. L.) liegt inmitten einer Gruppe sehr merkwürdiger säulenartig gestalteter Felsen, die sich zu einer Höhe von mehr als dreihundert Fuß erheben. Sie bestehen aus dunkelrothem Sandstein, der ein Conglomerat von Gneiß, Glimmer, Sandsteinschiefer, Trapp und Porphyry in sich schließt, und ruhen gleichfalls auf einer mächtigen Sandsteinlage. Man hat hier fossile Palmen gefunden, die ein Kohlenlager unter dem Sandstein vermuthen lassen. Diese Riesenpfeiler sind jedenfalls durch eine Meeresströmung aus Südsüdosten gebildet. Zwischen ihnen fließen mehrere kleine Bäche und in der Mitte liegt das Dorf. Mit wenig Menschen ließe sich dasselbe gegen eine ganze Armee vertheidigen, und es war auch lange Zeit das Bollwerk der Singaneger, der ersten Besitzer dieses Districts.

Man zeigte Livingstone auf einem dieser Felsen den Eindruck eines menschlichen Fußes, den die Sage einer berühmten Königin zuschreibt, der das ganze Land unterworfen war. Die Geschichte von Angola erzählt, daß im Jahre 1621 Donna Anna de Souza als Gesandtin ihres Bruders Gola Bandy, Königs der Singa, nach Loanda kam, um wegen des Friedens zu unterhandeln, und daß sie den Gouverneur durch die Geistesgegenwart und den Stolz ihrer Antworten in Erstaunen setzte. Als er den Frieden



von einem jährlichen Tribut abhängig machen wollte, entgegnete sie: „Man spricht von Tribut zu denen, die man unterworfen hat. Ich komme Frieden anzubieten, nicht Unterwerfung.“ Sie blieb noch einige Zeit in Loanda, erreichte ihren Zweck, wurde von Missionairen bekehrt und getauft und kehrte mit Ehrenbezeugungen in ihr Land zurück. Später folgte sie ihrem Bruder, den sie vergiftet haben soll, in der Herrschaft, ward aber 1627 in einer großer Schlacht gegen die Portugiesen besiegt und verlor fast ihre ganze Armee. Sie starb in hohem Alter als Katholikin, nachdem sie lange Zeit wieder vom Christenthum abgefallen war. Die Singa haben sich noch, nördlich von ihrem alten Lande, als ein unabhängiger Volkstamm erhalten. Livingstone bemerkt hierbei, daß man überhaupt kein Beispiel von der gänzlichen Ausrottung eines afrikanischen Stammes habe.

Die Portugiesen glaubten früher, daß der District von Pungo Andongo ganz besonders ungesund sei und benutzten ihn daher als Verbannungsort. Man weiß aber jetzt, daß gerade diese Gegend die gesündeste von ganz Angola ist. Das Wasser ist von seltner Reinheit und das offne, wellenförmige Land dacht sich sanft nach dem Soanza hin ab, dessen Ufer die Grenzen der portugiesischen Besitzungen bilden. Jenseit des Flusses erblickt man südlich und

südwestlich die hohen Berge der Libollo. Auch nach Südosten ist das Land gebirgig; es wird von einem unabhängigen und tapfern Stamme bewohnt, den Kimbonda oder Ambonda, gastfreien und ehrlichen Leuten, die mit den Portugiesen von jeher in gutem Vernehmen gestanden haben. Ein Zweig von ihnen, die Afo oder Hako, auf dem linken Ufer des Coanza, tauscht von den Portugiesen Sklaven gegen Wachs ein. Die Libollo stehen nicht in so gutem Rufe wie die Ambonda; doch der Coanza hat allezeit Wasser genug, um als Vertheidigungslinie zu dienen, und Commandant Pires, der jetzt der reichste Kaufmann in ganz Angola ist, obwohl er nur als Schiffsjunge hieher kam, könnte im Nothfall auch dem Feinde einige hundert bewaffnete Sklaven entgegenstellen.

Während sich Livingstone bei diesem gastfreundlichen Manne aufhielt, erfuhr er, daß seine sämmtlichen Berichte, Karten und Tagebücher, welche er in Loanda dem Schiffs-Lieutenant Bedingsfeld für England mitgegeben hatte, bei einem Schiffbruch verloren gegangen seien. Er ließ sich aber durch diesen Unfall nicht entmuthigen, sondern bemühte sich, indem er bis zum Ende des Jahres in Pungo Andongo verweilte, das Verlorene wieder herzustellen.

In der Umgegend liegen zahlreiche Grabmäler der alten Singa; sie bestehen aus großen Steinplatten, auf die

man Trink- und Kochgeschirre, zuweilen in Form eines Kreises, gestellt hat. Nirgends findet sich die Spur einer Inschrift. Die Eingebornen von Angola begraben ihre Todten gern neben besuchten Wegen, am liebsten da, wo sich zwei Straßen oder Fußsteige kreuzen. Um die Gräber pflanzen sie Euphorbien und auf das Grabmal selbst legen sie, wie die Inga, allerhand Gefäße, zerbrochene Tabakspfeifen und manchmal auch Bogen und Pfeile. Obgleich die portugiesische Regierung in jedem Bezirk einen bestimmten Begräbnißplatz angewiesen und jede Beerdigung außerhalb desselben verboten hat, so halten die Eingebornen doch an ihrer Vorliebe für Kreuzwege fest.

Der Ackerbau ist in Angola ganz vernachlässigt. Man hat keinen Versuch gemacht, Weizen anzubauen und begnügt sich mit Manioc, der das Hauptnahrungsmittel bildet. Die mannigfache Art der Zubereitung läßt seiner allerdings nicht sobald überdrüssig werden, als man vermuthen sollte; dagegen enthält er nicht genug Nahrungsstoff, um die nöthige Kraft zu geben.

Es giebt in Loanda nur drei bis vier Priester, lauter Farbige. Sie machen Rundreisen im Innern, um Taufen und Trauungen zu verrichten. Einer von ihnen war vor Kurzem mit einem Prinzen von Congo in Lissabon gewesen. Der König von Congo soll sich zum Christenthum bekennen

und zwölf Kirchen in seinem Lande haben. In seiner Hauptstadt San Salvador war früher eine Mission. Das Fieber ist aber so vorherrschend, daß gegenwärtig in ganz Congo kein Geistlicher einen festen Aufenthalt hat. Noch aus der Zeit der Singa, die ihm tributpflichtig waren, führt der König von Congo den Titel: Beherrscher von Angola. Bei seinem Tode wird die Leiche in ein Stück Zeug gewickelt und bleibt so, bis ein Priester aus Loanda eintrifft und den Nachfolger einsegnet. In Congo wie in Angola sind die Eingebornen dem christlichen Glauben zwar nicht abgeneigt, allein die Kenntniß desselben ist noch un-  
gemein dürftig.

### Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Rothe Ameisen. — Aberglaube und Gottesgerichte in Cassange.  
— Ein Leichenbegängniß. — Die Ambakisten. — Die Baschindsche. — Sansawe. — Ein Ueberfall im Walde. — Haartrachten der Londafrauen. — Cabango. — Der Häuptling Bango. — Der Winter im Innern. — Weiße Ameisen. — Der Häuptling Kawawa.

Am 1. Januar 1855 brach Livingstone von Pungo Andongo auf, ging am rechten Ufer des Coanza bis zur Mündung des Lombe und kam bei dem Dorfe Malange auf den nämlichen Weg zurück, den er früher nach der Küste hin eingeschlagen hatte. Nicht weit von hier zweigt sich ein Weg nach dem neuen District „Herzog von Braganza“ ab. Nach Norden zu sollen zahlreiche Stämme wohnen, die aber sämmtlich unabhängig sind. Die Macht der Portugiesen erstreckt sich eigentlich nach Nord und Süd

nur auf das Land zwischen den Flüssen Dande und Coanza und gegen Osten an dreihundert englische Meilen landeinwärts bis zum Duango.

Es ging rasch vorwärts über Sanza (9 Gr. 37 Min. 46 Sec. südl. Br., 16 Gr. 59 Min. östl. L.) und Tala Mungongo (9 Gr. 42 Min. 37 Sec. südl. Br., 17 Gr. 27 Min. östl. L.). Täglich begegnete man langen Reihen von Lastträgern, die für Kaufleute aus Angola Elefantenzähne und große, hundert Pfund schwere Wachsblöcke trugen. Doch sah man auch nicht selten Eingeborne, die diese Handelsartikel für eigne Rechnung nach der Küste schafften. In dieser Gegend giebt es eine merkwürdige Art rother Ameisen, die sehr lüstern nach Fleisch ist. Der Commandant von Tala Mungongo hatte eine Kuh schlachten lassen, und um das Fleisch vor den Angriffen dieser Ameisen zu retten, die nichts übrig gelassen hätten, mußten Sklaven die ganze Nacht durch wachen und große Strohfeuer unterhalten. Die Ameisen ziehen öfters langgeschaart wie eine Armee und bilden quer über den Weg ein braunrothes Band von zwei bis drei Zoll Breite. Wehe dem, der zufällig in diese bewegliche Linie seinen Fuß setzt! Er wird sofort mit Wuth angegriffen, und von der Kraft dieser Bisse hat man gar keine Vorstellung! Livingstone machte diese Erfahrung selbst, als er einmal bei Cassange gedau-

fenlos auf einen Ameisenhaufen trat. Im Augenblick war er von diesen furiosen Thieren bedeckt, die an den Hosenschnürlöchern hinaufkriechen, sich in die Ärmel stürzten und Hals, Brust und den ganzen Körper mit ihren Bissen verwundeten. Jeder war wie ein Feuerfunke, und Livingstone konnte sich nicht anders retten, als daß er ohne Verzug die Kleider abriß und dieses höllische Gesindel auf seinem Leibe zu zerquetschen suchte. Es giebt keine Lethargie, aus der sie nicht erwecken könnten. Ein ander Mal überfielen sie Livingstone im Schlaf, und der Reisende mußte, um sie los zu werden, seine Decke über das Feuer halten. Diese Wildheit bei einem so kleinen Körper ist höchst überraschend. Sie begnügen sich auch nicht einmal mit dem Beißen, sondern bohren sich erst in das Fleisch ein und drehen sich dann rundherum, um die Wunde aufzureißen, so daß sie wahrhaft in Brand geräth. Wenn der Dohse, auf dem man reitet, unglücklicher Weise mit seinem Huf in eine Schaar dieser wilden Creaturen tritt, so laufen sie ihm an den Beinen in die Höhe und lassen es den Reiter sehr bald empfinden, daß er ihren Marsch unterbrochen hat. Sie kennen keine Furcht und werfen sich mit gleicher Wuth auf die größten wie auf die kleinsten Thiere. Ihre Kampflust ist so groß, daß während noch die einen beim Angriff sind, die andern schon aus Reih und Glied den Weg vor-

auslaufen, um ihren Feind zu erwarten. Die Gefräßigkeit dieser so vertilgungsfähigen Geschöpfe ist übrigens nicht ohne Nutzen, denn sie befreien das Land von allen todtten Thierkörpern, die sie antreffen, reinigen die Wohnungen der Menschen von Termiten und anderm Ungeziefer und verzehren eine Menge schädlicher Insekten und giftiger Reptile. Mäuse, Ratten, Eidechsen, ja selbst die Python-Schlange, wenn sie sich vollgefressen hat, fallen ihrem Angriff als Opfer. Die rothen Ameisen werfen keine Hügel auf wie die Termiten, sondern hausen im Sande dicht unter der Oberfläche der Erde; zuweilen aber bauen sie Gallerien, die zu den Zellen der weißen Ameisen führen, um während ihrer Raubzüge vor der Sonne geschützt zu sein.

Am 15. Januar stieg Livingstone den Abhang von Tala Mungongo in Zeit von einer Stunde hinab; er zählte vom Gipfel der Höhe bis zum Fuß 1600 Schritte, wonach also die senkrechte Höhe zwölf bis fünfzehnhundert Fuß betragen dürfte. Das Wasser siedete oben bei 206 Gr. F., unten bei 208 Gr.; dort zeigte das Thermometer im Schatten 72 Gr., hier 94 Gr. Den Tag über war die Temperatur an den schattigsten und kühlfsten Stellen zwischen 94 und 97 Gr.

Die Bäche, welche das Thal von Cassange durchschnei-



den, waren ausgetrocknet; nur der Lui und der Luare hatten Ueberfluß an brakigem Wasser; dasselbe enthält, wahrscheinlich in Folge dieser Eigenschaft, eine eßbare Muschel. Auf den Grasplätzen sieht man eine Menge schwarzer Lerchen mit gelben Schultern. Auch der schwarze Centropus senegalensis, dessen lange Schwanzfedern sehr geschätzt werden, ist häufig, und eben so der Lehututu (Tragopan Leadbeaterii). Dieser große Vogel, der nach den Lauten, die er ausstößt, benannt ist, gleicht einem Truthahn. Am Boden sieht er völlig schwarz aus, doch wenn er fliegt, so zeigt sich, daß die äußere Hälfte seiner Schwingen weiß ist. Er tödtet Schlangen, indem er sie geschickt hinten auf den Kopf schlägt.

In Cassange leiden fast alle portugiesischen Einwohner, in Folge der häufigen Wechselfieber, an Milzverweigerung und haben ein krankhaftes Aussehen. Das Fieber rafft eine Menge Kinder hinweg. Als ein Kind des Commandanten gleichfalls erkrankte, schickte die Mutter, eine Farbige, sofort nach einem Zauberer, um zu hören, was sie thun solle. Der Zauberer befragte seine Würfel und versetzte sich nach allerhand Gaukeleien in jenen Zustand von Verzückerung, in dem er vorgeblich mit der Geisterwelt verkehrte. Doch sein Prophetenthum erntete keinesweges den nämlichen Dank bei dem Vater des Kindes, wie bei

der Mutter. Der Commandant ließ auf dem Rücken des Zauberers zwei Stöcke in Bewegung setzen, die den Verzückten, obgleich er in diesem Zustande keine Empfindung haben sollte, zu so klarem Bewußtsein brachten, daß er davon lief. Leider war dem Kinde selbst nicht zu helfen, weil seine Mutter hartnäckig bei ihrer angolefischen Heilmethode blieb. Nach seinem Tode erhob sie ein überaus schmerzvolles Sammergestöhn und wurde darin, bis zur Beerdigung der Leiche, ohne Unterlaß durch ihre Freundinnen unterstützt, welche die Wehklagen mit einem aus Kautschuk verfertigten musikalischen Instrument begleiteten, das einen scharf kreischenden Ton von sich gab.

Trotz ihres langen Verkehrs mit den Weißen, haben die Eingebornen doch zum größten Theil ihren Aberglauben behalten, dem alljährlich eine Menge Opfer fallen. Wird z. B. Jemand angeklagt, einen Andern bezaubert zu haben, so kommt er oft aus weiter Ferne an die Ufer des Qua, der bei Cassange fließt, und trinkt, um seine Unschuld zu beweisen, einen Aufguß auf giftige Blätter, dem unausbleiblich der Tod folgt. Denn sollte ja der Magen ein erstes Mal das Gift wieder von sich geben, so wird der Trank sofort erneuert. Auf solche Weise kommen jährlich im Cassangethal Hunderte von Menschen um's Leben. Diese angeblichen Gottesgerichte werden meist geheim ge-

halten, daß die portugiesische Regierung nur selten davon erfährt. Hier, wie im Norden vom Zambesi, glaubt man allgemein, daß die Seelen der Todten noch unter den Lebenden verweilen und an den Mahlzeiten theilnehmen. Daher opfert man bei Krankheiten Hühner und Ziegen, um die Geister zu besänftigen. Man glaubt auch, daß die Abgeschiednen unaufhörlich danach trachten, die Lebenden ihrer Familie und den Freuden dieser Welt zu entreißen. Der Schrecken dieser Vorstellung wirkt so mächtig, daß es eine Mördersekte geben soll, die ihre Opfer nur in der Absicht tödtet, um die Herzen den Barimo zum Opfer zu bringen. Besonders vorsichtige und furchtsame Leute hängen sich zwanzig bis dreißig Amulette um den Hals. Daß die Weißen den Gegenständen ihres Schreckens so wenig Ehrerbietung bezeigen, gilt in ihren Augen nur als ein Beweis außerordentlicher Einfalt.

Bei mehreren Stämmen bleibt die Häuptlingswürde in gewissen Familien. Bei den Bangala im Cassangethal wird der Häuptling abwechselnd aus einer von drei Familien gewählt. Nicht der Sohn, sondern der Bruder erbt die Herrschaft. Die Söhne einer Wittwe gehören ihrem Oheim und nicht selten verkauft sie dieser, um seine Schulden zu bezahlen. Dergleichen Gebräuche begünstigen den Sklavenhandel mehr als der Krieg.

Der bedeutende Handel, welchen die Kaufleute von Cassange mit den Stämmen im Innern treiben, wird durch eingeborne Händler, sogenannte Pombeiros, vermittelt. Zwei derselben, Pedro João Baptista und Antonio José, waren von dem ersten portugiesischen Kaufmann, der sich in Cassange niederließ, zu diesem Zweck ausgesandt worden und kehrten 1815 von den portugiesischen Besitzungen der Ostküste mit einem Briefe des Gouverneurs von Mozambique zurück; wodurch also, wie es in dem Schreiben hieß, die Möglichkeit erwiesen war, einen Verbindungsweg zwischen Mozambique und Loanda herzustellen. Dies war das erste Mal, daß portugiesische Unterthanen das afrikanische Festland in seiner ganzen Breite durchwanderten; dagegen hat vor Livingstone kein Europäer je diese Reise gemacht.

Der Commandant von Cassange, Capitain Neves, war eben im Begriff, durch solche Pombeiros dem früher erwähnten Häuptling Matiamvo ein Geschenk im Werth von etwa 50 Pfund St. zu übersenden. Dasselbe bestand aus Baumwollenzeugen, einem großen Teppich, einem Lehnstuhl mit Baldachin und rothen Kattunvorhängen, einer eisernen Bettstelle, einem Moskitoneß, Schnuren von Glasperlen, mehreren schlechten Delbildern, die ein Neger in Cassange gemalt hatte und einem alten Musketonner, auf eine

Safette gelegt, womit man Matiambo's Gelüst nach einer Kanone zu befriedigen hoffte.

Am 20. Februar brach Livingstone von Cassange auf, doch schon am folgenden Tage mußte Halt gemacht werden, weil mehrere seiner Leute auf's Neue vom Fieber ergriffen wurden. Dies wiederholte sich noch ehe man den Quango erreichte. Ein Portugiese, Wilhelm Tell, der trotz des Verbotes der Regierung, sich am Ufer des Quango anzusetzeln, dort niedergelassen hatte, nahm die Reisenden freundlich auf und beschenkte sie mit sehr schönen Hühnern und Tauben. Leider wurde jedoch der große prächtige Hahn, welchen die Makalolo im ganzen Balondalande wie im Triumph einhertrugen, von einer Hyäne zur Nacht mitten aus den Hühnern herausgeholt und verspeist.

Am 28. Februar traf man wieder in dem Dorfe Gypriano's ein. Er hatte seinen Stiefvater inzwischen verloren und nach der Landesitte bei der Leichenfeierlichkeit sein ganzes väterliches Erbtheil und noch darüber verschwendet. Man hatte bei dem Grabe des Verstorbenen so viel getrunken, daß sich der arme Gypriano nun vor seinen Gläubigern verstecken mußte. Livingstone erfuhr von ihm, daß die Quelle des Quango acht Tagereisen oder hundert englische Meilen von hier gegen Süden im Lande der Basongo inmitten einer Bergkette liege, die Mosamba heißt.

Auf der andern Seite des Quango hatte sich vor Kurzem ein Häuptling, den man der Hexerei beschuldigte, durch ein Gottesurtheil reinigen wollen, war aber am Gift gestorben. Die Leiche hatte man in den Fluß geworfen.

Als man den Weg auf dem östlichen Ufer des Quango fortsetzte, traf man auf eine Niederlassung der schon erwähnten Ambakistas. Diese Neger, welche fast sämmtlich geläufig lesen und schreiben können, sind ungemein wißbegierig und benutzen jede Gelegenheit zum Lernen. Sie werden häufig als Handlungsdiener und Schreiber verwendet. Ihre zierliche Handschrift, die von den Portugiesen sehr geschätzt wird, entspricht ihrem fast weiblichen Körperbau. Sie sind sehr gewandt; an physischer Kraft aber stehen sie den Europäern bei weitem nach. Auch in Angola sind die Neger im Vergleich zu den unabhängigen Stämmen sehr herabgekommen. Der Grund ihrer körperlichen Schwächung liegt in dem übermäßigen Genuß des Branntweins, den die Händler weit und breit den Häuptlingen zuführen. Es ist übrigens keine leichte Sache, die Branntweinfässer unverseht bis an den Ort ihrer Bestimmung gelangen zu lassen; denn die Träger pflegen mit Hülfe eines Strohhalms den Branntwein herauszuziehen und Wasser dafür einzulassen. Es hilft auch nichts, daß die Kaufleute, um diesen Betrug zu verhindern, Vorlege-

schlösser an den Spund legen, denn es geschieht dann wohl, daß Schlösser und Branntwein eins mit dem andern verschwinden. Lügen und Stehlen ist dieser Klasse von Menschen wie angeboren.

Die Baschindsche (Baschinge), deren Gebiet man durchzog, haben in Charakter und Physiognomie weit mehr von dem eigentlichen niedrigen Negertypus, als die Basongo oder die Balonda. Ihre Farbe ist fast durchgängig ein schmutzig Schwarz, die Stirn gedrückt, die Nase platt und breit, und die Seitenflügel derselben werden durch die Gewohnheit, kleine Stäbe oder Rohrstücke durch die Nasenknorpel zu stecken, noch sehr erweitert. Ihre Lippen sind dick, und ihre Zähne werden spitz zugeseilt. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau und tauschen für den Ertrag desselben von den Bangala Salz, Tabak und Fleisch ein. Zwei Stücke Fell, die vorn und hinten am Gürtel befestigt sind, machen ihre ganze Bekleidung aus; dagegen verwenden sie große Sorgfalt auf ihre Haartracht, der sie häufig eine phantastische Form geben. Manche Frauen hatten das Haar so geflochten, daß es vollständig einem europäischen Mannshute glich; wieder andere trugen ihr Wollenhaar in Büschel gebunden, und noch andere ließen es, in eine Menge einzelner Stränge zusammengedreht, auf die Schulter herabhängen.

Als man den früheren Lagerplatz bei dem Dorfe Sansawe's erreichte, kam der Häuptling sogleich herbei und benahm sich mit außerordentlicher Höflichkeit. Er fragte, was man ihm geben würde. Livingstone erinnerte ihn aber an sein vormaliges schlechtes Benehmen und erklärte ihm, er werde auch nicht das mindeste bekommen, falls er nicht seinerseits ein Huhn nebst Eiern mitbrächte. Am Abend kehrte der Häuptling mit allem Pomp zurück, der seinem Range gebührte, und der, nach dem Ceremoniel der Balonda, darin bestand, daß Sansawe rittlings auf den Schultern seines Dolmetschers saß. Er schien sich auf sein würdevolles Aussehen sehr viel einzubilden, während Livingstone's Begleiter ihm in's Gesicht lachten. Er brachte zwei Hähne zum Geschenk, empfing aber als Gegengabe nur ein kleines Mäſchen Pulver, zwei eiserne Löffel und zwei Ellen Kattun. Dagegen beschenkten ihn die Pombeiros, mit denen Livingstone streckenweise zusammenreiste, ganz ansehnlich. Sie mußten sich, wie Alle, die Sklaven bei sich haben und sie erhalten wollen, die Gunst der Häuptlinge erkaufen, wie unbedeutend diese auch sein mochten.

Der Reisende stieg jetzt die Anhöhe hinauf, die das Cassangethal nach Osten begrenzt und die allmählig vom Duango an aufsteigt. Obgleich diese Seite des Thalrandes sich sanfter abdacht, als die westliche von Tala Mungongo,



so ist sie gleichwohl noch höher. Sie erhebt sich bis zu 5000 Fuß über der Meeresfläche. Das Thal selbst hat eine Höhe von 3500 Fuß. Das Wasser kochte oben bei 202 Gr., während die Lufttemperatur 96 Gr. betrug und am Fuße des Berges bei 205 Gr. mit einer Lufttemperatur von 75 Gr.

Der Weg von der Höhe abwärts führte jetzt in die Centralthäler hinab, und bald durfte man hoffen, das Land der Chiboque im Rücken zu haben, als sich am 19. April das Wechselfieber, an welchem Livingstone schon seit dem 16. März litt, in einen heftigen rheumatischen Fieberanfall verwandelte. Der Reisende hatte mehrere Nächte auf einer überschwemmten Ebene schlafen müssen, und war dem strömenden Regen ausgesetzt gewesen. Nun mußte er 22 Tage lang das Zelt hüten. In dieser Zeit ereignete sich ein unangenehmer Zwischenfall. Einer von Livingstone's Leuten gerieth mit dem Vorstande des Dorfes, in dessen Nähe man lagerte, in Streit und schlug ihn auf den Mund. Nun suchten zwar die andern Makololo diese Uebereilung ihres Gefährten durch fünf Stücke Zeug und ein Gewehr wieder gut zu machen, aber je freigebiger sie sich zeigten, desto unverschämter wurde der Beleidigte; er machte nicht nur ausschweifende Forderungen, sondern schickte auch in alle benachbarten Dörfer und rief zur Hülfe auf, um den

Schimpf zu rächen. Da in der Regel der Muth der Neger mit dem Erfolge wächst, so beschloß Livingstone, ohne sich mehr an das Geschrei des Klägers zu kehren, mit den Seinigen aufzubrechen und weiter zu gehn. Sie hatten sich indeß noch gar nicht weit vom Dorfe entfernt, als sie mitten im Walde von den Eingebornen angegriffen wurden, die sich hinterrücks auf die zuletzt Gehenden stürzten und ihnen ihr Gepäck zu entreißen suchten. Es fielen auch mehrere Schüsse, und beide Parteien stellten sich am Wege einander gegenüber. Livingstone, trotz seiner Krankheit, schritt entschlossen, einen sechsläufigen Revolver in der Hand, mit einigen Makololo auf den Anführer zu. Die Kampflust desselben wurde beim Anblick der drohenden Gewehrläufe sogleich herabgestimmt, und zitternd rief er: „Ich bin nur gekommen, mit dir zu reden, ich will nur Frieden.“ Das Ende dieses kleinen unblutigen Scharmühzels war, daß beide Theile ruhig ihres Weges zogen. Wahrscheinlich hatte man gehofft, die Ueberfallenen würden erschreckt ihre Waaren im Stich lassen und der Plünderung Preis geben.

In dieser Gegend von Afrika sind die Neger im Grunde feig, und da die Macht der kleinen Häuptlinge nur gering ist, so würde Livingstone, zumal jetzt, wo seine Leute sämmtlich Flinten hatten, jeden einzeln leicht in die Flucht geschlagen haben. Die Gefahr lag aber darin, daß

sie, stammverwandt, gegen die Fremden gemeinschaftliche Sache machen konnten, und dann wären ihre Kräfte beträchtlich gewesen.

Die Reise ging sehr langsam vorwärts. Das Fieber und die Beschaffung von Lebensmitteln nöthigten den Zug während eines Monats zwanzig Rasttage zu machen. Am Quiloflusse traf man mit einem Pombeiro zusammen, der acht hübsche Frauen an einer Kette nach dem Lande Matiamvo's führte, um sie dort gegen Elfenbein zu vertauschen. Sie schienen sehr niedergeschlagen. Muthmaßlich waren sie unlängst bei einem Kriegszuge der Portugiesen gegen aufständische Cassange in Gefangenschaft gerathen. In Angola wie auf der Ostküste von Afrika werden Sklaven gar nicht wie Menschen betrachtet. Diabo (Teufel) brutu (Vieh) bicho (Thier) sind die gewöhnlichen Bezeichnungen. Alle Augenblicke hört man Redensarten wie: Teufel, bring' mir Feuer! oder: Sag' dem Thiere, es soll das und das thun. Oft genug werfen die Sklavenhalter ihren Regern vor, daß sie zur Hunderace gehörten.

Man überschritt den Loange, einen tiefen aber schmalen Strom, der weiterhin, wo er breiter wird, eine Menge Flußpferde enthält. Er bildet die Westgrenze von Londa. Dann übernachtete man an dem Ufer des Pezo, und am 25. März erreichte man den Chicapa, der nordöstlich dem

Kasäi zufließt. Die Bewohner dieser Gegend sind auf allen Seiten von düstern Wäldern umgeben und haben von der Geographie ihres Landes keineswegs eine so gute Kenntniß wie jene, die auf den Bergen wohnen. Es kostete daher viel Mühe zu erfahren, daß sich der Quilo in den Chicapa ergießt. Jetzt erlangte auch Livingstone die Gewißheit, daß alle westlichen Zuflüsse des Kasäi, mit Ausnahme des Quango, zuerst von Westen aus dem Centrum des Landes zuströmen. Dann nehmen sie, gleich dem Kasäi, eine nördliche Richtung, und dieser führt, nach seiner Vereinigung mit dem Quango, die ganze Wassermasse dem Congo zu, der sie dann wieder auf der Westküste von Afrika in's Meer ausströmen läßt. 981798 — 931923

Nachdem der Kamaue überschritten war, ein tiefer Fluß, welcher von Südsüdwest kommt und in den Chicapa fällt, erreichte Livingstone am 30. April den Loajima. Die Eingebornen sind hier weniger dunkel und mehr olivenfarbig. Die Haartracht der vornehmeren Frauen ist größtentheils sehr eigenthümlich. Die einen flechten ihr Wollenhaar in eine Menge einzelner Zöpfe, die mittelst eines Reifens, an den sie befestigt sind, den Kopf strahlenförmig umgeben; andere wickeln das Haar auf ein Stück Fell in Form von Büffelhörnern; noch andere winden sich ein einziges Horn vorn auf der Stirn.

Auch die Anwohner des kleinen Tambaflusses, ein freundliches Völkchen, das durch den häufigen Besuch von Sklavenhändlern noch nicht verdorben war, sind olivenfarbig. Sie feilen die Zähne ganz spitz; ein entseßlicher Gebrauch, denn eine lachende Frau sieht einem grinsenden Alligator ähnlich. Bemerkenswerth ist die Verschiedenheit des Geschmacks und der Neigungen, worin die Wilden den Europäern nichts nachgeben. Es giebt Stutzer der feinsten Art unter ihnen, deren Schultern von Del glänzen, das ihnen unaufhörlich aus dem so sorgsam gepflegten und so erfindungsreich gestalteten Haarbau träufelt. Jedes Kleidungsstück ist mit Zierrathen überladen. Dann giebt es wieder leidenschaftliche Musikfreunde, die von früh bis in die Nacht ihre Stücke abblasen, auch wenn ihnen Niemand zuhört. Noch Andere, die eine kriegerische Stimmung haben, gehen nicht aus der Thür ohne Bogen und Pfeile oder ein Schießgewehr, das mit Fellstreifen eines jeden von ihnen erlegten Thieres umwunden ist. Dagegen tragen Manche auf ihren Ausgängen allezeit einen Käfig mit einer Art Canarienvogel bei sich, und Frauen findet man, die ihre ganze Zeit der Pflege kleiner Hunde widmen, die freilich später — verspeist werden. Die Dörfer, die gewöhnlich mitten im Gebüsch liegen, bestehen aus unregelmäßigen Hüttengruppen. Bananen, Baumwollenbäume und Tabak

find um sie her gepflanzt. Jede Hütte ist mit einer Terrasse versehen, auf der man Wurzeln und Manioc trocknet, und rings um die Mauern hängen Käfige für das Geflügel; auf dem Dach aber sind Körbe angebracht, in welche die Hühner ihre Eier legen. Kaum setzt man den Fuß in ein Dorf, so kommen auch Frauen und Kinder mit Lebensmitteln herbei, die sie freundlich und redselig zum Kauf anbieten.

Das Gras ist hier sehr hoch; die Wege, die in der Mitte tief ausgetrocknet sind, haben nur etwa einen Fuß Breite. Wenn man beim Gehen an die Graswände streift, die sie begrenzen, so hört man ein Rascheln: Eidechsen, Mäuse und zuweilen auch wohl eine Schlange, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, ergreifen die Flucht. In der Nähe der Dörfer giebt es wenig Vögel, weil man sie alle wegfängt. Alle zehn bis fünfzehn Schritt sind Schlingen und Fallen für jede Art von Thieren aufgestellt. Wenn diese Leute hier die Zeit und Mühe, die sie das Vogelfstellen und Mäusegraben kostet, dem Ackerbau und der Viehzucht zuwendeten, so könnten sie Hühner und Schweine in Menge haben.

Nachdem man sich durch große, zuweilen ganz mit Schlingpflanzen verwachsene Wälder mit Hülfe der Art hatte Bahn brechen müssen, gelangte man am 7. Mai an den Moamba. Der Fluß ist hier (9 Gr. 38 Min. südl.

Br., 20 Gr. 13 Min. 34 Sec. östl. L.) an neunzig Fuß breit und enthält, wie der Poange, Quilo, Chicapa und Coajima, Alligatoren und Flußpferde. An dem Moamba, wie an den Abdachungen nach dem Quilo und dem Chicapa hin läßt sich der geologische Bau der Gegend gut beobachten; unter der Decke von eisenhaltigem Conglomerat, das an einzelnen Stellen wie geschmolzen aussieht, liegt blaßrother harter Sandstein, darunter trappartiger Basalt und endlich zuunterst grobkörniger Sandstein, der mit weißem Kalkstein und Bänken von losen runden Quarzkiekeln gemischt ist. Je weiter man nach Osten kam, desto allmäliger ging es abwärts, und überall traf man auf den Lehnen der langgestreckten Hügel Moräste an, die mit hohen und immergrünen Bäumen besetzt waren. Von diesen Sümpfen haben manche eine eisenhaltige Auflösung, die an der Oberfläche in allen Farben des Prisma spielt. Die Hochebenen zwischen den Flüssen östlich und westlich vom Moamba sind minder bewaldet als die Thäler; man sieht hier große mit Gras bewachsene Flächen, auf denen nicht einmal ein Strauch wächst. Der Mangel an Thierleben vermehrt den Eindruck der Dede. Die wenigen Vögel halten sich nur in der Nähe der Flüsse auf. Von Insekten sind nur die Ameisen in ungeheurer Anzahl vertreten. Die stille Luft war erstickend, und die Reisenden waren

froh, wenn sie der Weg aus dem funkelnden Sonnenlicht in den Schatten der Wälder führte. Sie hatten noch zwei kleine Flüsse, den Kanesi und den Fombeji zu überschreiten, bevor sie Gabango erreichten, ein Dorf an den Ufern des Shihombo. Das Land wurde jetzt ein wenig bevölkerter, wenn auch nicht im Verhältniß zu der Menschenzahl, die es ernähren könnte. Lebensmittel waren im Ueberflus vorhanden und kosteten so gut wie nichts.

Gabango (9 Gr. 31 Min. südl. Br. und 20 Gr. 31 oder 32 Min. östl. L.) ist die Residenz von Muanzanza, einem Unterhauptling Matiamvo's. Das Dorf zählt an 200 Hütten und zehn bis zwölf viereckige Häuser, aus Stangen und Pfählen errichtet, die man mit Gras zusammengebunden hat. Sie sind von portugiesischen Mulatten aus Ambaca bewohnt, die von Kaufleuten in Cassange als Agenten hieher geschickt wurden. Das Thermometer zeigte am Morgen 58 bis 60 Gr. F.; manchmal stieg es gegen 6 Uhr sogar bis auf 64 Gr., mitten am Tage auf 80, und des Abends erhielt es sich noch auf etwa 78 Gr.

Livingstone war gerade zu den Festlichkeiten eines Leichenbegängnisses zurecht gekommen, die vier volle Tage dauerten, an denen von früh bis Abend das Wehklagen, Tanzen und Schmausen kein Ende nahm. Am Tage wurde geschossen, die Nacht durch getrommelt. Die Anver-



wandten des Verstorbenen waren sämmtlich mit phantastischen Güten geschmückt. Eine Puppe, fast ganz aus Federn und Perlen zusammengesetzt, spielte bei der Feierlichkeit eine große Rolle und schien wie ein Idol verehrt zu werden. In Cabango hatte Livingstone Gelegenheit, von eingebornen Handelsleuten über Gegenden, die er selbst nicht besuchen konnte, Erkundigungen einzuziehen. Demnach soll die Stadt des Matiamvo, des obersten Häuptlings aller Balonda, 132 Meilen ostnordöstlich von Cabango liegen und nordnordwestlich, 32 Tagereisen oder 224 englische Meilen weit, also etwa auf 5 Gr. 45 Min. südl. Br., am Kasai die Stadt des Mai. Noch acht Tagereisen weiter, in der nämlichen Richtung, liegt die Hauptstadt des Luba, eines andern unabhängigen Häuptlings. Nach dem Aussehn der Handelsleute zu schließen, die aus Mai \*) nach Cabango kamen, stehen die Bewohner jener Gegenden mit den Balonda auf einer Culturstufe. Ihre Kleidung besteht aus der innern Rinde eines Baumes, die sie zu einer Art Zeug verarbeiten. Der Häuptling von Luba will von keiner Neuerung etwas wissen und läßt weder fremde Handelsleute noch Schießgewehre in sein Land. Die Gewässer

---

\*) Wie früher schon bemerkt wurde, führt eine Stadt in jenen Gegenden immer den Namen des Häuptlings.

des Sondalandes fallen sämmtlich nach Norden und wenden sich dann gegen Westen. Das Gebiet von Luba und Mai liegt noch tiefer als das von Londa, obgleich die Höhe des letztern über dem Meere nicht über 3500 Fuß betragen dürfte. Der Kasai, der in der Nähe von Mai einen großen Wasserfall bildet, soll aus diesem Grunde von der Küste nach dem Innern nicht schiffbar sein. Von seinen Ufern bis zum Aequator ist kein großes Reich mehr vorhanden. Das Land Matiamvo's soll stark bevölkert sein, hat aber wenig Handelsverkehr. Die Einwohner tauschen Baumwolle, Salz, Schießpulver, irdenes Geschirr und Glasperlen gegen Sklaven und Elfenbein ein. Sie halten kein Hornvieh, nur der Häuptling unterhält eine Heerde für seine Tafel. Der gegenwärtige Matiamvo ist, wie man sagt, seinen Unterthanen ein milder und gerechter Herrscher; doch verfährt er gegen die Unterhäuptlinge mit großer Strenge, entsetzt sie auf der Stelle, sobald sie ihre Pflicht verabsäumen, und schickt nicht selten mehr als hundert Meilen weit Bevollmächtigte ab, die einem unredlichen Statthalter den Kopf vor die Füße legen.

Die Frauen in Balonda bewahren ihre schönen Zähne in ursprünglicher Form und würden ohne die Gewohnheit ein Stück Rohr in den Nasenknorpel zu stecken, ganz hübsch sein. Sie sind heiter und lebhaft und vertreiben sich die

Zeit mit Plaudern, Hochzeitfesten und Leichenfeiern. Das thierische Leben, welches diese Race charakterisirt, ist wohl der Hauptgrund ihrer Unzerstörbarkeit.

Am 21. Mai brach Livingstone von Gabango auf, um die Richtung nach Südosten einzuschlagen. Er sah unterwegs zwei baumartige Graspflanzen, die an feuchten Stellen eine Höhe von etwa vierzig Fuß erreichten. Nyakalonga, eine Schwester des verstorbenen Matiamvo, nahm die Reisenden sehr freundlich auf, und ebenso der Häuptling Bango, dessen Dorf (12 Gr. 22 Min. 53 Sec. südl. Br., 20 Gr. 58 Min. östl. L.) man am 28. Mai erreichte. Hier mußte Livingstone seine letzte Kuh schlachten; er bot dem Häuptling ein Stück davon an, aber dieser lehnte es mit der Entgegnung ab, in seinem ganzen Stamme esse Niemand Rindfleisch, weil ja das Rindvieh zum menschlichen Geschlecht gehöre, mit den Menschen lebe und ihre Wohnungen theile. Dem Häuptling von Bango sind eine Menge stammverwandter kleiner Häuptlinge tributpflichtig; sie setzen jedoch ihren Ehrgeiz darin, jeder ein Dörfchen für sich zu haben, sollte es auch nicht mehr als sieben bis acht Hütten zählen.

Die Gegend war flach und mit Gras bewachsen, das um diese Zeit gelb und vertrocknet aussah. Dagegen sah man auch immergrüne Bäume, während andere ihr Lauf

abwarfen, dessen Stelle junge Triebe schon wieder zu ersetzen begannen. Die Vegetation, die im Süden den ganzen Winter hindurch stockt, wird hier nur für kurze Zeit unterbrochen; doch läßt zuweilen auch ein kalter Südwind seine Wirkung bis in die Nähe von Cabango verspüren. Dann sehen die Sprossen der immergrünen Bäume auf der Südseite wie versengt aus und die Blätter des Manioc, der Kürbisse und anderer zarter Pflanzen sterben ab, im Fall sie nicht durch Wälder vor seinem Hauch geschützt sind.

Im Innern von Südafrika ist die Kälte nach dem Breitengrade verschieden. Die mittleren Gegenden der Cap-Colonie haben oft einen sehr strengen Winter, und die Erde ist dann mit Schnee bedeckt. In Kurumann ist der Schnee selten, aber der Frost scharf. Es friert noch an den Ufern des Chobe und selbst im Barotsethal merkt man den Winter; aber im Norden des Drangeflusses kommen Kälte und Feuchtigkeit nie vereinigt vor. Es ist gewiß ein seltener Fall — wenn er überhaupt je vorgekommen ist — daß es im Winter regnet, und aus diesem Grunde ist auch das Land der Betschuana so gesund. Ob es nördlich vom Barotsethal noch gefriert, ist zweifelhaft; doch fällt das Thermometer bei herrschendem Südwind wohl bis auf 42 Gr. F., und man hat dann die nämliche Empfindung, wie wenn es stark gefroren hätte.

Es kann nichts Schöneres geben, als den Uebergang des Frühlings zum Winter in Kolobeng. Ein heftiger Ostwind, heiß und trocken, geht den Regenschauern voran, Wolken von Staub auffagend. Doch wenn das Land nur einen Tag lang die Feuchtigkeit eingesogen hat, so zeigt sich eine wunderbare Verwandlung: die Erde grünt, und schon nach vier, fünf Tagen entfalten sich junge Blätter, der Boden bedeckt sich mit Gras und Frühling ist allerwegen. Die Vögel, welche bis dahin geschwiegen hatten, erheben ein fröhliches Zwitschern und bauen hastig an ihren Nestern. Myriaden von Insekten werden überall lebendig; tausende von Leuchtläfern erheben sich aus ihren Verstecken und Legionen geflügelter weißer Ameisen suchen nach einer Wohnstätte. Wenn sie den rechten Platz zur Gründung der Colonie entdeckt haben, so krümmen sie ihren Hinterleib aufwärts, heben die Flügel aus und lassen sie fallen, worauf sie augenblicklich ihre Arbeit als Minengräber beginnen. Wenn man die Flügel des Insekts gewaltsam nach hinten zieht, so reißt man ein Stück vom Körper mit los, wogegen sie, wie es die Ameise selbst thut, nach vorn gezogen, wie von selbst herausfallen. Hunde, Katzen und fast alle Vögel verspeisen diese Ameisenart mit großer Begierde, doch auch die Eingehornen sind sehr lüftern danach und sammeln und rösten sie. Sie sagen, wenn man ein-

mal weiße Ameisen gegessen habe, so sei es unmöglich noch eine Speise zu finden, die besser schmecke. Die weiße Ameise hat etwa einen halben Zoll Länge, den Umfang einer Krähenfeder und ist sehr fett.

Am 30. Mai nahm Livingstone von Bango aus seinen Weg nach dem Loembwa, der gegen Nordnordost fließt und 120 Fuß breit ist. Er hat wie alle Flüsse dieser Gegend sumpfige Ufer. Die Dörfer liegen auch hier weit aus einander und sind des hohen Grases wegen, das die schmalen Wege bedeckt, schwer zugänglich. Der Anblick eines Weißen setzte die schwarze Bevölkerung immer in Schrecken. Sogar die Hunde klemmten den Schwanz zwischen die Beine und liefen davon, als ob sie eines Löwen ansichtig würden. Die Frauen, hinter dem Baum versteckt, guckten durch irgend eine Spalte so lange heimlich hinaus, bis Livingstone herankam, dann stürzten sie in ihre Hütten. Wenn ihm ein Kind begegnete, so schrie es laut auf bei dieser schrecklichen Erscheinung. Freilich war es Livingstone selbst unter den Betschuanen nicht viel besser ergangen; denn die Mütter drohten dort ihren unartigen Kindern: der weiße Mann werde kommen und sie beißen!

Senseit des Loembwa wurde das Land offener. Fast jede Stunde kam man durch ein kleines Thal, in dem ein klarer Bach mitten durch einen Morast floß. Der Weg

wurde dadurch sehr beschwerlich. An manchen Stellen erblickte man Opfertagen für die Barimo; sie bestanden meist aus Nahrungsmitteln. Selbst wenn ein Dorf verlassen war, die Götzenbilder waren geblieben, und unter schirmenden Verschlügen fand man Zaubertöpfe. In einem dieser Verschlüge sah Livingstone einen Ochsenkopf als Gegenstand der Anbetung.

Die Lebensmittel sind hier so wohlfeil, daß man ein großes Huhn für einen Schuß Pulver bekommt. Alle Frauen dieser Gegend gehen fast nackt, denn ihre ganze Bekleidung besteht nur aus einem schmalen Schürzchen. Sie trugen großes Verlangen nach Baumwollentoffen, und da die Reisenden, ihres geringen Vorraths wegen, nicht alle Wünsche befriedigen konnten, so hoben die Mütter ihre kleinen nackten Kinder in die Höh' und baten flehentlich nur um ein Lämpchen noch für diese; denn das Feuer, sagten sie, ist des Nachts ihre einzige Kleidung und sie drängen sich an unsern Leib, um nicht zu frieren.

Am 2. Juni erreichte man die Residenz Kawawa's, der in dieser Gegend eine wichtige Person ist. Sein Dorf liegt mitten im Walde und besteht aus einigen fünfzig Hütten. Es wurde eben die Leichenfeier eines Mannes begangen, der am Tage vorher gestorben war. An der Thür seiner Hütte wehklagten einige Weiber und sprachen zu dem

Todten, wie wenn er sie hören könne. In der Nacht schwieg die Trommel keinen Augenblick. Livingstone bemerkte eine phantastisch mit Federn bekleidete Person, die sich, während die Andern tanzten und jammerten, in den Wald begab, von wo sie erst des Abends zurückkehrte, um bei der Feier einen der bösen Geister vorzustellen.

Bei einem Besuch, welchen Livingstone dem Häuptling in seiner bienenstockartigen Hütte machte, hatte er zugleich Gelegenheit einer Gerichtsverhandlung beizuwohnen. Ein armer Mann und seine Frau waren angeklagt, den Gestorbenen zu Tode gehert zu haben. Noch eh' Kawawa die Vertheidigung angehört hatte, rief er: Ihr habt eins meiner Kinder getödtet, geht und holt mir alle die eurigen herbei, damit ich mir aus ihnen eins zum Ersatz auswähle. Die Frau vertheidigte sich sehr beredt, doch half ihr das wenig; denn solche Anklagen werden ja von den Häuptlingen als Mittel gebraucht, um sich Waare für die Sklavenhändler zu verschaffen.

Das Verhältniß zwischen Kawawa und den Reisenden war anfangs ein ganz freundliches; es wurde aber bald durch die Unverschämtheit des Häuptlings gestört, der Livingstone für einen Sklavenhändler hielt und gehört hatte, er habe den Chiboque einen Ochsen geben müssen. Als ihm angekündigt wurde, Livingstone wolle am nächsten



Morgen aufbrechen, entgegnete er in seinem parabolischen Styl: „Wenn ein Mann auf seinem Wege einen Dhsen antrifft, warum sollte er ihn nicht essen?“ Außerdem verlangte er noch Schießpulver, eine Flinte und einen schwarzen Rock, wie ihn der Reisende selbst trug; oder, anstatt des Dhsen, einen Mann und ein Buch, aus welchem er ersehen könnte, wie die Gesinnung Matiamvo's gegen ihn beschaffen sei, und das ihn warnte, wenn Matiamvo Willens sei, ihm den Kopf abschlagen zu lassen. Da jede dieser Forderungen entschieden zurückgewiesen wurde, so gab Kawawa seinen Leuten Befehl die Waffen zu ergreifen. Sie rückten auch sogleich mit Bogen, Pfeilen und Speeren vor und ein Gefecht schien unausbleiblich. Als aber Livingstone vom Dhsen sprang und den Revolver in der Hand gerade auf sie losstürzte, nahm der Häuptling mit seinen Kriegern Reißaus. Ungehindert konnte nun der Weg bis zum Kasai fortgesetzt werden; hier aber stellte sich ein neues und noch größeres Hinderniß dar, denn die Fährleute verweigerten, auf Kawawa's Befehl, die Reisenden über den Strom zu setzen, der eine Breite von 300 Fuß hatte und sehr tief war. Vor ihren Augen nahmen sie die Rähne weg und erneuerten die alte Forderung. Zum Glück hatte einer von Livingstone's Begleitern wahrgenommen, wo sie die Rähne im Rohr verbargen, und als die Fährleute beim

Einbruch der Nacht sich entfernten, wurde eines der Fahrzeuge hervorgeholt und nun gemächlich über den Fluß gesetzt. Kawawa's Leute erstaunten nicht wenig, als sie am andern Morgen die Reisenden auf dem jenseitigen Ufer erblickten.

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Lotembwa. — Der Dilosofee als Wasserscheide zwischen dem atlantischen und indischen Ocean. — Ankunft bei Katema. — Empfang bei Schinte. — Nyamoana als Wittve. — Fahrt auf dem Liba. — Ankunft in Libonta. — Aufenthalt zu Naliela. — Rückkehr zu Sekeletu.

Man kam nun jenseit des Kasai wieder auf jene großen Ebenen, die Livingstone auf der Hinreise überschwemmt gefunden hatte; nur hier und da war das Wasser in Vertiefungen zurückgeblieben. Geier schwebten in den Lüften; auch großes Wild gewahrte man, aber es war ungemein scheu. Auf den Grasstengeln saßen zahlreiche Rau-  
pen und Libellen und Schmetterlinge flogen in Menge umher, trotz der Winterszeit. Schwärme von Schwalben, Ziegenmelkern und feuerrothen Bienenfressern bewiesen, daß die Insekten, von denen sie sich nähren, auch durch das Fallen der Temperatur nicht getödtet worden. Schwarze

Verthen mit gelben Schultern erhoben früh ihren anmuthigen Gesang und hübsche weiße Reiher und andere Wasservögel strichen über die Stellen, die noch nicht ausgetrocknet waren.

Auf diesen Ebenen, welche endlos zu sein scheinen, verweilt das Auge mit Vergnügen auf einer kleinen Blume, die den Boden ganz bedeckt. Ein breites prächtiges Band in allen Schattirungen, vom lichtesten Citronengelb bis zum lebhaftesten Orange, zog sich quer über den Weg. Einige hundert Schritt weiter trat die nämliche Blume auf, aber in Blau, vom sanftesten Azur bis zum dunkelsten Indigo. Ebenso kam sie in Braun vor. Auch die Farbe der Vögel wechselt hier mit der Gegend. Eine andere Blume, dem europäischen „Sonnentau“ ungemein ähnlich, hat einen zwei bis drei Zoll hohen Stengel und Blätter, die mit röthlichen Haaren bedeckt sind, von denen jedes auf der Spitze einen Tropfen der reinen aber klebrigen Flüssigkeit trägt, welche die Haarspitzen selbst während der Sonnenhitze ausschwitzen und an der sich die Insekten fangen. Die Blume sieht wie ganz mit Diamanten übersäet aus.

Am zweiten Tage, den Livingstone auf der Ebne zu brachte, wurde er zum siebenundzwanzigsten Male vom Fieber befallen. Am 8. Juni ging er über den Lotembwa nach dem Nordwestende des Dilolo-Sees und befand sich nun wieder auf dem früheren Wege. Der Lo-

tembwa ist hier etwa eine Meile breit und drei Fuß tief. Er ist mit Lotus, Papyrus, Arum, Binjen und andern Wasserpflanzen angefüllt. Es zeigt sich hier eine merkwürdige Erscheinung. Der Lotembwa, welcher jenseit des Dilolo-Sees eine südliche Richtung hat, fließt hier in nördlicher, dem Kasai zu. Aus dieser entgegengesetzten Strömung ein und desselben Flusses ergiebt sich, daß der Dilolo-See die Wasserscheide bildet zwischen den Strömen, welche nach Osten und denen, welche nach Westen fließen. Dieser See führt einen Theil seines Wassers in den Kasai und den andern in den Zambesi ab, zu gleicher Zeit also in zwei Oceane, in den atlantischen und indischen. Der höchste Punkt der beiden großen Stromsysteme, die durch den Congo und den Zambesi auf der Ost- und der Westküste Afrika's ihre Vermittelung mit dem Meere finden, erhebt sich nur 4000 Fuß über der Meeresfläche und liegt also 1000 Fuß niedriger als der westliche Höhenzug, über welchen Livingstone gekommen war. Die innere Thalbildung von Mittelafrika stellt demnach eine Hochmulde dar.

Der Dilolo-See, welcher auf 11 Gr. 32 Min. 1 Sec. südl. Br. und 22 Gr. 27 Min. östl. L. liegt, ist ein recht hübscher Wasserspiegel, der eine Länge von sechs bis acht englischen Meilen hat und eine Breite von einer bis zwei Meilen. Er bildet so ziemlich ein Dreieck, aus dessen einem

Winkel sich ein Canal nach dem südlichen Lotembwa öffnet. Der See ist sehr fischreich.

Am 14. Juni gelangte Livingstone zu einer Gruppe kleiner Dörfer, die unter dem früher schon erwähnten Häuptling Katema standen. Die Gegend muß von Krankheiten sehr heimgesucht sein, denn auf die Frage nach alten Bekannten bekam man fast immer zur Antwort: „Ba hola“ d. h. „es geht besser,“ oder auch: „er ist wieder gesund.“ Am 19. Juni wurde der südliche Arm des Dilolo überschritten, das Wasser reichte an der Furth bis an den Gürtel; der Uebergang wurde durch die Menge von Binsen und Arum sehr erschwert. Drei Meilen weiter östlich kam man an den südlichen Lotembwa, der mitten durch ein kleines zwei Meilen breites Thal fließt und viele mit dichtem Gehölz bewachsene Inseln hat. Seine Breite betrug hier an 250 Fuß. Zur Regenzeit ist das Thal ganz überfluthet, und wenn sich das Wasser zurückzieht, so haben die Einwohner Fische im Ueberfluß, die sie mit Reusen fangen. Allein es bleibt auch mit den Fischen eine dichte Lage vegetabilischer Stoffe zurück, die sich zersetzen und zahlreiche Krankheiten hervorrufen. Man ging nun auf der großen Ebene, die sich am nördlichen Ufer des Liba ausbreitet, weiter und überschritt den Fluß, dessen Wasser jetzt, mitten im Winter, früh Morgens eine Temperatur von 47 Gr.

hatte. Die der Atmosphäre war 50 Gr., und bei der großen Feuchtigkeit der Luft empfand man den Eindruck einer sehr strengen Kälte. Nichtsdestoweniger schien die Sonne am Tage ungemein heiß und an den schattigsten und frischesten Stellen hob sich das Thermometer auf 88 bis 90 Gr. und blieb auch am Abend noch auf 76 bis 78 Gr. stehen.

Bevor man Schinte's Stadt erreichte, führte der Weg durch eine Menge Dörfer der Balobale, die ihren Häuptling Kanganke verlassen hatten, um nicht an die Mambari verkauft zu werden. Der Empfang bei Schinte war sehr herzlich. Livingstone hatte aus Angola die Samen verschiedener Fruchtbäume mitgebracht und legte hier eine kleine Pflanzschule von Orangen-, Feigen-, Oliven-, Flaschenbäumen, Kaffee, Araga's und Papaya's an. Die Balonda kannten den Werth dieser Früchte sehr wohl, hatten selbst aber bis dahin nur wilde gehabt. Eine derselbe, welche eßbar ist, giebt, gekocht, eine Menge Del, mit denen man das Haar und den Leib einsalbt. Livingstone pflanzte nun auch den Samen der Delpalme, die weit ergiebiger ist als der einheimische wilde Baum. Es giebt überhaupt sehr wenig Palmbäume in dieser Gegend. Auch die Begleiter des Reisenden, die gleichfalls mancherlei Sämereien in Angola gesammelt hatten, vertheilten sie hier an ihre Freunde. Manche hatten sogar in kleinen Näpfen Zwiebeln, Knoblauch

und Pfeffer mitgebracht. Da die Höfe der Balonda mit Tabak, Zuckerkohr und allerhand Gemüse bepflanzt waren, so durfte man hoffen, daß nicht minder der neue Anbau die rechte Pflege finden werde.

Nach einer Tageshitze von 96 Gr. F. im Schatten war die Kälte des Abends, an welchem das Thermometer um einige zwanzig Grad fiel, sehr empfindlich. Am Morgen schwankte es zwischen 42 und 52 Gr., und die Balonda verlassen daher ihre Feuerstellen in dieser Jahreszeit des Morgens nie vor neun oder zehn Uhr. — Schinte's Stadt liegt auf 12 Gr. 37 Min. 35 Sec. südl. Br., 22 Gr. 47 Min. östl. L.

Am 6. Juli brach man nach dem Dorfe der Nyamoana auf, der Schwester des Häuptlings, die ihren Mann verloren hatte und seitdem an dem Flusse Lofuje wohnte; denn die Balonda bleiben nie an dem Orte, wo der Tod ihre Familie heimgesucht hat. Nyamoana ließ dem Reisenden fünf Kähne, um damit den Liba abwärts zu fahren.

Die Balonda bauen, um auf dem Wasser zu jagen, eine Art sehr kleiner, leichter und spitziger Fahrzeuge, welche die Wellen rasch durchschneiden und in denen nur zwei Personen Platz haben. Livingstone's Begleiter kauften ihnen mehrere ab und bezahlten für jedes Stück eine Schnur Glasperlen, die so lang war wie der Kahn.



Die Ufer des Loba waren von zahlreichen Heerden wilder Thiere belebt. Am Liambye und Ghobe hatte man eine Menge kleiner grüner Frösche getroffen, die sich mit außerordentlicher Sicherheit auf den Blättern großer Grasarten wiegten. Hier an den Ufern des Loba begegnete man einer hellgrünen etwa einen Zoll langen Kröte, die sich wie eine Fliege an jedes noch so senkrecht hängende Blatt klammerte.

Unweit des kleinen Makondoflusses (13 Gr. 23 Min. 12 Sec. südl. Br.) wimmelte es von der Tsetse, deren Biß auch der Reitochse Livingstone's zum Dpfel fiel. Man hatte an Frau Manenko, deren Dorf etwa fünfzehn Meilen vom Loba entfernt lag, eine Botschaft geschickt, und nicht lange, so erschien auch ihr Mann Sambanza und brachte eine Menge Lebensmittel als Geschenk mit; Manenko selbst, die sich den Fuß verletzt hatte, konnte nicht kommen. Sambanza befestigte die Freundschaft mit den Makololo durch eine Ceremonie, die Kasendi genannt wird und in folgender Weise vor sich geht. Zwei Personen, hier Sambanza und Pitsane, reichen sich die Hand, und nun werden leichte Einschnitte gemacht in die Hände, auf die Magengrube, die rechte Wange und die Stirn. Das hervortretende Blut wird mit Hülfe eines Grashalms in zwei verschiedene Krüge mit Bier gemischt, und jede Partei trinkt dann in

dieser Mischung das Blut der andern. Die Freundschaft, welche dadurch geschlossen wird, ist unauflöslich. Während sie trinken, schlagen die Umstehenden mit kleinen Keulen auf die Erde und bekräftigen durch gewisse herkömmliche Redensarten den Abschluß des Bundes. Der Rest des Biers wird herumgereicht. Die beiden Hauptbetheiligten der Ceremonie, die man von jetzt ab als Blutsverwandte betrachtet, sind verpflichtet sich gegenseitig von jeder drohenden Gefahr Nachricht zu geben. Wären z. B. die Makololo gesonnen, die Balonda anzugreifen, so müßte Pitsane Sambanza davon in Kenntniß setzen, und ebenso umgekehrt. Die Ceremonie endet damit, daß sich die beiden nunmehrigen Blutsverwandten mit dem Besten beschenken, was sie besitzen. So empfing Manenko's Gatte zum Abschied einen vollständigen Anzug von grüner Serge mit rothem Besatz, den Pitsane aus Loanda mitgebracht hatte, und Pitsane wurde mit zwei Muscheln beschenkt, ähnlich der, die Livingstone von Schinte erhalten hatte.

Auch Livingstone kam zufällig mit einer jungen Frau in solche Blutsverwandtschaft. Sie hatte am Arm eine Geschwulst, von der er sie durch eine Operation befreite. Dabei spritzte ihm etwas Blut in's Auge. Du warst schon vorher mein Freund, sagte die Negerin, jetzt bist du mein

Blutsverwandter, und wenn du wieder einmal hieher kommst, so laß es mich wissen, damit ich dir Essen koche.

Livingstone's Begleiter schlossen überall, wo sie einen freundlichen Empfang fanden, solche Freundschaftsbündnisse. Mahorisi hatte sogar in dem Dorfe Katema's und Pitsane in Schinte's Stadt eine Frau genommen. Die Balondahauptlinge begünstigen dergleichen Verbindungen sehr, weil ihnen dadurch ein freundliches Verhältniß zu den Makololo erhalten wird.

Ein wenig unterhalb der Vereinigung des Liba und des Liambye begegnete man einer Anzahl Jäger vom Mambowestamme, die getrocknetes Fleisch von Flusspferden, Büffeln und Alligatoren bei sich führten. Sie überlisteten die Thiere, indem sie sich die Haut eines Antilopenkopfes mit den Hörnern daran über den Kopf ziehen oder auch eine Mütze mit einem Kranichskopfe aufsetzen. So aufgeputzt kriechen sie durch das Gras an ihre Beute heran, ohne daß sie dem Wild, auch wenn sie den Kopf emporheben, Verdacht erwecken.

Am 27. Juli traf der Wanderzug wieder in Libonta ein. Man empfing ihn mit unbeschreiblichem Jubel. Die Frauen tanzten ihm entgegen, indem sie ihren lauten Zuruf mit den ausdrucksvollsten eigenthümlichen Gebärden begleiteten. Sie bedeckten die Hände und das Antlitz ihrer wie-

dergefundenen Freunde mit Küffen und warfen so viel Staub in die Höh', daß Livingstone endlich froh war, zu den Männern zu gelangen, die in der Kotla versammelt waren, wo sie, würdevoll nach den Gesetzen der afrikanischen Etikette, der Ankommenden harrten. Niemand hatte mehr an ihre Rückkehr geglaubt, denn die geschicktesten Wahrsager hatten sie ja längst für todt erklärt. Nachdem Livingstone Allen für den herzlichen Empfang gedankt hatte, setzte er die Ursachen ihrer verzögerten Rückkehr auseinander und überließ dann seinen Gefährten die Freude, ihre Reiseabenteuer ausführlich vorzutragen. Mitsane erzählte eine ganze Stunde lang, rühmte das Wohlwollen der weißen Leute und schloß damit, Livingstone habe weit mehr gethan, als er den Makololo versprochen; er habe ihnen nicht nur den Weg zu den Weißen eröffnet, sondern auch unterwegs unter den Häuptlingen selbst Frieden und Eintracht hergestellt. Jetzt nahm der Älteste in der Versammlung das Wort, und indem er darauf anspielte, daß Sefeletu leider inzwischen zwei Raubzüge unternommen habe, bat er Livingstone, dennoch den Makololo sein Wohlwollen nicht zu entziehen, sondern den Häuptling wie ein Vater zu ermahnen.

Am nächsten Tage wurde Gottesdienst gehalten. Livingstone's Begleiter erschienen in einem vollständigen weißen Anzuge nach europäischem Schnitt und rothen Mützen.

Ihr Aussehn war in der That ganz stattlich. Sie gaben sich große Mühe so zu marschieren wie die Soldaten, welche sie in Loanda gesehen hatten, nannten sich Livingstone's Batlabani d. h. die Braven, nahmen während des ganzen Gottesdienstes die Flinte nicht von der Schulter und erregten bei Frauen und Kindern eine enthusiastische Bewunderung.

Die Eingebornen bewiesen sich sehr freigebig; die Männer schenkten den Reisenden zwei Ochsen und die Frauen versahen sie reichlich mit Milch, Butter und Mehl. Wenn Livingstone sein Bedauern aussprach, ihnen kein Gegengeschenk machen zu können, weil sie sämmtlich durch die Habsucht der Chiboque und den Aufenthalt unterwegs, in Folge von Krankheit, ihre Vorräthe verbraucht hätten, so erwiederten sie freundlich: Das thut nichts, ihr habt uns einen Weg eröffnet, und nun werden wir Schlaf (d. h. Ruhe) haben. Auch Fremde kamen in Menge herbei, oft ziemlich weit her und selten mit leeren Händen.

In gleicher Weise war der Empfang im ganzen Barotsethal. Jedes Dorf gab einen, manchmal auch zwei Ochsen. Und dieses uneigennützigte Wohlwollen war um so mehr zu schätzen, als die Hinreise nach dem Lande der Weißen, das für die Quelle alles Wünschenswerthen gilt, wohl in den Meisten die Hoffnung auf Geschenke angeregt

hatte. In mehreren Dörfern säete Livingstone Palmsamen aus. Die Pflanzen gingen auch auf, wurden leider aber durch die Mäuse, von denen das ganze Land wimmelt, wieder abgefressen.]

Am 31. Juli brach man von Libonta auf. In dem Dorfe des Häuptlings Chitlane wurden die Reisenden mit jungen Einkololo (*Anastomus lamelligerus*) beschenkt. Es ist ein schwarzer Vogel, etwas größer als eine Krähe, der sich von Schalthieren nährt und gesellig im Rohr nistet. Da der Einkololo immer an der nämlichen Stelle brütet, so ist diese den Eingebornen sehr wohl bekannt, und zu gewissen Zeiten läßt der Häuptling, der ein ausschließliches Recht darauf hat, die Mehrzahl der Jungen fortnehmen. Der Ertrag dieser „Erndte“, wie man hier zu Lande sagt, belief sich auf 165 noch nicht flügge Vögelchen. Ausgewachsen traf man sie in großen Schaaren an den Ufern des Liambye an, sie sahen aber mager und verkommen aus, wogegen die Jungen sehr fett waren. Geröstet gelten die letzteren bei den Barotse für einer der köstlichsten Leckerbissen, und die „Erndte“ giebt immer zu Festmahlen Veranlassung.

Das Dorf Chitlane's liegt, wie alle Ortschaften im Barotsethal, auf einer Anhöhe, die von der Fluth bisher nie erreicht wurde; in der letzten Regenzeit aber war sie

doch nahe daran überschwemmt zu werden, und jetzt gab es, wie immer, wenn sich das Wasser zurückgezogen hat, außerordentlich viel Kranke. Der Temperaturwechsel, dem man täglich hier unterworfen ist, muß für die Gesundheit sehr nachtheilige Folgen haben. In Chitlane befindet sich ein echter indischer Banianenbaum, der sich vermittelst der Ausläufer, die von seinen Zweigen ausgehen und in der Erde Wurzel schlagen, weshalb ihn auch die Eingebornen More oa maotu, d. h. Baum mit Beinen nennen, über einem beträchtlichen Raum ausgebreitet hat. Es ist bemerkenswerth, daß alle Bäume dieser Familie bei den Negern Gegenstände der Verehrung sind; vom Barotsethal bis nach Loanda betrachtet man sie als Schutzmittel gegen alles Böse.

Am 1. August traf Livingstone in Naliele ein, wo er Mpololo in größter Betrübniß fand, weil seine Tochter mit ihrem eben erst gebornen Kinde von einem Makololo in der Nacht erwürgt worden war. Um sein Verbrechen zu verbergen, hatte der Mörder die Hütte in Brand stecken wollen; das Geräusch der Hölzer, die er an einander rieb, um Feuer zu bekommen, hatte jedoch einen Diener aufgeweckt: man ergriff ihn und warf ihn nebst seiner Frau, die um sein Vorhaben wußte, in's Wasser. Livingstone's Begleiter waren von der herzlichen Aufnahme, die ihnen

überall zu Theil wurde, sehr erfreut; dagegen wurde ihnen eine andere Ueberraschung zu Theil, an die Niemand gedacht hatte. Die meisten ihrer Frauen hatten sich inzwischen an andre Männer verheirathet. Da die Neger in der Vielweiberei leben, so war der Fall allerdings minder empfindlich, und Maschauana, der gleichfalls eine seiner Frauen auf diese Art verloren hatte, sagte daher auch: „Es giebt ja Weiber so viel wie Gras, und ich werde schon seine Andre dafür finden.“ Uebrigens erhielten auf Befehl des Häuptlings alle Männer, die nur eine Frau hatten, dieselbe, falls sie es wünschten, von ihrem zweiten Manne zurück.

Am 25. August ging der Winter zu Ende und die Bäume am Ufer sängen an zu knospen und zu blühen. Man hatte Maliele am 13. August verlassen und fuhr nun den Siambye abwärts nach Seschefe. Bewunderswürdig ist der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Thierlebens in dieser Gegend. Kaum beginnt der Fluß zu wachsen, so kommt der Ibis (*I. religiosa*) in Schwärmen an von mehr als fünfzig Stück, begleitet von einer zahllosen Menge Wasservögel jeder Art. Auf einer Sandbank zählte Livingstone nicht weniger als 300 Pelikane, und Enten erlegte er 14 auf einen Schuß. Die Ufer sahen ganz bunt aus von Vögeln verschiedener Farben, während über dem Wasserspiegel die Möve schwebte. Die Unmasse kleiner Vögel,



die von Insekten leben, beweist, daß sich auch diese hier reichlich vermehren. Wenn man den Fluß entlang durch die Büsche geht, die am Rande wachsen, so wird man zuweilen von Hornissen gestochen, die ihr Nest an einem Zweige aufhängen. Der Stich, den dies Insekt gewöhnlich in der Nähe des Auges beizubringen sucht, wirkt wie ein starker elektrischer Schlag. Anfangs tritt eine vollständige Bewußtlosigkeit ein, der aber bald ein ungemein schmerzhaftes Brennen folgt. Außerhalb seines Nestes ist dieses Thier, welches die Betschuanen Murotuani nennen, sehr furchtsam; in der Brunstzeit aber wird es ein verwegener Feind und verfolgt Jeden, der unglücklicher Weise an sein Nest streift, bis auf dreißig und vierzig Schritt. Zwischen Nameta und Sekhosi haust die Tsetse; allein es giebt auch hier noch ein langbeiniges und dürres Insekt, das in seiner Weise ein blutdürstiger Tiger ist, sich gierig auf die Tsetse und andere Fliegen stürzt, sie ausfaugt und dann den Körper fortwirft.

In Linyanti fand Livingstone seinen Wagen sowie alles Uebrige, was er im Jahre 1853 dort zurückgelassen hatte, in gutem Zustande wieder. Eine große Volksversammlung wurde berufen, um den Bericht über die Reise mit anzuhören und der Empfangnahme der Geschenke beizuwohnen, welche die Heimkehrenden aus Loanda für Se-

Seletu mitgebracht hatten. Die Erzählung der abenteuerlichen Erlebnisse überließ Livingstone wieder seinen Reisegefährten, die damit schlossen, sie wären bis am Ende der Welt gewesen und nur wieder umgekehrt, weil die Erde dort aufgehört habe. Dann habt ihr auch wohl, fragte ein alter Schlaufkopf, Ma-Robert (Frau Livingstone) gesehen? Nun mußten sie denn doch zugeben, daß Ma-Robert noch über das Ende der Welt hinauswohne und daß sie nicht bis zu ihr hätten kommen können. Die Geschenke aus Loanda erregten große Freude und als Seletu am nächsten Sonntag in seiner Oberstenuniform in der Kirche erschien, so gaben sie weit mehr Acht auf ihn als auf die Predigt.

Der erste günstige Erfolg hatte dem Häuptling so viel Lust und Muth gemacht, daß er alsbald dem Araber Ben Habib aus Zanzibar die Führung einer zweiten Karawane anvertraute, welche Elfenbein nach Loanda bringen sollte. Auch kam der Zug, wie Livingstone später hörte, glücklich dort an, wenngleich das Elfenbein, welches Ben Habib schon im Innern an portugiesische Händler verkauft hatte, nun für Rechnung dieser nach der Küste gebracht wurde.

Die Makololo hatten in Livingstone's Abwesenheit zwei Raubzüge unternommen und eine Menge Vieh erbeu-

tet. Da namentlich der eine gar nicht zu rechtfertigen war, so unterließ es der Missionair nicht, Seseletu unter vier Augen darüber väterlich in's Gewissen zu reden. Die Handelsverbindung mit der Westküste erschien den Makololo so lockend, daß in einer Volksversammlung ernsthaft darüber berathschlagt wurde, ob es nicht besser sei, wenn sich ihr Stamm gänzlich im Barotssethal niederließe, um so den Weißen näher zu sein. Dagegen brachten einige von den alten Leuten vor, daß man damit die Bertheidigungsklinie aufgäbe, die ihnen der Zambesi und der Chobe gegen die Matebele gewährten. Auch haben die Makololo im Allgemeinen eine große Abneigung gegen das Barotssethal, weil es alljährlich nach dem Ablauf des Wassers vom Fieber heimgesucht wird. Die heftigen Regengüsse, die zeitweiligen Ueberschwemmungen, die außerordentliche Fruchtbarkeit, die Zersetzung der vegetabilischen Stoffe, die nach dem Rücktritt des Wassers in einer tropischen Sonnengluth vor sich geht, die Dichtigkeit der Wälder, welche der Luft keinen Durchzug gestattet, dies Alles macht das Klima dieses Thales, das von den Makololo nur als eine treffliche Viehstation benutzt wird, sehr ungesund. Das Fieber ist allerdings fast die einzige Krankheit, aber es ist auch sehr bössartig. Ob das Klimafieber nicht überhaupt die Schranke ist, die sich im Allgemeinen der Cultivirung Südafrika's durch

Europäer entgegenstellt, muß von der Zukunft noch entschieden werden.

Da sich Livingstone überzeugt hatte, daß der Weg nach Loanda mit Fuhrwerken nicht zu passiren sei, so überlegte er, nach welchem Punkte der Ostküste er nun seine Schritte richten solle. Araber, welche aus Zanzibar hiehergekommen waren, hatten unterwegs nur friedliche Stämme vorgestanden, und versicherten, daß die Häuptlinge der Batutu, Baroro und Bagogo nordöstlich vom Cazembe der Reise durch ihr Gebiet gewiß nicht hinderlich sein würden. Zehn Tagereisen jenseit des Cazembe, sagten sie, gehe der Weg um das Ende des Tanganjika-Sees herum und am südlichen Ufer finde man Rachen zur Ueberfahrt. Zu dieser brauche man drei Tage — was auf eine Breite von 40 bis 50 englische Meilen schließen läßt — und übernachte auf einer Insel. Die Rähne werden mit Stangen fortgestoßen, ein Beweis, daß das Wasser nicht tief ist. Weiterhin wird der Weg durch eine Menge kleiner Flüsse und drei große Ströme durchschnitten. Schien es nach diesen Angaben gewiß, die Ostküste auf dem bezeichneten Wege erreichen zu können, so wünschte Livingstone doch die Reise lieber zu Wasser als zu Lande zu machen und entschloß sich, den Zambesi dafür zu wählen. Dazu riethen auch die Makololo, welche das ganze Land ostwärts bis an die

Mündung des Kafue in den Zambesi kannten, weil sie früher hier ihren Wohnsitz hatten.]

Der September näherte sich schon seinem Ende und jeden Tag erwartete man das Eintreten der Regenzeit; der Himmel war mit Wolken bedeckt, der Wind wehte heftig aus Osten, und die Hitze war unerträglich. Die Makololo riethen sämmtlich zu warten, bis der Regen die Erde erfrischt haben würde, und da Livingstone, wenn er jetzt gereist wäre, ohne Zweifel auf's Neue das Fieber bekommen hätte, so beschloß er seine Abreise noch aufzuschieben.

Das Land zwischen dem 17. und 18. Breitengrade ist trocken und staubig; erst nördlich davon beginnt die feuchte Zone. Die Hitze stieg im October so hoch, daß, selbst im Schatten und von der Luft geschützt, das Thermometer am Tage 100 Gr. F. zeigte; im Freien erhob es sich auf 110 Gr., sank des Abends auf 89 Gr., gegen 10 Uhr Nachts auf 80 Gr. und ging dann bis Sonnenaufgang auf 70 Gr. herunter. Dies ist im Allgemeinen in je 24 Stunden der kühlste Zeitpunkt. Während der größten Hitze gehen die Eingebornen nicht aus ihren Hütten heraus, die während des Tages eine angenehme Temperatur haben, des Nachts aber, bei dem Mangel jedes Luftzuges, zum Ersticken sind. Wer die Mittel dazu hat, trinkt in einem fort Boyaola, d. i. eine Art Bier, und der Schweiß, in

welchen die Trinker gerathen, scheint ihnen durch die beständige Verdunstung ein Gefühl von Frische zu erzeugen. Die Dienerschaft des Häuptlings verbringt die Zeit mit Lärmen, Scherzen, Lachen und allerhand Possen. Des Abends wird bei Mondschein bis nach Mitternacht getanzt, die Frauen bilden einen Kreis um die Tänzer und klatschen in die Hände, während die Alten mit Bewunderung zusehn und von Zeit zu Zeit ausrufen: Das ist doch wirklich sehr hübsch!

981788 — 931923

Kurz vorher, ehe der Araber Ben Habib nach Loanda aufbrach, verlangte er die Tochter Sebituane's zur Frau. Die Araber gehn sehr gern solche Verbindungen ein; denn sie erlangen dadurch einen Einfluß, der ihnen die Möglichkeit gewährt nach und nach den ganzen Stamm für den Glauben Mahomets zu gewinnen. Manchunyane, die Tochter Sebituane's, war etwa zwölf Jahr alt und ihre Hautfarbe nicht dunkler als die der Araber. Sie hatte auch ein ganz arabisches Gesicht. Livingstone, der als ein Busenfreund ihres Vaters um Rath gefragt wurde, sprach sich gegen die Heirath aus, da man nicht wisse, wo der Araber sie hinführen werde; er zweifelt indeß nicht, daß Ben Habib seinen Antrag später erneuern und doch zum Ziel gelangen werde. Die jungen Mädchen werden hier sehr selten um ihre Einwilligung gefragt. Es geschah indeß bei einer

Dienerin Sekeletu's, die in den Augen der Makololo für eine große Schönheit galt und um deren Hand sich gleichzeitig nicht weniger als fünf Bewerber stritten. Der Häuptling, bei dem sie ihr Gesuch anbrachten, befahl den fünf Liebhabern sich in einer Reihe vor dem jungen Mädchen aufzustellen, und überließ ihr die Wahl. Zwei davon wollten sich dieser Musterung nicht unterziehen, obgleich sie außerdem wenig danach gefragt hätten, ob sie der Schönen gefielen oder nicht. Dagegen stellten sich die übrigen drei Stuger, die ein größeres Selbstvertrauen hatten, kerzengerade vor das junge Mädchen hin, das ohne Zögern den Hübschesten wählte. Der verdrießliche Ausdruck, der auf den dunklen Gesichtern der unglücklichen Heirathscandidaten, die von allen Anwesenden mit einem lauten Gelächter begrüßt wurden, zum Vorschein kam, war überaus ergötzlich.

Sekeletu hörte nicht auf, für die Bedürfnisse des Missionairs auf das Freigebigste Sorge zu tragen. Die Abreise war auf den 20. October festgesetzt, doch der Häuptling weigerte sich ihn eher fortzulassen, als bis der erste Regenschauer gefallen sei. Das war auch in der That vernünftig; denn in der Sonne stand das Thermometer auf 138 Gr. F., im Schatten auf 108 Gr., und selbst bei Sonnenuntergang hielt es sich noch auf 96 Gr. Livingstone bemerkt hierbei, nach seinen Erfahrungen habe das

Blut eines Europäers eine höhere Temperatur als das eines Afrikaners. Wenn er das Thermometer unter seine Zunge hielt, so stieg das Quecksilber auf 100 Gr., bei den Eingebornen nur auf 98 Gr. Es gab viel Kranke, was gar kein Wunder war, denn im Innern der Stadt hatte die Ueberschwemmung noch einen großen Sumpf zurückgelassen. Selbst auf der Ebene zwischen Vinyanti und Gescheke war das Wasser noch nicht ganz verschwunden, die Fluth hatte diesmal eine größere Höhe erreicht, als gewöhnlich und lange Zeit konnte man von einem Ort zum andern zu Rahne fahren, das ist in gerader Linie 120 englische Meilen. Livingstone fand eine Menge Wasserlachen, die, als man hindurchging, einen starken Geruch von Schwefelwasserstoff ausathmeten. Zu andern Zeiten des Jahres zeigt sich in diesen Vertiefungen ein Ausschlag von Salpeter, so wie eine Menge Leim, der wahrscheinlich von der Zersetzung der vegetabilischen Stoffe herrührt, welche dem Fieber überall großen Vorschub leistet.

Da Vinyanti mindestens 7000 Einwohner zählte, so wurde die ärztliche Hülfe Livingstone's unaufhörlich in Anspruch genommen. Auch kamen eine Menge Leute zu ihm, nur um den weißen Doctor gesehen zu haben. Als Missionair hatte er einen sehr zweifelhaften Erfolg. Die Masse war stumpf und theilnahmlos; doch selbst die Begabteren



klagten über ihr schlechtes Gedächtniß; sie wußten nicht wie es zugehe, aber die wunderbaren Dinge, die ihnen Livingstone erzähle, liefen aus ihren Herzen davon. Der Charakter der Makololo ist ein eigenthümliches Gemisch von gut und böse. Ihre Handlungsweise war zuweilen sehr edel und dann wieder ganz schlecht, ohne daß Livingstone die Beweggründe für das Eine oder das Andre auffinden konnte. Die Wohlthätigkeit, wie sie in civilisirten Ländern geübt wird, kennen sie nicht. Sie geben allerdings Beweise von Güte und Freigebigkeit, gegen Arme aber sie sind hart und erweisen sich nur wohlwollend, zum irgend einen Gegendienst zu empfangen. Um einen Armen, der keine Anverwandten hat, bekümmert sich Niemand; man reicht ihm nicht einen Trunk Wasser, wenn er am Fieber daniederliegt, und wenn er stirbt, trägt keiner Sorge den Leichnam zu beerdigen, sondern man wirft ihn auf's freie Feld und überläßt ihn den Hyänen und Geiern. Nur die Angehörigen des Todten berühren seine Leiche. Livingstone war öfter Zeuge von der äußersten Herzlosigkeit, mit der man fremde Kinder vor Hunger umkommen ließ; aber er fand auch Männer und Frauen, die sich der Waisen reich annahmen und sie aufzogen.

Sekeletu war ein großer Freund vom Zucker, und so lange der Zucker, welchen Livingstone von Angola mitge-

bracht hatte, vorhielt, fand sich der Häuptling bei den Mahlzeiten des Missionairs ein. Das Zuckerrohr war Seseletu wohl bekannt, da es im Barotsethal angebaut wird; allein er wußte nicht, daß man Zucker daraus gewinnen könne, und als ihm Livingstone die Zubereitung desselben erklärt hatte, bat er ihn, Elfenbein mitzunehmen und ihm eine Zuckermühle dafür einzukaufen. Ebenso bestellte er sich Anzüge von allen möglichen Farben, Glasperlen, Draht, eine schöne Flinte und sonst noch Alles, was von schönen Sachen im Lande der Weißen zu finden sei. Auch nach Pferden trug er großes Verlangen, um sie zur Jagd zu benutzen. Die Esel, welche Livingstone aus Loanda mitgebracht hatte, machten den Makololo große Freude; nur daß sie anfangs über das Nahgeschrei derselben mehr erschrafen als über das Brüllen eines Löwen. Da die Esel von dem Stich der Tsetse nichts zu fürchten haben, so waren sie in der That für diese Gegenden ein vortrefflicher Erwerb.

Als am 27. Oktober mit dem Nordostwind der erste Regen fiel, konnte Livingstone sich endlich zur Reise rüsten. Seseletu's Mutter schenkte ihm einen Sack voll Erdnüsse, die sie in Sahne mit ein wenig Salz geröstet hatte, ein Essen, das hier zu Lande der Tafel eines Häuptlings würdig geachtet wird. Die Führerschaft der Begleiter, welche

Sekelatu dem Reisenden mitgab, wurde Sekwebu und Kanyata anvertraut, von denen der Erstere, der als Gefangener lange Zeit bei den Matebele gelebt hatte, das Land zu beiden Seiten des Zambezi genau kannte und überhaupt ein sehr verständiger Mann war.

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Einyanti. — Der Batokahäuptling Sekote. — Die Wasserfälle des Zambesi. — Menschenschädel als Trophäen. — Sitte des Zahnausbrechens bei den Batoka. — Schwarze und weiße Ameisen. — Mutokwane-Raucher. — Büffelvögel. — Die Batonga. — Der Batokahäuptling Monze.

Am 3. November verließ Livingstone Einyanti, begleitet von Sekeletu und gegen 200 der angesehensten Makololo. Unter furchtbaren Regengüssen, einem wahrhaft tropischen Donner und Blitzen, die, in acht bis zehn Arme gespalten, den Nachthimmel durchleuchteten, um die Finsterniß im nächsten Augenblick nur um so undurchdringlicher zu machen, wurde der Weg nach Sesheke fortgesetzt. Hier schenkte der Häuptling dem Reisenden zwölf Ochsen, darunter drei Reitochsen, versah ihn mit einem reichlichen Vorrath von Butter und Honig und gab ihm außerdem noch eine Anzahl Hacken und Glasperlen, um dafür an den

Wasserfällen einen Nachen zu kaufen. Gold und Silber würden in jenen Gegenden, wo sie gänzlich unbekannt sind, keinen Werth gehabt haben. Ueberhaupt sorgten Seseletu und seine Makololo für Alles, was zu der Reise nach der Ostküste erforderlich war, und die Möglichkeit dieses Unternehmens hing allein von ihrer Freigebigkeit ab. Livingstone selbst hatte nichts, denn die Waaren, welche er in Loanda eingekauft hatte, waren verbraucht.

In Geschehe schloß sich der dortige Statthalter, der Oheim Seseletu's, Moriantiane, dem Zuge an. Livingstone brachte eine Nacht auf der Insel Mparia zu, die an der Mündung des Chobe in den Zambesi liegt. Weiterhin wird der Zambesi sehr breit und tief und bildet wiederum zwei große Inseln. Auf ihnen lebten früher Batokaneger, treulose Fährleute, welche die Wandernden, die sie übersetzen sollten, ihres Viehs beraubten und vor Hunger umkommen ließen. Sie wurden aber, wie schon erwähnt, von Sebituane überlistet und ausgerottet. Die Barotse glauben, daß in dieser Gegend des Stromes ein Ungeheuer auf dem Grunde verborgen liege und die Rähne, allen Anstrengungen der Ruderer zum Troß, festhalte. Es giebt aber gewisse Zaubersprüche, welche die Macht dieses furchtbaren Ungethüms zu bannen vermögen.

Zehn Meilen weiter kam man an die Insel Nampene,

bei der die Stromschnellen ihren Anfang nehmen, so daß man den Fluß verlassen und am Ufer entlang gehen mußte. Nachdem man den Lekone oder Lekwinefluß überschritten hatte, erreichte man Kalai, eine Insel, welche vormalig Sekote, dem letzten der von Sebituane verjagten Batokahäuptlinge, angehörte. Sie ist von hohen Felswänden umgeben und geschützt durch die reißende Strömung der engen und tiefen Kanäle zwischen der Insel und dem Ufer. Man sieht noch die Kotla des Häuptlings, geschmückt mit zahlreichen Stangen, auf welchen Menschenschädel stecken. Nicht weit davon ist sein Grabmal unter Bäumen, umringt von siebenzig ungeheuren Elefantenzähnen, die in den Boden mit der Spitze nach innen eingegraben sind. Das Grab selbst ist mit einem Haufen von dreißig andern belegt, welche die Angehörigen des Verstorbenen hieher brachten. Ein Theil dieser Zähne, die der Sonne und dem Regen nicht so ausgesetzt waren, ist noch gut erhalten. Uebrigens würde sich Niemand an diesem Grabe zu vergreifen wagen, denn die Eingebornen glauben, Sekote habe hier einen Zaubertopf vergraben, aus dem sich, wenn er ihn öffne, jedesmal eine Seuche verbreite.

Livingstone besuchte von hier aus den großen Wasserfall des Zambesi, dem er nach der Königin von England den Namen Victoriafall beilegte. Bei den Eingebornen hieß er

früher Schongwe, jetzt Mosioatunya (Mosi oa tunya d. h. „hier macht Rauch Getöse.“) Zwanzig Minuten hinter Kalai, sah man in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen die Dunst- oder Rauchsäulen des Falles emporsteigen; ganz so, als wären, wie dies in Afrika häufig vorkommt, große Strecken durren Grases in Brand gesteckt worden. Bald unterschied man fünf Säulen, deren Gipfel sich in die Wolken zu verlieren schien. Unten waren sie weiß, nach oben hin wurden sie dunkel, was sie dem Rauch um so ähnlicher machte. Die ganze Landschaft ist von unbeschreiblicher Schönheit, hohe Bäume von den verschiedensten Farben und Formen schmücken die Ufer des Stromes und die zahlreichen Inseln desselben. Mehrere dieser Bäume waren ganz mit Blüthen bedeckt. Der massenhafte Baobab, von dem jeder Arm schon für sich den Stamm eines ansehnlichen Baumes abgeben würde, breitet sich aus neben einer Gruppe schlanker Palmen, deren federartige Blätter sich am Himmel abzeichnen. Der silberfarbene Mohonono, der an die Ceder des Libanons erinnert, bildet einen anmuthigen Gegensatz zu dem dunklen Motfuri mit cypressenartigem Wuchs und scharlachrothen Früchten. Manche Bäume haben Aehnlichkeit mit unsern Eichen, andre mit Ulmen und Kastanienbäumen. Dieser entzückenden Landschaft, die jetzt zum erstenmal von dem Auge eines Europäers bewun-

bert wurde, fehlt nur ein Hintergrund mit hohen schneebedeckten Berggipfeln, denn die bewaldeten Anhöhen, welche den Fall auf drei Seiten umgeben, erheben sich nicht über drei bis vierhundert Fuß.

Eine halbe Meile oberhalb des Katarakts vertauschte Livingstone seinen Rachen mit einem sehr leichten Kahn, und die gewandten Ruderer brachten ihn glücklich mitten durch die Wirbel und vorspringenden Felsen zu einer Insel, die am Rande des Abgrundes liegt, in den sich die Wassermassen hinabstürzen. Bei hohem Wasserstande würde es jedoch unmöglich sein bis hieher zu gelangen. Das Wasser schien sich, selbst von hier aus, in solcher Nähe gesehn, in der Erde zu verlieren, denn der gegenüberliegende Rand der Spalte, in der es verschwand, war nicht über fünfzehn Fuß entfernt. Um das Räthsel zu lösen, kroch Livingstone bis an den äußersten Rand der Felswand und blickte dort in die Tiefe des Spaltes, der von einem Ufer des Zambesi bis zum andern reicht. Er sah nun einen Strom von 3000 Fuß Breite, der 100 Fuß tief hinabstürzte und dann plötzlich in einen Raum von 50 bis 60 Fuß Breite eingeengt wurde. Der Fall wird also ganz einfach durch einen Bruch des harten Basaltgesteins gebildet, der sich quer durch das ganze Bett des Stromes zieht und sich noch vom linken Ufer aus dreißig bis vierzig



Meilen weit durch eine Hügelfette fortsetzt. Wenn man rechts von der Insel in diesen Spalt hinab blickt, so unterscheidet man nichts als eine dichte weiße Wolke, die in dem Augenblick, wo Livingstone sie betrachtete, zwei schöne Regenbogen zeigte; zugleich erhebt sich aus der Wolke ein etwa 300 Fuß hoher Dampfstrahl, der sich oben verdichtet, so dunkel wie Rauch wird und in seinem Regen wieder herabfällt. Eine Gruppe immergrüner Bäume, in der Nähe des Spaltes, wird unaufhörlich benetzt, und eine Menge kleiner Bäche fließen aus ihren Wurzeln dem Abgrunde zu, ohne denselben je zu erreichen, denn die aufsteigende Dampfsäule, der sie begegnen, führt sie wieder empor. Auf der linken Seite der Insel kann man den etwa hundert Fuß tiefen Fall der schäumenden Wassermasse verfolgen, die der Verlängerung des Spaltes zurollt, der sich am linken Ufer abzweigt. Die Wände dieses Riesenspaltes sind senkrecht und aus einer gleichartigen Gesteinmasse gebildet. Da wo das Wasser hinabstürzt, hat es den Rand mehrere Fuß tief ausgewaschen, und durch die einzelnen Felsblöcke, die dort hinabgestürzt sind, hat er ein ganz gezacktes sägenförmiges Aussehen bekommen. Auf der entgegengesetzten Seite ist der Rand vollkommen gerade, mit Ausnahme der linken Ecke, wo sich ein Riß zeigt und ein Felsstück nahe daran scheint sich loszulösen. Im Allgemeinen befindet sich

der Spalt wohl noch in demselben Zustande, wie zur Zeit seiner Entstehung. Das Gestein ist dunkelbraun, bis etwa zehn Fuß aufwärts vom Fluß, wo es durch das Hochwasser, das alljährlich bis zu dieser Höhe steigt, eine andere Färbung erhält. Da wo Livingstone stand, nämlich auf der linken Seite der Insel, konnte er vollständig die Wassermasse überblicken, wie sie ihr Bett verläßt, in den Schlund hinabstürzt, in eine Schale so weiß wie Schnee, und in Stücke bricht, wenn man so sagen darf, von denen jedes Strahlen von Schaum aufsteigen läßt, wie etwa Stahlstäbe im Drygengas Funken sprühen. Das Ganze erschien wie eine Myriade von Schneekometen, die in den Abgrund stürzend ihren Schweif schäumend zurückließen.

Die fünf Dampfsäulen, die aus dem Schlund emporsteigen, werden offenbar durch den Druck gebildet, den die Wassermasse erleidet, wenn sie mit der ganzen Schwere ihres ungeheuren Gewichts in ein zu enges Behältniß fällt, dessen hartes Gestein ihr nicht nachgiebt. Drei von den Säulen sind stärker als die andern. Auf der Insel, sowie noch an zwei andern Stellen in der Nähe des Falles brachten drei Batofahauptlinge den Barimo ihre Opfer und Gebete dar. Den Fall im Angesicht und beim Getöse der Wässer erhoben sie ihre Anrufungen. Vielleicht empfinden sie beim Anblick dieses großartigen Schauspiels eine reli-

größte Furcht, weshalb sie gerade hier ihre Andacht verrichten. Der Fluß selbst hat für die Bewohner dieser Gegend etwas Geheimnißvolles, und im Gesang der Ruderer heißt es vom Zambesi: Niemand weiß woher er kommt und wohin er geht.

Livingstone kehrte nun nach Kalai zurück (17 Gr. 51 Min. 54 Sec. südl. Br., 25 Gr. 41 Min. östl. L.), von wo er mit Sekeletu am andern Tage noch einmal die in der Nähe des Falls liegende Insel besuchte und dort einen kleinen Garten anlegte, indem er etwa 300 Pfirsich- und Aprikosenerne nebst Kaffeebohnen pflanzte. Die Umhegung desselben übertrug er einem der Makololo. Bei hohem Wasserstande ist die Insel gar nicht zu besuchen; die Dampfsäulen sollen dann auf zehn Meilen weit sichtbar sein und ebensoweit das Getöse des Falles hörbar.

Am 20. November nahm Sekeletu von dem Reisenden Abschied, der nun mit 114 Mann, welche das Eisenbein des Häuptlings bis an die Küste tragen sollten, den Weg nördlich nach dem Lekone fortsetzte. Die Gegend, durch welche man kam, war von großer Schönheit. Sie hatte früher eine zahlreiche Batokabevölkerung, die eine Menge Heerden besaß, doch von den Makololo unter Sebituane's Anführung ausgerottet oder vertrieben wurde. Den 24. November brachte man in dem Dorfe des Batokahäuptlings

Moyara im Lekonethal zu. Moyara's Vater war ein mächtiger Häuptling gewesen, aber der Sohn hauste jetzt mit vier oder fünf Weibern und einer Handvoll Unterthanen nur auf Ruinen. Das elende Nest umgaben einige fünfzig Stangen mit Menschenschädeln. Sie gehörten Matebele, die auf der Flucht vor Sebituane krank und halb verhungert von Moyara's Vater erschlagen worden und deren Köpfe er nach Sitte der Batoka auf Stangen gesteckt hatte. Der Alte, der sich diese gräuliche That zu Schulden kommen lassen, ruht jetzt inmitten der Hütten seines Sohnes und ein Haufen angefaultes Elfenbein bezeichnet sein Grab. Manche von den Schädeln der Erschlagenen hatten Kindern gehört und Livingstone fragte den Häuptling, warum denn sein Vater auch diese Unschuldigen getödtet habe. Um seine Tapferkeit zu zeigen, lautete die Antwort. Als ihm Livingstone bemerklich machte, daß die Matebele, wenn sie wieder einmal hieher kämen, ohne Zweifel dafür Rache nehmen würden, entgegnete er, wenn sie kämen, so werde er die Schädel der Ihrigen wohl verstecken. Er war offenbar sehr stolz auf die Trophäen, die er der Grausamkeit seines Vaters verdankte. Wenn sich vormals ein Batoka bei einem Häuptling in Gunst setzen wollte, so unterrichtete er sich, wann irgend ein Fremder, der hieher gekommen war, seinen Weg wieder fortsetze, lauerte

ihm in der Nähe des Ortes auf, erschlug ihn hinterlistig und brachte seinen Kopf dem Häuptling, der ihn auf eine Stange steckte. Die Häuptlinge wetteiferten mit einander, wer von ihnen die meisten Schädel zusammenbrächte. Jetzt ist Moyara ganz von den Makololo abhängig und Livingstone's Begleiter zwangen ihn sogar, eine Strecke weit mit ihnen zu gehen und ihnen tragen zu helfen. Als ihn Livingstone von dieser Beschäftigung wieder erlöste, die ihm sehr zu mißfallen schien, ergoß er sich in Dankesgaben, sehr vergnügt, daß er zurückkehren und wieder bei seinen Schädeln ruhen konnte.

Am folgenden Tage kam man nach Namilanga, d. h. Brunnen der Freude, einer kleinen unter dem Schatten eines großen Feigenbaumes gegrabenen Cisterne, deren Wasser eine angenehme Frische hat. Hier ruhten vormals die mit Beute von ihnen Raubzügen Heimkehrenden aus, hier wurden sie mit Bier bewirthet, man machte Musik und alle Frauen der benachbarten Dörfer kamen herbei, um sie jubelnd zu empfangen. Aber das vormals so bevölkerte Land hat gegenwärtig ein wüstes verlassenes Aussehn.

Alle Batokastämme haben die sonderbare Gewohnheit, den jungen Leuten beiderlei Geschlechts die oberen Vorderzähne auszubrechen. Obgleich nun die Zähne der untern Vorderreihe dann sehr lang wachsen und die Unterlippe

in einer häßlichen Weise vordrängen, so hält sich doch kein junges Mädchen für vollgültig, bevor ihr nicht die Schneidezähne oben ausgebrochen sind. Alle Batoka haben in Folge dessen ein altes Aussehn und ihr Lachen ist sehr abstoßend. Nichtsdestoweniger halten sie an diesem unschönen Gebrauch so fest, daß selbst das strenge Verbot Sebituane's sie nicht davon abbringen konnte. Wenn man sie nach dem Grunde fragt, so ist die Antwort, sie wollten den Ohsen gleichen, während die Andern ja wie die Zebra's aussähen. Es ist bemerkenswerth, daß eine Menge Negerstämme den Ohsen verehren und das Zebra hassen. Das Ausbrechen der Zähne wird bei den Batoka in demselben Alter vorgenommen wie bei andern Stämmen die Beschneidung und wird gleichfalls als eine geheimnißvolle Ceremonie behandelt.

Die Batoka, die an den Ufern des Zambesi wohnen, sind im Allgemeinen von einer sehr dunkeln Hautfarbe, von dem niedrigsten und abstoßendsten Negertypus; dagegen hatten die Bewohner der höher liegenden Gegenden, zu denen man jetzt kam, häufig eine Farbe wie Milchkaffee. Auch unter Livingstone's Begleitern befanden sich eine Menge Batoka, die weit schwerer zu leiten waren, als die Andern, weil sie in Folge der Entartung ihrer Race, an der wohl die Roheit der alten Häuptlinge dieser Stämme die meiste

Schuld haben mag, weniger Intelligenz und auch weniger Gefühl hatten. Sie standen unter dem Befehl eines Makololo, ebenso die Banaschoa, die Baschubia und die Barotse, von denen die letztern, die sehr gute Schwimmer sind und Ruder bei sich führten, angewiesen waren, falls man ihnen die nöthigen Fahrzeuge verweigern sollte, in der Nacht welche zu stehlen. Die verschiedenen Stammgenossen bildeten ebensoviel verschiedene Abtheilungen, deren jede ihren besonderen Führer hatte, der ihnen Befehle gab und die Lebensmittel an sie austheilte. Auch hatte jede ihre Lagerstätte für sich.

Am 26. November setzte Livingstone über den Unguesi, einen kleinen Fluß, der gleich dem Lekone etwas oberhalb der Stromschnellen in den Zambesi fällt. Man kam unterwegs durch die Trümmer einer ansehnlichen Stadt. Die nämlichen Bäume, welche der Reisende beim Hinabsteigen nach der Westküste gefunden hatte, kamen auch jetzt wieder vor, z. B. eine Art Sterculia, der Baobab und der Mofchuka; der letztere trägt eine Menge kleiner apfelartiger Früchte, die wie Birnen schmecken, eine sehr harte Schale und vier Kerne haben. Der Baum erreicht eine Höhe von zwölf bis achtzehn Fuß, er gedeiht nicht im Tieflande, seine handbreiten Blätter sind hart und glänzend. Livingstone's Begleiter lebten mehrere Tage lang nur von seiner

Frucht. Hier stirbt Niemand Hungers, sagten die Batoka. Die Fruchtbäume leiden selbst von der Trockenheit nicht, außer zur Zeit der Blüthe. Eine eigenthümliche Frucht ist die Maneko, von dem Umfang einer Wallnuß; die hornige Schale spaltet sich in fünf Abtheilungen, von denen jede einen sehr wohlschmeckenden, klebrigen, zuckersüßen Stoff enthält. Auch der Mamoscho und der Motsuri kamen hier in Menge vor. Die Batoka aßen eine Bohne, welche sie Nju nennen, die in einer großen viereckigen Schote liegt. Damit ist indeß der Fruchtreichthum dieser Gegend keineswegs erschöpft. Zum erstenmal fand Livingstone hier Batoka, die in ihren Gärten Bäume pflanzten.

In der Nähe von Marimba begegnete man im Walde Schaaren schwarzer Ameisen, die von Raubzügen zurückkehrten. Livingstone hatte sie früher schon in verschiedenen Gegenden Afrika's und namentlich zu Kolobeng aufmerksam beobachtet. Ihre schwarze Farbe hat einen leichten Anflug von Grau, sie sind etwa einen halben Zoll lang und marschieren je drei oder vier in einer Reihe. Wenn man sie stört, so geben sie einen scharf zischenden oder eigenthümlich zirpenden Ton von sich. Sie haben eine kleine Anzahl von Führern, die nie etwas tragen, und deren Spur sie, wie es scheint, durch den Geruch folgen. Eines Tages goß Livingstone auf den Fußsteig, den ein Regiment schwarzer



Ameisen kurz vorher passirt hatte, Wasser aus und die Rückkehrenden geriethen nun in die größte Verwirrung, weil durch das Wasser die Bitterung unterbrochen war; sie suchten wohl eine halbe Stunde, eh' sie den nassen Fleck umkreisend, den Weg wieder auffanden. Wirft man eine handvoll Erde ihnen mitten auf den Weg, so wissen die Hintersten nicht mehr, wohin sie sich wenden sollen. Es entsteht ein unglaubliches Gewirr und Gezisch um diesen Unglücksberg herum und es herrscht eine vollständige Rathlosigkeit, bis endlich eine auf den Gedanken kommt auszubiegen, zufällig auf die Spur der andern geräth und so die übrigen nachführt, welche genau dieselbe Krümmung beschreiben. Dann dauert es nicht lange und der Anschluß an den Kopf der Colonne ist wieder hergestellt.

Wenn die schwarzen Ameisen einen Angriff auf die weißen machen, so ergreifen die letztern in einem Zustande der äußersten Verwirrung die Flucht. Die Generale der schwarzen, die sich durch ihre Größe vor dem gemeinen Volk auszeichnen, packen die weißen Ameisen eine nach der andern und versehen ihnen einen Stich, vorbei sie, wie es scheint, in die Wunde eine Flüssigkeit einsprizen, deren Wirkung der des Chloroforms ähnlich ist. Die Verwundeten werden so betäubt, daß sie kaum noch die Vorderbeine bewegen. Die schwarzen Anführer werfen sie nun bei

Seite und die Gemeinen kommen, um sie fortzuschleppen und zu verzehren.

Die Flüssigkeit in dem Stachel der schwarzen Ameise hat einen stark sauern Geschmack. Noch mehrere Insekten besitzen die Fähigkeit auf solche Art zu betäuben, z. B. ein Hautflügler, der sogenannte Maurer (*Pelopaeus Eckloni*). Er ist etwa  $1\frac{1}{4}$  Zell lang und kohlschwarz; wenn er in die Häuser kommt, so trägt er zwischen den Vorderfüßen ein Mörtelkügelnchen wie eine Erbse groß, baut sich eine Zelle so lang wie sein Körper und streicht den Mörtel so über die Wände, daß sie von innen und außen ganz glatt werden. Wenn Alles fertig ist, so bringt er sieben bis acht Raupen oder Spinnen herbei, die er durch die Flüssigkeit seines Stachels bewußtlos gemacht hat, und verproviantirt damit sein kleines Haus, um einer seiner eignen Larven, so lange bis sie ausgewachsen ist, frische Nahrung zu geben; denn die Lebenskraft der betäubten Insekten verhindert, daß sie austrocknen oder in Fäulniß übergehen. Sobald der Körper des jungen Pelopäus sich völlig entwickelt hat, durchbricht er die Zelle und fliegt fort, um ein selbstständiges Leben anzufangen. Man sieht ihn häufig, Flügel und Beine zu Hülfe nehmend, eine Raupe oder eine Grille fortzuschleppen, die weit größer sind als er selbst, doch in Folge des eingespritzten Chloroforms vollkommen unbeweglich.

Ohne die schwarzen Ameisen würde bald der ganze Continent von den weißen überzogen werden, so ungeheuer ist ihre Vermehrung. Den letzteren, deren Thätigkeit nichts übertrifft, ist jedoch von der Natur ein sehr nützlichcs Amt zugewiesen, sie lassen nämlich die absterbenden Pflanzenstoffe mit der nämlichen Schnelligkeit verschwinden, wie die früher erwähnten rothen Ameisen thierische Substanzen. Die weißen Ameisen bringen den größten Theil ihres Daseins in unterirdischen Gallerien zu, die sie während der Nacht erbauen, um vor den Vögeln geschützt zu sein. Auf ein gewisses Zeichen stürzen sie zu Tausenden hervor, und wenn sie von den Grasshalmen kleine Stücke von einer bestimmten Länge abbeißen, so machen ihre Fresszangen ein Geräusch, als ob der Wind in den Blättern säufelte. Sie schleppen diese Grasendchen bis an den Eingang ihrer Festung und häufen sie dort zusammen. Zuweilen kommen sie einen ganzen Monat lang nicht zum Vorschein, sie arbeiten aber beständig und sind nie müßig. Einmal hatte man für Livingstone ein Lager von Gras an einer Stelle aufgeschlagen, die von aller Vegetation entblößt war; sofort gaben die Ameisen das Zeichen und die Masse stürzte zum Fouragiren herbei. Die ganze Nacht durch arbeiteten sie, die Gräser durchnagend und fortschleppend, ohne nur einen Augenblick innezuhalten; ja sie setzten mit der näm-

lichen Rüstigkeit ihr Werk noch am nächsten Tage und die nächste Nacht hindurch fort, und verschwanden nicht eher, als bis sie das letzte Hälmlchen bei Seite gebracht hatten. Sechsenddreißig Stunden hatten sie gearbeitet und schienen bei alledem nicht müde zu sein. Fast jedesmal, wenn Livingstone einen Tag über ruhte, schleppten sie alles Gras unter der Matte fort und würden auch diese nicht verschont haben, wenn man die Unterlage nicht reichlich erneuert hätte. Bei manchen Arbeiten geht es ordentlich wie im Takt. Mehrere hundert Arbeiter z. B. sind damit beschäftigt einen Tunnel zu bauen und haben nur noch die Innenseite zu poliren; das Signal ertönt, und sofort tragen sämtliche Maurer drei oder viermal, genau im Zeitmaaß, den Anwurf auf. Es hört sich an, als fielen Regentropfen von einem Zweige, den man schüttelt. Die tropischen Wälder würden undurchdringlich und mit einem Gifthauch verpestet sein, wenn nicht die weißen Ameisen unaufhörlich damit beschäftigt wären, das abgestorbene Holz und die in Zersetzung befindlichen Pflanzenstoffe, die den Boden bedecken, bei Seite zu schaffen.

Die Batoka dieser Gegend stehen körperlich und geistig auf einer ungemein niedrigen Stufe und es ist auch wenig für sie zu hoffen, da sie dem Hanfrauchen leidenschaftlich ergeben sind. Sie lieben die berauschte Wirkung desselben

zu sehr, um sich selbst durch den heftigen Husten, der schon nach wenig Zügen den Raucher ergreift, zurückhalten zu lassen. Diese verderbliche Gewohnheit, die endlich bis zum Wahnsinn führt, ist unter allen Stämmen des Innern verbreitet. Sebituane's Soldaten rauchten vor dem Angriff auf ihre Feinde, um ihren Muth zu steigern. Livingstone bemühte sich vergebens, Sefeletu und die jungen Makololo davon zurückzuhalten; dagegen fröhnten die alten Leute dieser Untugend gar nicht.

Hinter dem Dorfe Kaonka kam man durch ein unbesohntes sanft wellenförmiges Stück Land von großer Schönheit. Es bildet die Grenze zwischen den unabhängigen Batoka und denen, welche die Oberherrschaft der Makololo anerkennen. Sebituane wohnte hier, bevor er von den Matebele vertrieben wurde. Es ist ein vortreffliches Weideland, fruchtbar, trocken und gesund. Da, wo früher die Dörfer der Makololo standen, sieht man hier und da hohe dichtbelaubte Bäume. Livingstone maß einen Feigenbaum, der vierzig Fuß im Umfang hatte. Das Innere war ausgebrannt und schien als Wohnung benutzt worden zu sein, denn man fand noch die Ueberreste eines Lagers und einer Feuerstelle. Der Anblick dieser offenen Ebene, die immer höher anstieg, und die reine Luft, die man athmete, waren sehr erquickend. Wild war im Ueberflus

vorhanden, aber es stellte ihm Niemand nach, die Löwen ausgenommen, die dem Hochwild immer auf der Fährte sind. Sie brüllten auch ganz in der Nähe der Reisenden, doch da der Mond schien, so lief man keine Gefahr. Das Thermometer zeigte Morgens 6 Uhr 70 Gr., Mittags 90 und Abends 84 Gr. Da wo es stark geregnet hatte, wurde man durch den Gesang der Cikaden, in deren eintöniges Gezirp sich der scharfe Ton einer braunen Grille mischte, wahrhaft betäubt. Diese kleinen Geschöpfe machen einen furchtbaren Lärm, es ist als ob der Boden unter ihnen zitterte. Wenn sich Frösche, Cikaden und Grillen zu einem Concert vereinigen, so kann man die Musik über eine Viertelmeile weit hören.

Am 30. November wurde der an 150 Fuß breite Kalomo überschritten, der einzige Fluß dieser Gegend, welcher nie austrocknet. Er hat einen reißenden Lauf und vereinigt sich unterhalb der Victoriafälle mit dem Zambesi. Seine Richtung ist südlich, während der Unguesi und Lekone mit ihren Nebenflüssen nach Westen gehen und alle Flüsse, zu denen man von jetzt an kam, ihren Lauf gegen Osten nehmen. Livingstone befand sich jetzt auf dem Gipfel des Hochlandes, etwa 5000 Fuß über dem Meeresspiegel, denn das Wasser kochte bei 202 Gr. Sowohl dieser östliche wie der westliche Höhenzug sollen bei weitem gesünder

sein, als der übrige Theil der Region, der sie angehören, und in dieser Beziehung so wie nach dem allgemeinen Anblick des Landes gleichen sie der Gegend, die östlich an die Kalahariwüste grenzt. Man trifft auf diesem Höhenzuge weder Quellen noch Sümpfe an; östlich vom Kalomo findet man nur wellenförmige, baumlose und mit kurzem Grase bedeckte Ebenen. Die Entfernung zwischen beiden Höhenzügen beträgt etwa zehn Längengrade oder 600 geographische Meilen. Auf und zwischen ihnen giebt es keinen Berg, denn auch der Monakadze ist doch nur ein Hügel und erhebt sich höchstens 1000 Fuß über der Ebene. Es stellt sich also hier eine breite Furche dar, inmitten zweier Höhenzüge, von denen jeder etwa 200 Meilen breit ist und sich nach dem Meere zu abdacht.

Am Kalomo begegnete man zahlreichen Büffelheerden und gleichfalls einer Menge sogenannter Büffelvögel (*Textor erythrorhynchus*), die bei den Büffeln die Stelle der Schutzgeister vertreten. Wenn die Büffel ruhig weiden, so hüpfen diese Vögel am Boden um sie her und suchen sich ihr Futter, oder klauben, auf ihrem Rücken sitzend, ihnen die Insekten ab. Nahet sich irgend eine Gefahr, so fliegt der Vogel, dessen Gesicht weit schärfer ist, als das des Büffels, sofort auf, und das dadurch gewarnte Thier erhebt den Kopf, sieht sich um und flieht. Der Vogel aber theilt seine Flucht,

entweder nebenher fliegend oder auch auf dem Rücken des Büffels sitzend.

Ein anderer Vogel, der *Buphaga africana*, versieht den gleichen Dienst eines Warners beim Rhinoceros, doch nicht durch Aufsitzen, sondern durch sein Geschrei. Die Betschuanen nennen ihn Kala, und wenn Jemand von einem Andern spricht, der seiner Hülfe nothwendig bedarf, so nennt er ihn: mein Rhinoceros. In Angola sah Livingstone eine Species dieses Vogels mit einem zangenartigen Schnabel, der im Stande ist, die Insekten tief aus der Haut hervorzuholen. Die Krallen sind so scharf wie eine Nadel, und damit hängt sich das Thier an das Ohr des Rhinoceros, dessen dicke Haut eben nicht empfindlich ist.

Im Allgemeinen wählt eine Heerde immer das vorsichtigste und furchtsamste Thier zu ihrem Führer, und wenn es getödtet wird, so gerathen alle übrigen in vollständige Verwirrung. Weibchen, welche Junge haben, sind natürlich am geeignetsten, da die Liebe zu diesen sie noch scheuer macht. Wenn sie die Flucht ergreifen, was bei dem kleinsten Anlaß geschieht, so folgen ihnen nur die jungen Männchen, während die alten zurück bleiben. Daher mag es wohl auch kommen, daß sich die Antilopen zu gewissen Jahreszeiten nach dem Geschlecht in verschiedene Heerden sondern; doch jagen die weiblichen die Männchen, welche



sie begleiten, nicht fort. Dagegen sieht man bei den Elephanten Männchen und Weibchen nie in einer Heerde zusammen. Die jungen Männchen bleiben bei den Müttern nur so lange, bis sie ausgewachsen sind.

Am 3. December wurde der Mozuma oder Dilasfluß überschritten. Südöstlich davon erhebt sich ein unbedeutender Hügel, der Taba Chäu oder weiße Berg, so genannt nach einer Masse weißen Gesteins, welche den Gipfel bildet. Der Mozuma hat kein fließendes Wasser. Es war der erste Fluß, welcher dem Reisenden anzeigte, daß er nun nach der Ostküste hinabsteige. Man kam häufig an den Ruinen großer Ortschaften vorbei, deren Bewohner kein anderes Erinnerungszeichen zurück gelassen hatten, als ausgeriebene Mühlsteine, auf denen die Eingebornen vermittelst runder Quarzstücke ihr Korn mahlen. Das sind die einzigen Hieroglyphen, welche in diesem Lande vorkommen. Es lagen eine Menge solcher Quarzkugeln umher, ein Beweis, daß diese Orte durch den Krieg verödet sind, denn bei einer friedlichen Auswanderung hätte man jedenfalls die Kugeln mitgenommen.

Man erreichte nun das erste Dorf derjenigen Batoka, die von den Makololo als Rebellen betrachtet werden. Livingstone hatte zwei seiner Leute vorausgesandt, um die Eingebornen von seinen friedlichen Absichten in Kenntniß zu setzen.

Darauf erschien der Ortsvorsteher selbst und benahm sich mit vieler Höflichkeit; nicht so die Bewohner eines andern Dorfes, die, als es dunkel ward, herbei kamen, den kleinen Wanderzug mit verächtlicher Miene umringten und triumphirend ausriefen: „Gott hat sie uns gegeben! Sie sind verloren mitten unter unsern Stämmen! Wie können sie sich gegen uns Alle vertheidigen, da sie nicht einmal Schilde bei sich haben.“ Einer von ihnen, der sich wie ein Wahnsinniger gebehrdete — er zitterte am ganzen Leibe, die Lippen waren mit Schaum bedeckt und die Augen quollen ihm aus dem Kopfe — trat, entsetzliche Laute ausstößend und eine kleine Streitart schwingend, dicht an Livingstone heran. Indes, auf einen Wink desselben brachte der Ortsvorsteher den anscheinend prophetisch Verzückten bei Seite. Man machte sich auf einen Angriff in der Nacht gefaßt, sie ging aber ruhig vorüber, und am andern Morgen geleitete wiederum jener freundliche Dorfhäuptling die Reisenden durch den Wald und beruhigte die Feindseligen, die ihnen folgten und sich unterwegs zusammenschaarten.

Das Land war bewaldeter als der Höhenzug, den man eben verlassen hatte, es gab aber wenig große Bäume. Die Elephanten hatten sie alle bis zwei Fuß vom Boden umgebrosen. Sie thun dies, um die jungen Schößlinge am Wipfel abzufressen. In den Wäldern sah man Ameisen-

hügel, welche mindestens 20 Fuß hoch waren und unten einen Durchmesser von 40 bis 50 Fuß hatten.

Nachdem man die Grenzdörfer der unabhängigen Batoka zurückgelegt hatte, zeigten sich auch die Eingebornen, welche sich hier Batonga nennen, wieder sehr freundlich. Sie kamen haufenweise aus den umliegenden Dörfern herbei, brachten Mais und Masuka zum Geschenk und drückten ihre Freude aus, zum ersten Mal einen weißen Mann zu sehen, der ihnen den Frieden bringe. Die Frauen sind ein wenig mehr bekleidet als im Balondalande, die Männer dagegen gehen vollständig nackt und unser Schaamgefühl ist ihnen völlig fremd. Ein alter Mann, dem Livingstone deshalb Vorstellungen machte, entgegnete: „Womit sollen wir uns bedecken? Wir haben keine Kleider.“ Der Rath des Missionairs, sich dann wenigstens Gras um den Unterleib zu binden, kam ihm ungemein spaßhaft vor. **961788 — 931923**

Ebenso anstößig war Livingstone die sonderbare Weise, wie diese Leute ihn begrüßten. Sie warfen sich vor ihm nieder, wälzten sich auf der Erde und schlugen sich, um ihre Freude über den Besuch der Weißen auszudrücken, mit den Worten: „Kina Bomba!“ auf die Hinterbacken. Wenn nun Livingstone ihnen zurief: „Hört auf, ich will das nicht!“ so schlossen sie vielmehr aus seiner verdrießlichen Miene, er finde den Empfang noch nicht herzlich genug und wälzten

sich, ihren Körper immer heftiger klatschend, wie Besessene umher. Auch die eigenen Batoka machten Livingstone wenig Freude; sie standen weit unter den Barotse, stahlen und prahlten mit ihren Kriegsthaten unter den Makoloko, so daß sie in strenger Obhut gehalten werden mußten, um nicht durch ihr Benehmen mit den Eingebornen in Streit zu gerathen.

Als man am 6. December in der Nähe mehrerer Dörfer Halt machte, kam ein Mann herzugelaufen, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, und bat den Missionair inständigst, ihn zu befreien. Gleich darauf kam auch ein Ortsvorsteher und Livingstone fragte diesen, was jener verbrochen habe. Der Erzählung nach war der Gebundene ein Flüchtling vom Stamme der Baschukulompo; er, der Vorsteher des Dorfes, habe ihn freundlich aufgenommen, ihm eine Frau, einen Garten und die nöthigen Sämereien gegeben; weil er aber nicht jedes Verlangen des Flüchtlings habe befriedigen wollen, so habe ihm dieser nach dem Leben getrachtet und sei in solcher Absicht in der vorhergehenden Nacht um das Dorf geschlichen. Auf Livingstone's Zureden versprach der Gefangene jedes gewaltthätige Vorhaben gegen seinen Schwiegervater aufzugeben, und dieser versprach seinerseits seinen Schwiegerjohn los zu binden, sobald sie wieder im Dorfe wären. Aber damit war der Letztere durchaus nicht zufrieden, sondern schrie in Verzweiflung:

„Er wird mich tödten, wenn er mich fortführt; weißer Mann, verlaß mich nicht!“ Da hieß der Missionair Einen der Umstehenden ein Messer nehmen und ihn sofort befreien. Die Stricke waren ihm bis in's Fleisch gedrungen und so viel Schläge hatte er bekommen, daß er ganz lahm davon war.

Die Worte des Friedens, welche der Missionair verkündete, fanden in den Herzen der Eingebornen lebhaften Anklang; denn sie bedurften in der That der Ruhe und des Friedens gar sehr. Eroberer hatten das Land seit fünfzig Jahren heimgesucht und die zahlreichen Viehheerden fortgetrieben. Noch vor Sebituane war der Häuptling Pingola gekommen, der auf seinen Zügen Blasebälge mit sich führte und die eisernen Pfeilspitzen, mit denen er ein Dorf beschuß, vorher glühend machte. Im Innern Afrika's hat aber kein großes Reich Bestand; es zerfällt mit dem Tode des ehrgeizigen und kühnen Häuptlings, der eine große weite Strecke Landes unterjochte. Der Mangel an Bildung steht einer dauernden staatlichen Organisation ganz besonders im Wege.

Den 10. December brachte man in dem Dorfe Monze's zu, der als der Häuptling aller derjenigen Batoka betrachtet wird, durch deren Land man gekommen war. Nahe dabei liegt der Hügel Kisekise, der eine weite Fernsicht auf das offene wellenförmige und mit kurzem Grase bedeckte

Land gewährt. Die Eingebornen haufen hier überall in kleinen zerstreut liegenden Dörfern, während sie früher, vor den Verheerungen des Krieges, größere Ortschaften bewohnten. Auch der Häuptling Monze wälzte sich bei einem Besuch, den er Livingstone abstattete, nackt auf der Erde und schrie sein Kima Bomba wie alle Andern. Eine seiner Frauen, die ihn begleitete und ohne die mangelnden Vorderzähne ganz hübsch gewesen wäre, stimmte laut mit ein. Sie war sehr vergnügt, daß sie, zum erstenmale, einen Weißen zu Gesicht bekam. Monze, ein gutherziger freundlicher Mann, wurde bald ganz zutraulich. Als Livingstone der Tochter des Häuptlings zum Gegengeschenk für ein Huhn und eine Ziege ein buntes Tuch wie einen Shawl um die Schultern band, wollte Monze sein ganzes Volk zusammenrufen, damit es um das so prachtvoll geschmückte Kind herumtanze. Er ging auf die Absicht des Missionairs, einen Handelsweg nach der Küste zu eröffnen, mit Vergnügen ein; bisher war er nur von schwarzen eingebornen Händlern besucht worden. Dagegen lächelte er zu der Bitte, die abscheuliche Sitte des Zähneausbrechens abzuschaffen und entgegnete, die Mode sei mächtiger als er. Eigenthümlich ist auch die Haartracht, welche die Baschukulompo, so wie noch manche andere von den hiesigen Batoka tragen. Die Kopfswolle wird in einen acht bis zehn Zoll hohen

Regel mit stumpfer Spitze geflochten, zuweilen helmartig nach vorn geneigt. Bei dem Vorsteher eines Dorfes lief die Spitze in einen Stab aus, der wie ein Blitzableiter eine Elle hoch über den Kopf emporstand.

Man überschritt den Makoe, einen kleinen Fluß, der westlich in den Kafue fällt, und brachte die nächste Nacht in dem Dorfe von Monze's Schwester zu. Der Erste, welcher die Reisenden hier begrüßte, war der Gefangene, den Livingstone jüngst befreit hatte, und der nun in aller Weise seine Dankbarkeit an den Tag legte. Vor sich die bewaldeten Chamaishügel, setzte man über den Kafachinta, der, nach Osten fließend, in den Zambesi mündet. In den Wäldern hörte Livingstone zum ersten Mal den Schrei des Mokwa-Keza, d. h. Gottes Schwiegersohn. Die Eingebornen meinen, er rufe Pula, Pula, d. i. Regen, Regen! Sie versichern, er lasse sich nur vor heftigen Regengüssen vernehmen. Er gehört wahrscheinlich zur Kuffuk-Familie, denn er wirft die Eier der Senegalensischen Krähe aus ihrem Nest und legt seine eigenen dafür hinein. Während dieser Vogel in gutem Ansehn steht, steht die Krähe in sehr schlechtem; man glaubt, sie verschueche den Regen, und zerstört deshalb während der Dürre ihr Nest, um den Zauber zu lösen, der die Wolken gebunden hält.

## Sechszwanzigstes Kapitel.

Eine Elephantenjagd. — Abnahme der Thiergröße nach Norden zu. — Der Häuptling Semalembue. — Der Hügel Nabue asula. — Thierleben am Kafue. — Albinos. — Ilolo, die Sünde. — Der Italiener Simoens Siriatomba. — Der Häuptling Mburuma.

Es regnete täglich und zuweilen mit großer Heftigkeit. Livingstone's Leute, die über einen Bach gegangen waren, um Holz zu holen, mußten zurückschwimmen. Das Bett des Mbai, der überschritten wurde, enthielt rosenfarbenen Marmor. In einem wunderschönen Thale, das von unzähligen Bächlein durchschnitten war und sehr reich an großem Wild, jagten Livingstone's Begleiter ein Elephantenweibchen mit seinem Jungen, das etwa zwei Jahr alt sein mochte. Die Mutter säugte es, und dann gingen beide in eine mit Schlamm gefüllte Grube und salbten sich vollständig ein. Das Junge sprang lustig



umher und bewegte Ohren und Rüssel ganz wie ein ausgewachsener Elefant, während die Mutter, um ihre Freude auszudrücken, mit dem Schwanz wedelte und mit den Ohren klatschte. Noch ahnte sie nichts von der Nähe ihrer Feinde, die nun plötzlich, um die Aufmerksamkeit des Thieres auf sich zu ziehen, eine entsetzliche Musik anstimmten. Die Einen piffen durch ein Rohr, die Andern durch die Hände, noch Andere ließen einen lauten Gesang erschallen :

O Häuptling! wir sind gekommen, dich zu tödten;  
 O Häuptling, so gut wie ein Andern mußt du sterben;  
 Die Götter haben es so gesagt u. s. w. u. s. w.

Die Elefanten hoben bei diesem Lärm die Ohren, lauschten und verließen die Grube in dem Augenblick, wo ihre Feinde auf sie losstürzten. Das Junge lief voraus, kehrte aber, als es am Ende des Thals die Jäger bemerkte, zu seiner Mutter zurück, die nun, das Junge mit ihrem Leibe deckend, bald neben, bald hinter ihm lief, als ob sie zwischen dem Verlangen es zu schützen und dem der Rache an ihren kühnen Verfolgern schwankte. Diese folgten in einer Entfernung von etwa hundert Schritt, so lange bis sie einen Bach durchsetzen mußte. Da kamen die Jäger bis auf zwanzig Schritt heran und warfen ihre Speere. Ganz von Blut übergossen schien sie jetzt nur an die eigene Flucht zu denken; auch das Junge bewegte sich

so rasch als möglich vorwärts; doch weder alte noch junge Elephanten sind im Stande zu galoppiren und nehmen höchstens einen sehr raschen Gang an. Livingstone's Befehl, den armen jungen Elephanten zu schonen, kam zu spät: er hatte sich in das Wasser zurückgeflüchtet und war getödtet worden. Der Schritt der Alten wurde immer langsamer, als sie, plötzlich sich umwendend, mit einem fürchterlichen Schrei auf die Jäger zustürzte, welche nach rechts und links auseinanderstoben. Da sie geradaus lief, so rannte sie mitten durch den Haufen und kam nur Einem nahe, der ein Stück Zeug auf der Schulter trug. Hellfarbige Kleider sind in solchen Fällen immer gefährlich. Sie wiederholte ihren Angriff noch einige Mal, kam aber, außer beim ersten Mal, nie über dreihundert Schritt vorwärts. Nachdem sie einen Bach durchschritten hatte, blieb sie wiederholt stehen und sah sich nach den Jägern um, die ihr unaufhörlich Speere nachwarfen. Sie hatte schon beträchtlich viel Blut verloren, als sie, bei einem letzten Anlauf gegen ihre Verfolger, taumelte und todt niederstürzte.

Das Elephantenweibchen maß vom Fuß bis zum Rücken 8 Fuß 8 Zoll englisch. Ausgewachsene männliche Elephanten haben in dieser Gegend 9 Fuß 9 Zoll bis 10 Zoll Höhe; nach Süden zu werden sie noch größer und unter-

scheiden sich auch dadurch von den indischen. Das unfehlbare Unterscheidungszeichen zwischen dem afrikanischen und dem indischen Elephanten ist aber das Ohr, das bei dem ersteren wohl dreimal so groß ist. Es maß bei dem vorerwähnten weiblichen Elephanten 4 Fuß 5 Zoll Tiefe und seine horizontale Breite betrug 4 Fuß. Ein Eingeborner, der während des Regens unter ein solches Ohr kroch, war vollkommen geschützt. Daß auch der afrikanische Elephant gezähmt werden kann, so gut wie der indische, beweisen u. A. Kupfermünzen aus der römischen Kaiserzeit, die afrikanische Elephanten, wie die Größe der Ohren zu erkennen giebt, als Zugthiere an einem Wagen darstellen. Am Cap hat man dergleichen Zähmungsversuche nie gemacht.

Es ist merkwürdig, daß in Afrika die Thiere nördlich vom 20. Gr. südlicher Breite kleiner sind, als die nämlichen Racen südlich von diesem Breitengrade, obgleich der Futterreichthum jener Region bei weitem überwiegend ist. Am Limpompo erreichen die Elephanten eine Höhe von mehr als 12 Fuß, am Zouga maß Livingstone einen von 11 Fuß 4 Zoll und am Kalomo ging seine Höhe nicht über 9 Fuß 10 Zoll hinaus. Nur die Zähne werden um so größer, je näher man dem Aequator kommt. Auch die Antilopen und selbst die Hausthiere zeigen im Vergleich zu denen im Süden eine Abnahme der Größe. So ist

z. B. das Rindvieh der Batoka sehr klein. Im Barotsethale, unter den nämlichen Breitengraden, ist es freilich von ansehnlichem Wuchs; doch diese Art ist möglicherweise von Westen gekommen, wie überhaupt an der Küste und an allen Orten, die unter dem Einfluß der Seeluft stehn, das Rindvieh sehr groß wird.

Am 18. December erreichte man die Residenz des Häuptlings Semalembue, die dicht am Ufer des Kafue und am Fuße der Höhenzüge liegt, durch welche der Fluß seinen Weg nimmt. Der Kafue, der auch den Namen Kahauhe oder Fluß der Baschukulompo führt, ist hier über 600 Fuß breit. Es wimmelt von Flußpferden in ihm und man sieht die Jungen auf den Schultern der Mütter sitzen. Die Gegend liegt mit Linyanti etwa in gleicher Höhe über dem Meerespiegel. Der Häuptling nahm die Reisenden sehr freundlich auf. Bei einem Besuch, welchen er Livingstone machte, war er von 40 kräftig gebauten Männern begleitet. Er steht bei den benachbarten Stämmen in dem Rufe einer übernatürlichen Macht und sie verehren ihm deshalb eine Menge Elfenbein, welches er an andere Häuptlinge, die am Zambesi wohnen, gegen englische Baumwollenwaaren vertauscht, die von Babisahändlern aus Mozambique gebracht werden. Die Eingebornen begrüßen sich hier, indem sie in die Hände klatschen.

Der Kafue fließt bei dem Dorfe Semalembue's durch die enge Schlucht von Bolengwe (15 Gr. 48 Min. 19 Sek. südlicher Breite, 28 Gr. 22 Min. östlicher Länge). Eine halbe Stunde südlich vom Dorfe ist eine Furth. Der Fluß hat mindestens hier eine Breite von 700 Fuß, ist aber felsig und seicht. Als man das linke jenseitige Ufer erreicht hatte, ging man vollständig zwischen Bergen eingeschlossen. Jeder Fleck Landes zwischen dem Fluß und den Hügelketten ist bebaut. Die große Menge von Flußpferden nöthigt die Bewohner, zahlreiche Fallgruben anzulegen, um ihr Getreide zu schützen. Das Fleisch eines weiblichen Flußpferdes, welches man schoß, war an Geschmack dem Schweinefleisch sehr ähnlich. Die Thiere waren hier so wenig scheu, daß sie sich gar nicht um die Vorüberziehenden zu kümmern schienen. Die kleinen Dörfer lagen überall zwischen Hügeln versteckt, um der Aufmerksamkeit eines Feindes zu entgehen. Livingstone bestieg einen der Hügel, welcher Mabue asula genannt wird, d. h. Steine, welche übel riechen. Er erhob sich nur etwa 900 Fuß über das Flußbett, erschien jedoch den Begleitern des Reisenden, deren Auge nur an Ameisenhügel gewöhnt war, wie ein Berg von ungeheurer Höhe. Die Steilheit der Wände läßt diese Hügel allerdings noch um vieles höher erscheinen, als sie sind. Von dem Gipfel des Mabue asula sah Li-

Livingstone fünf verschiedene Bergketten, und dazwischen eine Menge kegelförmiger bewaldeter Hügel. Da Livingstone wieder an den Zambesi zurück wollte, so entschloß er sich die Höhenzüge unweit der Mündung des Kafue zu überschreiten. Der Weg, welchen die schroffen Abhänge äußerst beschwerlich machten, erforderte trotz seiner Kürze in gerader Linie drei ganze Tage. Dafür enthüllte sich von dem Gipfel der äußern Kette dem Auge ein prachtvoller Anblick. Unten schlängelte sich der Kafue durch eine waldbedeckte Ebene dem Zambesi zu, der in der Ferne vor einem dunkeln Höhenzuge schimmerte. In den Lichtungen am linken Ufer des Kafue grasten Hunderte von Zebra's und Büffeln, und majestätische Elephanten weideten in behaglicher Ruhe. Als der Wanderzug den Berg herabkam, bezeugten diese Thiere, welche noch nie den Knall eines Schießgewehrs gehört hatten, durchaus keine Furcht; die Elephanten fächelten mit ihren großen Ohren, unbekümmert, daß sechshundert Schritte von ihnen Menschen standen, und große Schaaren röthlicher Schweine (*Potamochoerus*) sahen die Fremden erstaunt an. So viel großes Wild hatte Livingstone noch in keiner Gegend Afrika's beisammen gesehen. Da die Hügelbewohner keine Gewehre haben und wohl nur selten auf die Jagd gehen, so konnte das Stillleben dieser Thierwelt ungestört seinen Fortgang nehmen.

Der Regen hielt die Reisenden an dem Ufer des Chiponga zurück, wo leider die Tsetse haufte. Livingstone reiste jetzt in Folge der Erfahrungen, die er sich erworben hatte, mit weit größerer Vorsicht. Er trotzte nicht mehr dem Regen, sondern hielt an, wenn er ein Wetter herankommen sah. Dann schnitten seine Begleiter Gras ab und legten es über einen Strauch, um ein Dach zu bilden; er selbst aber setzte sich, ein wenig Gras unter den Füßen und den Regenschirm aufgespannt, auf seinen Feldstuhl. Auch wurden tüchtige Feuer angezündet, und wenn der Regen vorüber war, so wärmten sich alle gehörig durch, bevor sie weiter gingen. Dazu kam, daß Livingstone Mehl bei sich führte und sich täglich Brot backen konnte. Er befand sich daher, da ohnehin die Gegend weit gesünder war, ungemein wohl.

Am 30. December 1855 verließ er den Chiponga. Unweit davon traf er auf dem Boden eines Thals einen Wald großer versteinerner Bäume. Sie gehörten zu den Araucarien und waren den versteinerten Holzarten ähnlich, die man in Neu-Süd-Wales gefunden hat. Auch hier gab es Wild in Menge. Das Nachtlager wurde in einem hohlen Baobab gehalten, der für zwanzig Menschen Platz hatte.

Je näher man dem Zambesi kam, desto dichter wurde

das breitblättrige Buschwerk, welches die Ebene bedeckt; man mußte Lärm machen, um nur die Elephanten aus dem Wege zu scheuchen, und eine Büffelherde, die herbeilief, um sich die Dohsen in der Nähe zu besehen, ging nicht eher zurück, als bis man einen getödtet hatte.

Eine Unmasse Wasservögel verkündeten die Nähe des Flusses. Es giebt wohl keinen zweiten, der ein solches Thierleben aufzuweisen hat. Die Barotse rühmen von ihm, daß die Fische und Vögel des Zambesi allezeit fett seien. Die Breite des Flusses ist hier weit beträchtlicher als an den Victoriafällen, und seine Strömung rascher als bei Geseheke. Das Wasser ist bräunlich roth gefärbt, weil es die Ufer auswäscht, und führt viel Schilf, Nester und Bäume mit sich. Livingstone erreichte den Zambesi etwa acht Meilen von der Einmündung des Kafue, und konnte also den Zusammenfluß der beiden mächtigen Ströme nicht beobachten. Er ging am linken Ufer bis zu einer der vielen Inseln desselben, der Mönje makaba; auf dieser haust außer der menschlichen Bevölkerung noch eine Büffelherde, die den Menschen trotzig die Stirne bietet und ihre Gärten beschädigt. Parallel mit dem Strome, doch in einer Entfernung von etwa fünfzehn Meilen, laufen Hügelreihen. Auf dem linken Ufer wohnen die Batonga, auf dem rechten die Banyai. Es werden hier viel Büffel



und Elephanten erlegt. Man tödtet letztere mit Speerwürfen von Gerüsten aus, die auf hohen den Weg überragenden Bäume errichtet werden, oder befestigt einen vergifteten Speer in der Art, daß sich das Thier, auf eine Falle tretend, selbst verwundet.

Der Häuptling der oben erwähnten Insel ließ den Reisenden einen Kahn, um über den Chongwe zu setzen. Das Ufer war mit einem so üppigen Pflanzenwuchs bedeckt, daß es sehr schwer hielt hindurchzudringen. Nur das massenhafte Wild hatte hier Bahn gebrochen. Ueberall sah man Büffel, Zebra's, Pallah's, Wasserböcke, wilde Schweine, Kudu's und schwarze Antilopen.

In allen Dörfern, zu denen Livingstone jetzt kam, fand er die Eingebornen — Männer, Frauen und Kinder — damit beschäftigt, ihre Gärten vom Unkraut zu reinigen. Die Männer sind kräftig, muskulös und haben tüchtige Hände. Die Hautfarbe wechselt vom Schwarz bis zum Olivengelb, wie bei den Balonda. Obwohl Alle dicke Lippen und eine platte Nase haben, so findet man die widerwärtige Negerphysiognomie doch nur bei wenig Entarteten. Sie schneiden sich von der Spitze der Nase bis zu den Haarwurzeln eine Reihe ein Viertel Zoll langer Linien ein, die dann vernarbt heraustreten. Auf seiner Reise quer durch Afrika sah Livingstone niemals einen Albino; dagegen

fand er zwei derselben im Süden, in der Capkolonie einen Mann und in Kuruman eine Frau. Ihre Haut war weit zarter als die der Schwarzen und bekam Blasen, wenn sie der Sonne ausgesetzt war. In Mabotsa lebte eine Frau, die einen Albinoknaben hatte. Die Pupille war blaßroth und der Blick des Auges schwach und unsicher. Er hatte gelbes Wollhaar, im Uebrigen aber die gewöhnliche Gesichtsbildung der Betschuanen. Für sein Alter zeigte der Knabe viel Verstand. Nachdem die Mutter mehrere Jahre allein mit ihm gelebt hatte, tödtete sie endlich das arme Kind, um zu ihrem Manne zurückzukehren, der den Albino nicht dulden wollte. Die Behörden des Landes sahen diesen Mord gar nicht als ein Verbrechen an. Wahrscheinlich werden die Albinos auch in Loanda gleich nach der Geburt umgebracht, da dieses Schicksal in der Regel alle neugeborenen Kinder trifft, deren körperliche Bildung einen Fehler hat. Livingstone sah nur einen einzigen Zwerg bei den Balonda und eine Zwergin bei den Makololo.

Bei manchen Stämmen ist auch das Leben der Kinder durch gewisse abergläubische Anschauungen gefährdet. So tödtet man ohne Barmherzigkeit ein Kind, das für tlola erklärt wird, d. h., das Gesetz übertritt. Diese Gesetzübertretung (Tlolo, Verbrechen, Sünde) ist oft sehr merkwür-

diger Art. Ein Kind, welchem die vorderen Schneidezähne eher wachsen als die unteren, wird unfehlbar bei den Bakaa und, wie Livingstone glaubt, auch bei den Bakuena, mit dem Tode bestraft. Bei andern Stämmen muß von Zwillingkindern eins mit dem Leben büßen. Auch die Thiere werden von dem Aberglauben nicht verschont. Ein Ochse, der in der Hürde mit dem Schweif den Boden schlägt, wird sofort getödtet, denn er hat ja dem Stamme den Tod herbeigerufen! Kräht ein Hahn vor Mitternacht, so begeht er eine Sünde und wird geschlachtet.

Im ganzen Mavarilande herrscht bei den Frauen die abscheuliche Gewohnheit, die Oberlippe zu durchbohren und die Oeffnung allmählig so zu erweitern, daß eine Muschel darin Platz hat. Ein Makololo machte die spöttische Bemerkung, die Frauen hätten das Bedürfniß empfunden, statt des Mundes einen Entenschnabel zu haben.

Der Verkehr mit den Eingebornen blieb so lange freundlich und ungestört, bis ein Häuptling, Selole, den Mburumastamm gegen die Fremden aufhetzte. Den Feindseligkeiten Selole's lag indeß ein falscher Verdacht zu Grunde. Vor einiger Zeit nämlich war ein Italiener, Namens Simoens, dem die Eingebornen den Beinamen Siriatomba (d. h. der keinen Tabak ißt) gegeben hatten, in's Land gekommen, hatte die Tochter eines Häuptlings nörd-

lich von Lete geheirathet, auf eigene Hand Kriegszüge unternommen, Menschen und Elfenbein geraubt, und war endlich, auf Anstiften seines eignen Schwiegervaters, von verschiedenen Häuptlingen gemeinschaftlich angegriffen und nahe bei Selole's Dorf auf der Flucht getödtet worden. Selole, welcher Livingstone für einen andern Siriatomba hielt, beeilte sich nun, über die schlimmen und gewaltthätigen Handlungen, welche der Weiße mit den Seinigen bereits verübt haben sollte, allerhand lügenhafte Nachrichten zu verbreiten. Es fiel nicht schwer die Unwahrheit nachzuweisen, denn die Ortschaften, welche angeblich durch die Feuerwaffen der Fremden zerstört waren, standen noch alle da. Auch stellte sich, als man in das Dorf der Mburuma kam, äußerlich ein friedliches Verhältniß her, wiewgleich die wahre Gesinnung des Stammes in Manchem verdächtig erschien. Der Häuptling selbst ließ sich nicht sehen, er schickte aber zwei Führer bis an den Loangwa. Das Benehmen der Führer gebot alle Vorsicht. Einmal wollten sie Livingstone nebst einem der Makololosführer zu Kahn weiter schaffen, während die Uebrigen ihren Weg zu Lande fortsetzen sollten; ein andermal wollten sie den Zug in einem Engpasse aufhalten. Wie Livingstone später hörte, war in diesen Gegenden eine Karavane von Babisahändlern, die aus Mozambique kam, geplündert worden.

Die Hügel nähern sich von dem Dorfe Mburuma's immer mehr dem Zambesi und bilden eine enge Schlucht, die, wie alle übrigen, Mpata genannt wird. Am Ufer führte nur ein schmaler Fußweg und Livingstone wählte deshalb einen breiteren Weg, den Mohangopafz, zwischen den Hügeln der Ostkette, die achthundert bis tausend Fuß hoch und mit Bäumen bedeckt sind.

In dem Dorfe der Ma Mburuma, d. i. Mburuma's Mutter, kamen die Eingebornen, Groß und Klein, zutraulich herbei, um die Bücher, die Uhr, den Spiegel, den Revolver des Reisenden zu betrachten. Dieser erfuhr hier, daß Händler, die man Bazunga nannte, und die wahrscheinlich portugiesische Mulatten sind, öfter zu Kahn hieher kämen. Auch Livingstone hielt man anfänglich für einen derartigen Handelsmann, und da die Bazunga dort als große Lügner verrufen sind, so benutzte er jede Gelegenheit, die Erklärung abzugeben, er sei ein Lefoa (Engländer) und habe mit den Bazunga nichts gemein. Die Neger dieser Gegend sind stark und muskulös; Männer und Weiber bauen gemeinschaftlich den Boden. Die letzteren, sämmtlich mit einer Muschel in der Oberlippe, sahen selbstverständlich nichts weniger als schön aus. Livingstone sah nie eine solche Frau lachen.

### Siebennundzwanzigstes Kapitel.

Zusammenfluß des Loangwa und des Zambesi. — Ruinen von Zumbo. — Der Häuptling Mpende. — Der Bezirk Chicova.

Am 14. Januar 1856 erreichte Livingstone die Mündung des Loangwa in den Zambesi. Es handelte sich nun um die Ueberfahrt; aber die Untertanen Mburuma's weigerten sich trotz der Menge von Kähnen, die sie besaßen, mehr als zwei dazu herzugeben. Früher war hier ein Wohnort der Bazunga gewesen, welcher Zumbo hieß. Livingstone fand noch die steinernen Trümmer einer Kirche und im Grase eine zerbrochene Glocke mit einem Kreuze und den Buchstaben J. H. S., doch ohne Jahrzahl. Die Kirche lag unter 15 Gr. 37 Min. 22 Sec. südl. Br. und 30 Gr. 32 Min. östl. L.

\*Die Nacht ging ruhig vorüber, ohne den Angriff, den Livingstone befürchtet hatte. Am andern Morgen wurde sogar

nur ein Kahn geliehen, mit dem die Ueberfahrt gewagt werden mußte, während die Eingebornen bewaffnet dabei standen. Es ergab sich aber, daß sie dem Weißen mißtrauten und sich nur schützen wollten gegen irgend einen schlimmen Streich. Daher waren auch Weiber und Kinder entfernt worden. Man setzte an einer Stelle über, die etwa eine Meile von der Mündung entfernt war; der Fluß schien jetzt bei hohem Wasserstande über eine halbe Meile breit zu sein. Zuerst wurde das Gepäck nach einer Insel im Loangwa geschafft, dann das Vieh, dann die Menschen, und Livingstone blieb, wie immer, bis zuletzt. Nun kamen auch die Führer auf das andere Ufer hinüber, um Abschied zu nehmen; Livingstone beschenkte sie, und jetzt, da beide Theile von ihrer heimlichen Angst befreit waren, ging man in aller Freundlichkeit auseinander.

Als der Reisende am nächsten Tage an der Bergkette Manzanue entlang wanderte, kam er zu den Ruinen von acht bis zehn steinernen Häusern, und jenseit des Flusses erblickte er auf einer Anhöhe die Ueberreste einer Mauer, die wahrscheinlich zu dem Fort von Zumbo gehört hatte. Die Lage des Ortes, der nach drei Richtungen hin, durch den Loangwa, den Kafue und den Zambesi, Wasserverbindungen hatte, konnte für den Handel nicht günstiger gewählt sein. In dem dichten und hohen Gebüsch, durch

welches der Zug bald darauf seinen Weg nahm, ward er plötzlich von drei Büffeln angefallen, die mitten unter den Haufen stürzten. Livingstone's kleiner Reitochse galoppirte erschrocken auf die Seite, und als sein Herr im Stande war wieder Kehrt zu machen, sah er einen von seinen Leuten fünf bis sechs Fuß hoch in der Luft, während unter ihm ein Büffel blutend davon rannte. Das wüthende Thier hatte den Neger, der es verwundet, wohl an dreißig Schritt auf den Hörnern mit fortgetragen, bevor es ihn in die Höhe schleuderte, und dennoch war der Schwarze ohne Schaden davongekommen. Man riß ihn tüchtig ein und nach acht Tagen konnte er wieder auf die Jagd gehen.

Der Zambesi ist in der Gegend von Zumbo sehr breit und umschließt eine Menge Inseln, die sämmtlich bewohnt sind. Auf einer derselben, Chipanga, wohnte ein Schwarzer, der so eben von der portugiesischen Niederlassung Tete gekommen war und die Nachricht mitbrachte, daß die Portugiesen schon seit zwei Jahren mit den Eingebornen Krieg führten. Bei der Gelegenheit erfuhr man auch, daß die Erstern sich auf dem rechten Ufer des Zambesi angesiedelt hatten. Der Neger rieth, sogleich überzusetzen, um den Häuptling Mpende zu vermeiden, vor dem schon die Mburumaführer gewarnt hatten, weil er entschlossen sei, keinen Weißen durch sein Gebiet zu lassen. Livingstone bat den



Neger, ihm Kähne zur Ueberfahrt zu leihen; doch jener fürchtete sich, die hohen Herren des Zambesi zu beleidigen und man war also genöthigt, auf dem linken Ufer zu bleiben und den Feinden die Stirn zu bieten.

Das Land, welches der Fluß durchschneidet, ist mit dornigem Gebüsch bedeckt, das so in einander verwachsen war, daß Livingstone's Begleiter die Zweige erst auseinanderbiegen mußten, damit er seinem Weg fortsetzen konnte. Das Gras war hoch und dicht, doch nicht so undurchdringlich wie in Angola. Der Uferrand des Zambesi ist im Allgemeinen sumpfig und die unmittelbar ansteigenden Höhen mit Dörfern besetzt, die von bebauten Feldern umringt sind. Große Heerden von Büffeln und Antilopen weideten ruhig auf den Wiesen. Livingstone's Leute gingen in die Dörfer, wo sie mit großem Erfolge Vorstellungen ihrer Tanzkunst gaben und sich damit reichlich ihren Lebensunterhalt verschafften. Die jungen Weiber waren von ihren Sprüngen so entzückt, daß sie ausriefen: „Tanze für mich, ich werde Korn für dich mahlen.“

„Obgleich ich,“ erzählt Livingstone, „sehr besorgt war, wie Mpende uns aufnehmen werde, so konnte ich doch nicht umhin die Schönheit des Landes zu bewundern und dieses fruchtbare Thal mit Kolobeng zu vergleichen, wo wir monatelang auf Regen warteten und dann nur einen Gewit-

terschauer hatten, der alsbald wieder eingefogen war. Ich werde nie vergessen, was man in dieser langen Zeit der Trockenheit erduldet, die brennende Hitze der Ostwinde, den gelben wolkenlosen Himmel, die erstickende Atmosphäre, das verjengte Gras, die welken Blätter, das abgemagerte Vieh, die muthlosen Bewohner und das eigne hoffnungsleere Herz. Wie oft hörte ich dort durch die Grabesstille der Nächte den schrillenden Schrei des Regendocors, der die Wolken herbeirief, die nicht kamen, während ich hier unter dem Rollen des Donners einschlafe und beim Erwachen die fruchtbaren Thäler glänzend vor Frische sehe!<sup>a</sup>

Da Niemand Rähne zum Uebersezen hergeben wollte, so mußte Livingstone mit seinen 11 Begleitern gerade auf Mpende's Dorf zugehen. Als man demselben nahe kam, schickte der Häuptling sofort Boten ab, um zu erfahren, wer die Fremden seien. Die Führer, welche sie vom letzten Dorf aus hieher geleitet, wurden angewiesen, auf der Stelle umzukehren und ihre Vorsteher herbeizuholen. An Livingstone selbst richtete der Häuptling keine Botschaft. Am andern Morgen kamen bei Sonnenaufgang eine Anzahl Leute aus dem Dorfe dicht an das Lager heran, wobei sie eigenthümliche Laute ausstießen und einen rothen Gegenstand in der Luft schwenkten. Dann zündeten sie ein großes Feuer an, verbrannten Zaubermittel darin und ent-

fernten sich unter dem nämlichen Geschrei. Mit solchen Zaubermitteln wollten sie die Macht der Fremden lähmen und sie entmuthigen. Auf allen Seiten scharten sich Bewaffnete zusammen, deren Absicht ganz unverkennbar war. Von Mpende selbst war noch immer keine Botschaft eingetroffen, und als am Abend vorher drei von Livingstone's Begleitern in das Dorf gegangen waren und um Lebensmittel gebeten hatten, waren Leute, die das Geheul wilder Thiere nachahmten, immer hinter ihnen hergegangen. Dann hatte man sie gezwungen, dem Häuptling zu huldigen, und als dies geschehen war, ließ ihnen Mpende Spreu vorwerfen. Da solchen Anzeichen nach der Kampf so gut wie gewiß schien, befahl Livingstone einen Ochsen zu schlachten. Dies war ein Mittel, durch welches jederzeit Sebituane seine Krieger ermutigt hatte. Es bedurfte dessen aber kaum, denn die jungen streitkundigen Leute der Mannschaft verlangten, hungrig und abgerissen, nichts weiter als Kampf und freuten sich auf die Beute. Du hast uns, sagten sie zu Livingstone, Büffeln und Elephanten gegenüber gesehen, nun sollst du sehn, was wir im Kampf mit Männern leisten können.

Der ganze Stamm hatte sich etwa achthundert Schritt von dem Lager versammelt; die Bäume ließen seine Bewegungen nicht unterscheiden; von Zeit zu Zeit kamen

Einzelne zum Spioniren heran, gaben jedoch auf Livingstone's Fragen keine Antwort. Er gab ihnen ein großes Stück von dem Ochsen und bat sie, es ihrem Häuptling zu bringen. Nach geraumer Zeit erschienen zwei alte Männer und fragten: wer Livingstone sei. „Ich bin ein Lekoa“ (Engländer), versetzte er. „Wir kennen diesen Stamm nicht“, entgegneten sie, und glauben, du gehörst den Mozungwa (d. i. Portugiesen) an, mit denen wir im Kriege gelebt haben. Da zeigte ihnen Livingstone, welcher glaubte, sie meinten Bazunga oder portugiesische Mulatten, sein Kopshaar und die weiße Brust und fragte, ob die Bazunga ihm ähnlich sähen. Da nun die Portugiesen das Kopshaar kurz tragen und eine dunklere Hautfarbe haben, so sagten die beiden Alten: „O nein, ihre Haut ist nicht so weiß — du bist also von dem Stamme, der ein Herz für die Schwarzen hat?“ „Ganz gewiß!“ war die freudige Antwort, und sie kehrten nun in ihr Dorf zurück, wo, wie der Reisende später erfuhr, eine lange Berathung zwischen dem Häuptling und seinen Rathgebern stattfand. „Warum sollte man ihm den Durchzug verweigern, nachdem er das Gebiet so vieler Stämme durchwandert ist, die niemals über ihn zu klagen hatten?“ Diese wohlwollende Vertheidigung, welche der Vorsteher eines benachbarten Dorfes erhob, mit dem sich Livingstone erst am

Tage vorher unterhalten hatte, so wie der Umstand, daß der Fremde einem weißen Stamme angehöre, welcher den Schwarzen freundlich gesinnt sei, bestimmten Mpende endlich, ihn ruhig ziehen zu lassen. Als Livingstone diese günstige Entscheidung erfuhr, sandte er Sekwebu, einen seiner vornehmsten Makololo, zu dem Häuptling, um wegen des Ankaufs eines Rahnes zu unterhandeln; denn einer von seinen Leuten war so krank geworden, daß er die Reise nicht zu Fuß fortsetzen konnte. Sekwebu hatte seine Bitte noch nicht geendigt, so unterbrach ihn Mpende mit den Worten: „Dieser Mann ist wahrhaftig mein Freund; denn er klagt mir seine Noth!“ Und diese günstige Wendung des Gesprächs geschickt benutzend, fuhr Sekwebu fort: „O wenn du ihn kenntest wie wir, die mit ihm leben, so würdest du wissen, welchen Werth er auf deine und Mburuma's Freundschaft legt; und da er fremd ist, so zählt er auf euch und hofft, ihr werdet ihm seinen Weg weisen.“ Er muß auf das andre Ufer, versetzte lebhaft der Häuptling; denn auf dieser Seite ist der Weg beschwerlich und nach Tete bei weitem länger. „Aber wie kommen wir über den Zambesi, wenn du uns nicht hilfst?“ fragte Sekwebu. „Freilich,“ erwiederte Mpende; „es thut mir leid, daß du nicht früher gekommen bist; doch seid nur ruhig, ihr sollt hinüber.“ — Der Häuptling sprach sein aufrichtiges Be-

dauern aus, daß ihn sein Zauberer abgehalten habe, Livingstone zu sehen und selbst nur von dem Fleisch zu essen, das ihm dieser geschickt hatte. Dagegen that er später Alles, was nur in seiner Macht stand, den Reisenden nützlich zu sein, und man trennte sich in der freundlichsten Weise.

Mpende schickte jetzt zwei Leute seines Hofstaates zu den Bewohnern einer großen Insel, die stromabwärts von seinem Dorfe lag, und befahl ihnen, die Fremden überzusetzen. Dies geschah am 24. Januar. Der Zambesi ist hier von einem Ufer zum andern über viertehalbtausend Fuß breit; davon bilden über zwei Drittheil einen tiefen Strom, der mit einer Geschwindigkeit von  $3\frac{1}{4}$  Meilen in der Stunde fließt. Es war noch nicht die Zeit der periodischen Ueberschwemmung und die jetzige Wasserhöhe kam von den Regen her, welche diesseits auf dem östlichen Höhenzuge gefallen waren.

Die nächste Insel, zu der man kam, gehörte einem Manne, Namens Mozinkwa. Hier, wo man mehrere Tage durch den Regen zurückgehalten wurde, starb einer von Livingstone's Begleitern und ein anderer entschloß sich bei Mozinkwa zu bleiben. Der Reisende wandte nichts dagegen ein und bat nur den Häuptling, den Mann nicht als Sklaven zu verkaufen. Denn der Sklavenhandel nimmt

in dieser Gegend seinen Anfang. Man empfing hier den Besuch mehrerer Leute, die bis in Tete gewesen waren, das etwa noch zehn Tagereisen entfernt sein sollte. Einer darunter, ein Maschona, der weither aus Südwesten kam, hatte auf seinen Reisen gehört, daß die Engländer Feinde des Sklavenhandels seien, und bemerkte zu Sekwebu: „Das sind Menschen!“ Er wollte damit sagen, daß die Sklavenhändler einen solchen Namen gar nicht verdienten. Selbst die Sklaven sind von den Absichten der Engländer sehr wohl unterrichtet, und die Diener des Commandanten von Tete sagten im Scherz zu ihm, als sie hörten, daß Livingstone dorthin kommen werde: das ist unser Bruder, und wir werden dich, wenn er kommt, alle verlassen und mit ihm gehn.

Der Maschona wäre gern bis zu dem Lande der Weißen mitgekommen, seine Frau ließ ihn aber nicht fort. Die Frauen tragen hier nur einen kleinen zinnernen Knopf in der Oberlippe. Sie kaufen das Zinn von den Portugiesen. Zinn und Silber kann hier Niemand unterscheiden; Gold aber, das gänzlich unbekannt ist, kennen sie und nennen es Dalama. Von eingebornen Händlern, denen Livingstone begegnete, kaufte er Baumwollenzeug aus einer nordamerikanischen Fabrik.

Der Zingesi, ein kleiner Sandfluß (15 Gr. 38 Maß

34 Sek. südl. Br., 31 Gr. 1 Min. östl. Länge), der gerade Hochwasser hatte, war 150 bis 180 Fuß breit und über drei Fuß tief. Wie alle Sandflüsse ist er den größten Theil des Jahres über trocken; aber gräbt man nur ein paar Fuß tief, so trifft man auf Wasser, das unterhalb der Sandschicht auf einem Thonlager fließt. Dergleichen Erscheinungen sind es, die man häufig als unterirdische Flüsse bezeichnet hat. Die Reisenden versuchten es den Zingesi zu durchwaten, doch jeder Fußtritt grub ein so tiefes Loch in den Sand, und die rasche Strömung erweiterte dasselbe augenblicklich so sehr, daß man eiligst umkehrte, um wieder herauszukommen.

Sobald man das Gebiet des Häuptlings Mpende verlassen hat, kommt man durch eine Strecke Landes, auf welcher äußerst strenge Jagdgesetze herrschen. Der Grund und Boden jedes Häuptlings ist genau abgegrenzt, gewöhnlich durch einen der kleinen vielen Bäche, die auf beiden Ufern senkrecht dem Zambesi zufließen. Wird nun ein Elephant auf dem einen Gebiet gejagt und flieht verwundet auf ein anderes, wo er stirbt, so hat der Eigenthümer des letztern die unten liegende Hälfte des Thieres zu beanspruchen. Der Jäger rührt es nicht eher an, als bis er den Häuptling benachrichtigt und dieser Jemanden abgeschickt hat, welcher der Theilung beiwohnt. Wird es früher zerlegt,



so verfällt dem Häuptling das Ganze. Von einem Büffel muß der Jäger noch ein Hinterviertel an den Herrn des Bodens abgeben, auf dem er das Thier gejagt hat, von einer Glennantilope, deren Fleisch für ein königliches Gericht geachtet wird, noch weit mehr, so daß dem Jäger selbst sehr wenig bleibt.

Im Sanern Afrika's wird derjenige, der ein Thier zuerst verwundet, für den Eigenthümer desselben angesehen; wer ihm die zweite Wunde beibringt, hat ein Hinterviertel, ein Dritter ein Vorderbein zu beanspruchen. Der Häuptling empfängt ein Stück als Abgabe, an manchen Orten die Brust, sonst die Seiten und ein Vorderviertel. Der Glaube an eine „Elephantenmedicin“, die ihren Besitzer zu einem ganz besonders geschickten Jäger macht, ist selbst unter den Portugiesen stark vertreten.

Bei dem Dorfe Mofusa's wird aus dem Sande des Flüsschens Chowe, wenn das Bett desselben trocken liegt, etwas Salz gewonnen. Es war das erstemal, daß Livingstone seit Angola welches zu Gesicht bekam, denn das ganze Land der Barotse und der Balonda enthält keins. Die Einwohner bauen hier ihre Wohnungen inmitten ihrer Gärten auf Gerüsten, um vor den Löwen und Elephanten, besonders aber vor der gefleckten Hyäne gesichert zu sein. Trotz seiner Feigheit wird dieses Thier sehr gefürchtet, weil es

häufig Schlafende überfällt und ihnen das Gesicht zerreißt. Auf solche Weise hatte Mozinkwa seine Oberlippe verloren. Die Wunden, welche die Hyäne beibringt, sind zuweilen tödlich. Reicht schon der Laut einer menschlichen Stimme hin, sie in die Flucht zu jagen, wenn sie heranschleicht, so hält sie doch, wenn ihre Zähne sich erst in's Fleisch eingebissen haben, fest, und ihre Kinnbacken sind von gewaltiger Kraft, denn sie zermalmt mit großer Leichtigkeit die von den Negern fortgeworfenen Schenkelknochen der Dohsen. Nicht selten raubt sie Kinder.

In dieser fruchtbaren Gegend zeigten sich die Leute durchweg sehr freigebig und Livingstone's Begleiter kehrten aus jedem Dorfe mit vollen Händen zurück. Auch gab man mit einer Zartheit, die dem Empfänger das Annehmen leicht machte. Das ist, wie Livingstone bemerkt, in allen Gegenden des Innern der Fall, die noch keinen Verkehr mit Europäern gehabt haben. Man entschuldigte sich sogar, daß man nicht mehr gäbe und bedauerte, von der Ankunft der Fremden nichts gewußt zu haben, sonst würde man für größere Vorräthe gesorgt haben. Sie fanden es auch ganz natürlich, daß ihnen Livingstone kein Gegengeschenk machen konnte. Im Allgemeinen gab derselbe auf seinen Reisen, soweit er es vermochte, jederzeit in entsprechender Weise. Dagegen kommt es vor, daß Reisende,

auch wenn sie wirklich noch mit nützlichen Dingen versehen sind, die Gastfreundschaft etwa mit einigen Knöpfen hinlänglich bezahlt zu haben glauben. Die Afrikaner wissen ein solches Benehmen aber recht wohl zu würdigen, und ein Händler, der einem Häuptling eine alte werthlose Flinte zum Geschenk machte" wurde der Gegenstand des allgemeinen Spottes. „Dieser Weiße“, sagten die Frauen von ihm, „der eine Flinte schenkt, die neu war, als sein Großvater von seiner Urgroßmutter gestillt wurde.“ — Nur an den Grenzen der Civilisation hatte Livingstone über die habgüchtigen Forderungen der Eingebornen zu klagen.

Am 6. Februar kam man in das Dorf Boroma's, das ebenso wie eine Menge umliegender Ortschaften von weiten Strecken angebauten Landes umgeben war. Die Mutter des Häuptlings benahm sich mit aller Höflichkeit und ließ Boroma, der nicht zum Vorschein kam, damit entschuldigen, er befinde sich diesen Morgen in der Gewalt der Barimo, was wohl nichts anders heißen sollte als: Seine Hoheit sei betrunken.

Die Reisenden folgten dem Laufe des Zambesi bis zum Pinkwehügel, der unter 15 Gr. 39 Min. 11 Sec. südl. Br. und 31 Gr. 48 Min. östl. L. auf dem linken Flußufer liegt. Da aber in Folge der letzten heftigen Regengüsse

der Zambesi seine Ufer überschwemmt hatte und seine sämtlichen Nebenflüsse gleichfalls ausgetreten waren, so beschloß Livingstone den Strom zu verlassen und sich von hier aus südöstlich zu wenden, um festeren Boden zu gewinnen. Die Gegend, die man jetzt durchwanderte, war mit einer Menge Mopanebäumen bewachsen. Ein Eichhörnchen hatte in einem derselben einen Vorrath von Samenkörnern zusammengetragen und diese sorglich mit grünen Blättern bedeckt. Es sammelte aber nicht für den Winter, sondern vielmehr für die heiße Sommerzeit, weil die Bäume dann in der Regel keinen Samen haben. Ueberall traf man hier auf versteinerte Bäume; manche, von denen der Wipfel abgebrochen war, standen aufrecht, andere lagen in Stücken an der Erde. Ein Stück von einem Palmbaum war in Eisenoxyd verwandelt und die Poren mit Kiesel ausgefüllt. Alle diese fossilen Bäume liegen auf weichem grauen Sandstein.

Das Gebiet von Chicova besteht aus einer sehr gleichförmigen Ebene, die alljährlich theilweise vom Zambesi überschwemmt wird. Basaltfelsen, die das Bett des Flusses durchsetzen, bilden hier den Wasserfall von Kebrabasa. Die Nachricht, daß man früher in dem District von Chicova Silber gegraben habe, ist unbegründet; wohl aber hat man aus dem Sande der Flüsse Luia und Mazoe, die in den Luenya münden, Gold gewaschen. Die Einwohner von

Chicova nennen sich selbst Bambiri und sind einer von den verschiedenen Stämmen, die das Gesammtvolk der Banyai bilden. Nyampungo, der Häuptling dieser Gegend, benahm sich gegen die Reisenden: sehr höflich und freigebig. Er gilt weit und breit für einen Regenschmacher, und die benachbarten Stämme schicken deshalb zu ihm und lassen ihn bitten, den Regen herabzurufen. Es ergiebt sich daraus, daß es hier weit weniger regnet als in Loanda. Der Häuptling leidet an einem Hautausschlage, den man Sefenda nennt und welcher hier zu Lande, trotzdem daß sich die Eingebornen sehr reinlich halten, häufig vorkommt. Da die Tsetse hier haust, so können die Leute kein Rindvieh erhalten; sie glauben aber, es fehle ihnen nur die geeignete Medicin dazu.

Der Nakessuß, in dessen Bett die Reisenden eine Zeitlang wanderten, ist nahe an 200 Fuß breit, aber den größten Theil des Jahres über trocken; um Wasser zu erhalten, muß man im Sande ein Loch graben. Er geht zuerst nach Norden und wendet sich dann nach Osten.

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eine Elephantenjagd. — Lachende Hyänen. — Insektenleben. —  
Afrikanische Vögel. — Das weiße und schwarze Rhinoceros. —  
Der Vogel Korwe. — Der Häuptling Monina. — Der Kaiser  
von Monomotapa. — Regierungsform der Banyaa. — Ein  
Kriegstanz. — Ein Gottesurtheil. — Einfluß der Frauen. —  
Ankunft in Tete.

Am 14. Februar verließ man den Häuptling Nyampungo und folgte dem Lauf des kleinen Sandflusses Molinge, der in den Nake mündet. In einer ziemlich offenen, mit vielen Mopanebäumen bewachsenen Gegend machten Livingstone's Begleiter, die schon mehrere Tage kein Fleisch gegessen hatten, auf einen alten Elephanten sehr hitzig Jagd. Einer von ihnen stürzte sich auf das Thier und hieb ihm mit einem Schläge der Art die Knieschellen durch, dann wurde er vollends getödtet. Einige Banyaijäger waren zufällig bei diesem wüthenden Angriff zugegen; da

nahm der Älteste von ihnen seine Tabaksdose und schüttete den ganzen Inhalt derselben am Fuß eines Baumes als Opfergabe für die Barimo aus, damit die Jagd einen glücklichen Erfolg habe. Als das Thier gefallen war, tanzten seine Verfolger wie rasend um ihre Beute, während die Banyai ihnen ganz erschrocken zusahen. „Ich habe wohl gesehen,“ sagte der Mann mit der Dose zu dem Reisenden, „daß du mit Leuten reiseest, die nicht zu beten verstehen, darum opferte ich für sie das Einzige, was ich besaß, und der Elephant wurde getödtet.“ Außerdem hatte sich gleich zu Anfang des Kampfes ein anderer Banyai dem Schauplatz genähert und hatte mit inbrünstiger Stimme zu den Geistern um einen guten Ausgang gebetet. Was Livingstone's Begleiter anbetraf, so äußerten sich ihre religiösen Empfindungen in einer ganz andern Ausdrucksweise. Als sie den Elephanten todt vor sich sahen, sprachen sie: Gott hat ihn uns gegeben! Er sagte zu diesem alten Vieh: Steh' auf, es kommen Leute, die dein Fleisch nöthig haben.

Nach der Strenge der Jagdgesetze durfte man den Elephanten nicht eher zerlegen, als bis der Eigenthümer des Grundes und Bodens, der in der Nähe des Zambesi wohnte, davon Kunde erhalten. Die Banyai machten die Jäger darauf aufmerksam, wie sehr ihnen der Zufall günstig sei, denn die Seite, auf welcher der Elephant lag, und

die geseßlich dem Grundherrn zukam, hatte nur einen kurzen abgebrochenen Zahn, während der andere ganze den Fremden gehörte. Erst am Abend des folgenden Tages kamen die Boten wieder zurück und brachten vom Eigenthümer zum Dank für die glückliche Jagd einen Korb voll Getreide, ein Huhn und einige Schnüre Glasperlen mit. Sie bemerkten auch, daß man den Barimo gedankt habe und schlossen dann: „Da liegt das Thier, nun eßt und freut euch!“ Eine ansehnliche Gesellschaft war mitgekommen, um an dem Festmahl theilzunehmen, und obgleich das Fleisch schon sehr angegangen war, so schmauße man doch mit bestem Appetit. Der Geruch hatte eine Anzahl Hyänen herbeigelockt, die zwei Nächte hindurch ihr unheimliches Geschrei erschallen ließen, das dem menschlichen Gelächter zuweilen täuschend ähnlich ist. Livingstone's Leute behaupteten, sie lachten vor Freude, weil sie wüßten, man werde den Elephanten nicht ganz aufzehren und sie gleichfalls ihr Theil bekommen.

Das Gras war hier so hoch wie im Thal von Cassange. Mit dem Eintritt der Regenzeit wimmelt es von Insekten. Zahllose unendlich kleine Thierchen bewegten sich auf Livingstone's Schachteln. Er betrachtete sie durch die Lupe und fand vier verschiedene Arten; die einen hatten grün und goldne Flügel, die von metallischem Glanz funkelten,



die andern waren wie Krystall durchsichtig, eine dritte Art zeigte ein brennendes Roth, die vierte war schwarz wie Gagath. Diese Insekten nähren sich vom Samen der Pflanzen; jede hat ihr besonderes Insekt, und wenn die Regenzeit vorüber ist, bleibt wohl sehr wenig Samen übrig, der nicht mehr oder minder angefressen wäre; selbst der von den giftigsten, wie von Kongwhane, den ein scharlachrothes Insekt verzehrt, und von Euphorbien, bleibt nicht verschont. Auch Tausendfüßler mit rothem Leibe und blauen Beinen kriechen in Menge umher. Sie sind unschädlich, aber ihr Anblick erweckt einen unüberwindlichen Abscheu. In den heimlichsten Stellen des Waldes hört man ein leichtes Summen, als Ausdruck des Behagens, welches die Insekten empfinden. Man sieht sie millionenweise in der Sonne schwärmen und mit den glänzenden Flügeln an die mit Licht überflossenen Blätter streifen. Und welche Myriaden entgehen noch dem Auge, die ihre hungrigen Saugerüssel tief im Schatten bewegen; wie viele leben noch in den Stengeln und Knollen der Pflanzen, im Fleisch der Früchte, im Mark der Bäume!

Man behauptet allgemein, daß die Vögel unter den Tropen keinen Gesang haben; schon in Loanda fand Levingstone diese Annahme widerlegt, wenn auch die Singvögel dort sehr selten sind; hier aber bildet das geflügelte

Völkchen so stark besetzt und so laut erschallende Chöre wie nur in Europa. Allerdings ist ihre Stimme nicht so melodisch, und es kommt einem vor, als sängen sie in einer fremden Sprache. Manche erinnern an den Gesang der Lerchen, andere an Drossel, Fink und Rothkehlchen; ihre Gesänge sind aber mit wunderlichen Tönen gemischt, die oft ganz unerwartet dazwischen fallen. Der eine stößt herzhaft ein pik, pok pok heraus, während sein Nachbar einen vereinzelt Ton vernehmen läßt, der dem Pizzicato einer Geige gleicht. Der Mokwa Keza oder Regenvogel singt ähnlich wie die Amsel und schließt mit einem mehrmals wiederholten Laut, in dem die Eingebornen das Wort Pula, Pula (Regen, Regen) zu vernehmen glauben, wogegen Livingstone ein wiew, wiew heraushörte. Diesem Gemisch hellklingender Laute, welche die Melodie durchbrechen, gesellt sich noch der widerhallende Ruf der Frankolinhühner, das Girren der Tauben, das tshick, tshick, tshick, tshörr, tshörr des Honigkukuks und in der Nähe der Dörfer der Schrei der Perlhühner, das Krähen des Hahns, sowie alle Stimmen des Hausgeflügels, welche der Spottvogel täuschend nachahmt. Den Vögeln dieser Wälder fehlt keineswegs der Gesang, sondern nur ein Dichter, welcher ihn feiert. Wenn die Sonne mit glühenden Strahlen den Erdboden und die Blätter versengt und Alles

leht vor Trockenheit, so herrscht ringsum ein tiefes Schweigen, doch kaum ergießt sich der Regen, so erheben sich alle Stimmen, um ein endloses Concert von frohen und lieblichen Gesängen zu beginnen. Nur wenige dieser Vögel sind mit einem so prächtigen Gefieder, wie die Vögelwelt in Brasilien ausgestattet; die Mehrzahl hat vielmehr ein unscheinbares Aussehn.

961788 — 931928

Von Livingstone's Begleitern wurden mehrere von Spinnen und andern Insekten gebissen; der Stich oder Biß ist oft sehr schmerzhaft, doch ohne Folgen. Eine große Raupe, die hier in Menge vorkommt und *Lezuntabuea* heißt, ist braun und mit langen grauen Haaren bedeckt, so daß sie wie ein Stachelschwein in Miniatur ausseht. Berührt man sie, so dringen diese Haare in die Poren der Haut und verursachen einen brennenden Schmerz. Andere haben ähnliche Vertheidigungswaffen und lassen bei der Berührung ein Gefühl zurück, als habe man eine Nessel angegriffen. Die Schmetterlinge zeigen keine besondere Farbenpracht. Einer von ihnen fliegt ganz wie eine Schwalbe.

Eine sehr wohlschmeckende Frucht dieser Gegend ist die kleine schwarze Moforongapflaume, nur daß der Kern, wie bei allen wildwachsenden Früchten, für das Fleisch zu groß ist. Sie wächst in großer Menge und ist eine Lieblings-

speise des Elephanten. Die Eingebornen, denen nichts über Fett geht, rühmen von ihr, sie sei das reine Fett. Livingstone gewahrte hier die Spuren eines schwarzen Rhinoceros, das nördlich vom Zambesi ungemein selten vorkommt. Das weiße Rhinoceros, das Mohohu der Betschuanen, ist vollständig aus dieser Gegend verschwunden und wird auch im Süden bald unbekannt sein. Es nährt sich fast ausschließlich von Gras und ist sehr arglos, so daß es jedem Jäger, der mit einer Feuerwaffe versehen ist, leicht zur Beute wird. Das schwarze Rhinoceros ist bei weitem wilder, und wie alle Thiere, die eine bössartige Natur besitzen, hat es nicht eine Unze Fett auf dem Leibe. Bei seiner großen Vorsicht wird es keinesfalls so rasch wie das weiße ausgerottet werden. Die Naturforscher nehmen vier verschiedene Arten des Rhinoceros an, Livingstone nur zwei. Er ist der Meinung, daß die Unterschiede, auf welche man die beiden andern Arten begründet hat, nur eine Folge des verschiedenen Alters waren, in welchem die Thiere beobachtet wurden.

In den großen Mopanewäldern, welche man durchwanderte, sungen Livingstone's Begleiter eine Menge rothschnäbliger Korwevögel (*Toccus erythrorhynchus*), die in den Höhlungen dieser Bäume brüten. Der Reisende sah ein Nest, welches gerade so weit fertig war, um ein Korwe-

weibchen aufnehmen zu können. Von der auf beiden Seiten mit Lehm verklebten Höhlung war nur eine herzförmige Oeffnung frei geblieben, groß genug, um den Vogel hindurchschlüpfen zu lassen. Das Ei ist weiß und gleicht dem einer Taube. Livingstone hatte den Korwe-Vogel zum erstenmale in Kolobeng in einem Walde gesehen. Der hohle Baum, in welchem sich das Nest befand, zeigte nur einen Spalt, der einen halben Zoll breit und drei bis vier Zoll lang war; denn das Weibchen bleibt während der ganzen Brützeit in seinem Neste eingeschlossen und das Männchen mauert den Eingang beinahe vollständig zu und läßt die Oeffnung gerade nur so groß, daß es den Schnabel hindurchstecken und das Weibchen füttern kann. Das letztere legt seine Eier auf ein Bett von Federn, die es sich selbst auszupft und bleibt bei den Jungen so lange, bis sie flügge sind. Während dieser ganzen Zeit von zwei bis drei Monaten ernährt das Männchen die gesammte Familie. Das arme Thier wird dabei so mager und kraftlos, daß es manchmal nach einem heftigen Temperaturwechsel, wie er häufig nach einem Gewitter eintritt, vor Schwäche auf die Erde fällt und stirbt. Das eingeschlossene Weibchen dagegen wird so fett, daß es den Eingebornen als ein Leckerbissen gilt. Zuweilen brütet auch das Weibchen, wie die Eingebornen erzählen, anfangs nur zwei Eier aus, und wenn die Jun-

gen daraus flügge sind, durchbrechen wieder zwei andere ihre Schale, und dann wird das junge Pärchen, nachdem der Eingang zum Nest wiederum vermauert ist, gemeinschaftlich von den Alten gefüttert.

Der Honiglukuk erfüllte sein Amt mit vielem Eifer und wies Livingstone's Reisegefährten eine Menge Honig nach. Das Wachs, das in Loanda ein sehr gesuchter Handelsartikel ist, findet hier keinen Absatz und wird, ebenso wie bei den Batoka, als unnütz fortgeworfen. Obgleich man sich jetzt den portugiesischen Niederlassungen näherte, war das Wild immer noch zahlreich. An einem einzigen Tage wurden sechs Büffelälber getödtet. Neben Büffeln und Antilopen sah man gleichfalls eine Menge Hyänen und Löwen.

Die Zahl der letztern muß sich natürlich sehr vermehren, da Niemand daran denkt auf sie Jagd zu machen. Die Eingebornen glauben nämlich, die Seelen ihrer Häuptlinge gingen in Löwenkörper über; ja sie glauben sogar, ein Häuptling könne sich, wenn er Lust habe, einen Menschen zu tödten, beliebig in einen Löwen verwandeln und dann wieder seine menschliche Gestalt annehmen. So oft sie also einem Löwen begegnen, begrüßen sie ihn durch Händeklatschen.

Man überschritt die kleinen Flüsse Kapopo und Ue,

die jetzt voll Wasser waren, doch für gewöhnlich trocken sind. In dieser ganzen Gegend, wie überall an den Ufern des Zambezi, ist ein Ueberfluß von wilden Weineuben. Im Batokalande giebt es eine Rebe, welche schwarze sehr süße Trauben trägt. Ihre Blätter sind breit und hart, um der Sonne widerstehen zu können. Die gewöhnlichsten Arten sind in Folge ihrer großen Kerne, die einen zusammenziehenden Geschmack haben, durchaus nicht angenehm. Die Portugiesen bereiten Weinessig daraus. Die Eingebornen essen jedoch alle Arten ohne Unterschied.

Am 23. Februar erreichte man das Dorf Monina's, das unter 16 Gr. 13 Min. 38 Sek. südl. Br. und 32 Gr. 32 Min. östl. Länge in der Nähe des Sandflüßchens Tangwe liegt. Monina ist bei allen benachbarten Stämmen in Folge seiner Freigebigkeit sehr beliebt. Er sowohl wie Boroma, Nyampungo, Sira, Suza und Katolosa erkennen die Oberherrlichkeit Nyatewe's an, der alle Grenzstreitigkeiten der Häuptlinge entscheidet. Ein ähnlicher Verband kommt auch in Loanda vor, so wie noch in mehreren Gegenden Afrika's. Katolosa ist der so viel genannte Kaiser von Monomotapa, er ist aber gegenwärtig ein sehr dürftiger Kaiser. Die Portugiesen schickten diesem schwarzen Monarchen früher Hülfsgelder und eine Ehrenwache, die bei allen Leichenbegängnissen eine Salve abfeuern mußte.

Die einzige Spur, welche der Nachfolger seiner Macht bewahrt hat, ist ein Serail von hundert Frauen. Motape, einer von Katolosa's Vorgängern, war Häuptling der Bambiri, eines Stammes der Banyai. Er war ohne Zweifel thatkräftiger als sein Nachkomme, doch keineswegs ein mächtiger Herrscher. Was den so volltönenden Namen Monomotapa anbetrifft, so ist zu bemerken, daß die Ausdrücke Mono, Moëne, Mona, Mana oder Morena nichts weiter bedeuten, als Häuptling. Es ist eine große Verwirrung daraus entstanden, daß man verschiedene Stämme mit der Mehrzahl des Namens bezeichnet hat, welchen der Häuptling führte. Wenn man z. B. die Monomoizes oder die Monomotapistas sagt, so ist das gerade so, als wollte man die Schotten Lord Douglasses nennen. Monomoizes ist gebildet aus Moiza oder Muiza, und die Mehrzahl davon, Babisa oder Wiza, ist der Name eines großen Stammes im Norden.

Die Regierung der Banyai ist eine merkwürdige Art von Feudalrepublik. Der Häuptling wird gewählt und dem Schwesterohne des verstorbenen Häuptlings giebt man den Vorzug vor dessen eigner Nachkommenschaft. Gefällt auch jener den Wählern nicht, so nehmen sie keinen Abstand, sich ihren Herrscher sogar aus einem benachbarten Stamme zu holen. Fast immer kommt ein Unverwandter an die



Reihe, doch nie der Sohn oder die Tochter des Verstorbenen. Wenn das Volk dem Erwählten seine Ernennung ankündigt, so ist es Sitte, daß er die Macht ablehnt, unter dem Vorwande, er sei so erhabenen Pflichten, wie sie die höchste Würde auferlegt, nicht gewachsen. Man dringt aber in ihn und er weigert sich nicht länger. Er nimmt nun von allem Hab und Gut seines Vorgängers Besitz; auch die Frauen und Kinder desselben fallen ihm zu, und er sorgt dafür, die letztern in einer abhängigen Lage zu erhalten. Sind sie, was öfter vorkommt, dieser Abhängigkeit müde und begründen in der Nähe ein eigenes Dorf, so schickt der Häuptling ganz gewiß dem Vasallen, der ihn verlassen hat, eine Schaar seiner jungen Leute auf den Hals, und wenn man die Abgeordneten nicht mit der gebührenden Unterthänigkeit empfängt, wenn nicht lebhaft und lange genug in die Hände geklatscht wird, so wird das Dorf ohne Weiteres in Brand gesteckt. Das ganze Volk ist in zwei Klassen getheilt, in Freie, die nie verkauft werden dürfen, und in Sklaven, die selbst in ihrem Aeußern sehr herabgekommen sind. Die Kinder der Häuptlinge zählen allerdings zur Klasse der Freien, sind aber kaum in irgend etwas bevorzugt.

Moïna hat eine Menge Knaben von 12 bis 15 Jahren bei sich, die weit und breit den Familien der freien

Klasse angehören. Ebenso ist es bei den benachbarten Stämmen. Sobald nämlich die Knaben ein gewisses Alter erreichen, verlassen sie das Haus ihres Vaters und gehen in das eines Häuptlings über, der ihren Unterricht übernimmt. Dieser Unterricht besteht darin, sie zu vollkommenen Banyai zu machen. Sie sind einer strengen Zucht unterworfen und dürfen sich nicht eher verheirathen, als bis ihre Stelle durch einen frischen Nachwuchs ersetzt ist. Die Angehörigen sorgen für ihren Unterhalt und geben ihnen Diener mit, welche für ihre jungen Herren säen und ackern müssen; dem Häuptling aber, der für die Kleidung sorgt, schicken sie Elfenbein. Wenn nun die jungen Leute, gehörig geschult, wieder in ihre Dörfer zurückkehren, so halten sie über irgend einen Gegenstand öffentlich eine Rede, worauf die Eltern natürlich sehr stolz sind.

Monina selbst benahm sich gegen die Reisenden durchaus uneigennützig und nur auf Anlaß seiner Rathgeber, welche die Fremden einschüchtern und sie nöthigen wollten, Waaren, welche sie heimlich etwa bei sich führten, herauszugeben, wurde Abends, hundert Schritt vom Lager, ein Kriegstanz aufgeführt. Einige hatten Flinten, aber die Meisten waren mit Bogen und Speeren bewaffnet. Sie trommelten fürd'orlich und von Zeit zu Zeit wurde auch ein Gewehr abgeschossen. Da dieser Kriegstanz in der

Regel bei feindlichen Absichten aufgeführt wird, so hielten sich Livingstone's Begleiter auf einen Angriff gefaßt; doch ein oder zwei Stunden nach Einbruch der Nacht zogen sich die Tänzer zurück und Alles war vorüber. In derselben Nacht entfernte sich einer der angesehensten und verständigsten Makololo, Mohanin, in einem plötzlichen Anfall von Irrsinn. Er wurde, obgleich man ihn drei Tage lang suchte, nicht wieder aufgefunden; wahrscheinlich war er das Opfer eines Löwen geworden, die hier sehr zahlreich sind. Da Monina besorgte, man könne ihn deshalb in Verdacht haben, so ließ er Livingstone ausdrücklich sagen: sämtliche Banyai hielten den Raub eines Fremden für ein Verbrechen.

Die Reisenden setzten ihre Wanderung in dem Bett des Sandflusses Tangwe fort. Sie wurden so müde davon, als ob sie im tiefen Schnee gegangen wären. Das Land war flach, doch in der Ferne zeigten sich Höhenzüge und südlich sah man die Hügel von Lobale. Die Gegend ist hier so von Löwen heimgesucht, daß sich kein Eingeborner allein in den Wald wagt.

Nicht weit von dem Dorfe Monina's traf man auf einen Hexendoctor, und sämtliche Frauen des Häuptlings kamen nüchtern auf's freie Feld hinaus. Sie sollten sich hier einer Prüfung unterwerfen, die man Muavi nennt,

und die in folgender Weise vor sich geht: Wenn sich ein Mann einbildet, daß ihn eine seiner Frauen behext habe, so läßt er einen Hexendoctor holen, um einen Aufguß von der Gohopflanze zu bereiten. Alle Frauen des vermeintlich Bezauberten müssen sich dann auf's Feld begeben, wo sie nichts eher zu sich nehmen dürfen, als bis der Doctor seinen Gohotrank fertig hat. Nun trinken alle, die Hand zum Himmel erhebend. Diejenige, welche den Trank wieder ausbricht, gilt für unschuldig und kehrt nach Hause zurück, wo sie den guten Geistern zum Dank für ihren Schuß einen Hahn opfert. Die Unglückliche aber, welche danach purgirt, wird für schuldig erklärt und lebendig verbrannt. Dergleichen Gottesurtheile sind bei allen Negerstämmen üblich, welche nördlich vom Zambesi wohnen. Hier zu Lande sind die Frauen selbst sehr begierig danach, auf solche Weise ihre Unschuld darzuthun, weil ihnen die Unfehlbarkeit des Muavi unzweifelhaft erscheint. Auch bei den Barotse, den Baschubia und den Batoka herrscht diese gefährliche Unsitte, nur mit einigen Abweichungen. Bei den ersteren z. B. giebt man den Trank einem Hahn oder einem Hunde ein und der Richter verkündet nach der Wirkung, welche sich bei dem Thiere einstellt, die Freisprechung oder Verdammung des Angeklagten.

Das weibliche Geschlecht erfreut sich übrigens bei den

Banyai einer sehr einflußreichen Stellung und eines großen Einflusses auf die Männer. Der Reisende hatte einen Führer angenommen, der als Lohn eine Hacke verlangte. Livingstone gab sie ihm und der Mann ging vergnügt nach Hause. Aber nicht lange, so kam er wieder und sagte, er selber würde ganz gern mitgegangen sein, doch seine Frau hätte nicht eingewilligt. So bring' die Hacke zurück, entgegnete Livingstone. — „Aber ich brauche sie.“ — Nun gut, dann führe mich. — „Aber wenn sie nicht will!“ — Habt ihr je einen solchen Schwachkopf gesehen? fragte Livingstone seine Begleiter. Doch diese erwiederten: O hier zu Lande haben die Frauen das Regiment. Sekwebu, welcher den Führer in seine Hütte begleitet hatte, erzählte, der Mann habe ihm seine Frau gezeigt mit den Worten: „Meinst du, ich könnte dieses reizende Wesen verlassen? Ist sie nicht reizend?“

Wenn sich ein junger Mann um ein junges Mädchen aus einem andern Dorfe bewirbt und die Mutter desselben nichts gegen ihn einzuwenden hat, so muß er seine Familie verlassen und in dem Dorfe seiner Frau leben. Er ist dann verpflichtet, seiner Schwiegermutter gewisse Dienste zu leisten, z. B. sie allezeit mit Brennholz zu versorgen. Auch darf er vor der alten Dame nur knieend sitzen, denn es wäre ja eine schwere Beleidigung, wenn er ihr gegenüber

die Füße ausstrecken wollte. Wird er es überdrüssig, ein solches Leben zu führen, so kann er zu seiner Familie zurückkehren; die Kinder aber muß er zurücklassen, denn die gehören der Frau. Diese Sitte entspricht übrigens der in Afrika weitverbreiteten, die Frauen zu kaufen. Wo den Eltern eines jungen Mädchens eine Anzahl Ziegen oder Kinder gegeben wird, geht die Frau mit ihren Kindern in eine andere Familie über; wo nichts gegeben wird, bleibt das ursprüngliche Unrecht. Nur die Bezahlung löst das Band zwischen der Vermählten und den Eltern.

Sehr viele Banyai haben eine Farbe, die nicht dunkler ist als heller Milchkafee, was hier zu Lande für eine besondere Schönheit gilt. Ihr Haar flechten sie in lauter kleine Zöpfe, die sie mit rothgefärbtem Bast umwinden. Auf der Reise binden sie alle in einen Knoten auf dem Kopf zusammen. Sie sind im Allgemeinen von großer Sauberkeit. Als Livingstone in der Nähe eines Dorfes übernachtete, hörte er die ganze Nacht durch trommeln, ein Beweis, daß dort Jemand gestorben war. Für Handelsleute ist es eine gefährliche Sache, zu dem Leichenbegängniß eines Häuptlings einzutreffen, denn bis zur Wahl eines neuen Oberhauptes sind alle Gesetze außer Kraft, und diese Gelegenheit wird von raubgierigem Gesindel benutzt, um die Waaren der Reisenden zu plündern. Man mußte große

Umwege machen, um nicht dem Häuptling Katolosa in die Hände zu fallen, der von den Reisenden sehr hohe Abgaben fordert. Endlich, am 2. März, war man Tete bis auf acht Meilen nahe gekommen; hier aber konnte Livingstone, welchen der Weg durch eine rauhe steinige Gegend ganz erschöpft hatte, nicht weiter, sondern schickte die Empfehlungsbriefe aus Angola voraus. Am andern Morgen in aller Frühe erschienen zwei portugiesische Offiziere mit einer Abtheilung Soldaten, um Livingstone mit seinen Gefährten nach Tete zu geleiten. Sie hatten auch alles Material zu einem „civilisirten“ Frühstück mitgebracht, und als der Reisende seine Kräfte durch ein vortreffliches Mahl wieder hergestellt hatte, brach man ohne Verzug auf.

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

Aufnahme beim Commandanten von Tete. — Tete. — Kriege mit den Portugiesen. — Handel. — Goldwäschereien. — Der Maravi-See. — Die Jesuitenniederlassung Nicombo. — Leichenbegängniß.

Der Commandant von Tete, Tito Augusto d'Araujo Sicard, empfing die Reisenden auf das Wohlwollendste und ließ es an nichts fehlen, um den abgemagerten Mann wieder frisch und stark zu machen. Er gab auch seinen Leuten Lebensmittel und quartierte sie, so lange bis sie sich Hütten errichtet hätten, in eins seiner Häuser ein, um sie vor dem Biß des Tampan oder Carapato, wie dieses giftige Insekt hier genannt wird, zu schützen. Die Eingebornen zerstoßen den Tampan und vermischen ihn mit dem Heilmittel, welches sie gegen den Biß desselben anwenden.

Das Dorf Tete liegt auf einem Abhang, der bis an den Fluß hinab reicht. Das Ufer wird von grauem Sand-



stein gebildet, der von der Wucht des Stroms wie zerdrückt aussieht. Die Schichtung des Gesteins ist tiefgefaltet und jede dieser Falten bildet eine Straße. Die Häuser sind auf dem Kamm der Falte errichtet. Das Fort, auf dem nämlichen Ufer, wird von dem Gipfel der Anhöhe beherrscht. Hinter dem Dorfe öffnet sich gegen Süden ein breites Thal und jenseit desselben erhebt sich der länglichrunde Hügel Karueira. Die ganze Umgegend ist steinig und tief zerissen, doch jede ertragsfähige Stelle zum Anbau benutzt. Die Häuser sind nur mit Gras und Rohr gedeckt, und da der Regen den Schlamm, der die Mauern verkittet, wieder ausgewaschen hat, so ist der Anblick dieser heruntergekommenen Baulichkeiten unsauber und elend. Man holt den Kalk, den man zu einzelnen Veranda's benutzt, aus der Umgegend von Mozambique. Den weißen und rothfarbenen Marmor, den Livingstone an den Ufern des Mbaï und des Unguessi fand, und der ja leicht zu Kalk gebrannt werden könnte, scheinen die Portugiesen nicht zu kennen. Lete zählt etwa dreißig europäische Häuser auf 1200 Hütten der Eingebornen. Man kann die Gesamtbevölkerung höchstens zu 4500 Seelen annehmen, von denen aber nur die kleinere Hälfte innerhalb der Mauer wohnt, welche Lete umgiebt. Die Colonie ist im Vergleich zu früher nur noch eine Ruine. Mit Ausschluß der Garnison leben

kaum 20 Portugiesen hier. Die Zahl der erstern ist allerdings bei weitem größer. Aus Portugal wurden 105 Mann nach Senna geschickt, das am Zambesi zwischen Tete und Kilimane liegt, doch nach Verlauf eines Jahres waren 25 davon am Fieber gestorben. Die Uebrigen wurden nach Tete verlegt, das weit gesünder ist. Auf die Länge aber wird auch der Ortswechsel wenig helfen, da sie leidenschaftlich dem Genuß starker Getränke ergeben sind.

Das Fort von Tete hat zwar nur wenig Geschütze, dieselben sind aber in besserem Zustande als irgendwo in Angola, und ohne dieses Fort würden wahrscheinlich sämtliche Besitzungen der Portugiesen an der Ostküste Afrika's verloren gewesen sein. Doch ihre Macht so wie der Handel sind sehr in Verfall gerathen. Der Grund davon ist leicht aufzufinden. Früher versandte man nach Europa nicht nur Elfenbein und Goldstaub, der im Norden, Süden und Westen von Tete an verschiedenen Stellen durch Wäschereien gewonnen wurde, sondern gleichfalls eine Menge Weizen, Hirse, Mais, Kaffee, Del, Zucker und Indigo. Als sich jedoch die Kaufleute, um schneller reich zu werden, verlocken ließen, die Sklaven, welche sie zum Goldwaschen und zum Ackerbau benutzten, zur Ausfuhr nach Brasilien zu verkaufen, da konnten bald die Felder nicht mehr bebaut und das Land nicht mehr vertheidigt werden.

Während man früher alljährlich 130 Pfund Gold gewonnen hatte, beläuft sich der Ertrag gegenwärtig nur auf 8 bis 10 Pfund. Den Kaffee-, Zucker- und Indigopflanzungen fehlten die Arbeiter, die man verkauft hatte. Am Ende folgten die Herren den Sklaven nach, und die Regierung sah sich genöthigt, ein Gesetz gegen die Auswanderung zu erlassen.

Diese bedenklichen Umstände sollten sich jedoch durch die Aufstände zweier Halbblut-Portugiesen noch weit schlimmer gestalten. Der Eine von ihnen, Namens Nyaude, aus Goa gebürtig, legte eine Verschanzung an der Mündung des Luenya in den Zambesi an, und als der Commandant von Tete gegen ihn auszog, überfiel Bonga, ein Sohn des Rebellen, den unvertheidigten Ort und brannte ihn mit Ausnahme des Forts und der Kirche, in welche sich die Frauen und Kinder geflüchtet hatten, fast vollständig nieder. Die flüchtigen Portugiesen wurden von Katolosa, der sich bis dahin freundlich gezeigt hatte, gefangen, geplündert und getödtet. Ein anderer Mischling aus Macao, Namens Kisaka oder Choutama, erhob sich auf dem linken Ufer des Zambesi, wie Nyaude auf dem rechten. Er bildete sich ein, die Portugiesen hätten ihn beehrt und aus Rache legte er alle Pflanzungen und Landhäuser in Asche, welche die Kaufleute von Tete auf dem linken Flussufer besaßen. Das gab ihrem Vermögen einen Todesstoß. Da

man den Urheber dieser Verwüstungen nicht zu züchtigen vermochte, so ertheilte ihm endlich die Regierung in Lissabon vollkommene Amnestie!

Wäre Livingstone im Jahre 1853 statt nach der Westküste zu gehen hieher gekommen, so wäre er mitten in den Krieg hineingerathen und wahrscheinlich ein Opfer desselben geworden. Jetzt war nach langer Bedrängniß und gänzlicher Unterbrechung des Handels der Friede so eben geschlossen worden, was man vorzugsweise der großen Beliebtheit verdankte, die sich der neue Commandant von Tete, Major Sicard, bei allen Banyaï durch sein rechtliches und edelmüthiges Benehmen erworben hatte. Livingstone konnte nun ohne Gefahr einige Ausflüge in die Umgegend machen. Er besuchte mehrere Lager von Steinkohlen in der Nähe des Zambesi und fand im Bett des kleinen Flusses Nyacondo eine heiße Quelle, Nyamboronda genannt. Als Livingstone das Thermometer hineinhielt, zeigte das Quecksilber sogleich 158 Grad F. und stieg einen Augenblick später bis auf 160 Grad. Das Wasser lagert auf den Steinen, über welche es fließt, eine Kruste von weißem Salz ab.

Das mit bewaldeten Hügeln bedeckte Land im Norden und Nordosten von Tete ist sehr malerisch, die Thäler sind fruchtbar und sorgfältig angebaut. Livingstone glaubt,

die ganze Gegend zwischen Zumbo und Lupata, bilde, wenn gleich mit vielen Unterbrechungen, ein Kohlenlager von wenigstens  $2\frac{1}{2}$  Grad in der Breite. Indigo wächst überall wild, allein man sammelt ihn so wenig wie die Senna. Dagegen wird die Colombowurzel als Färbestoff nach Amerika ausgeführt.

Das Gold, das sich in ungemein dünnen Blättchen findet, wird auf eben so langwierige wie mühsame Art gewonnen, indem man den Sand in Holznapfen auswäscht. Livingstone besuchte selbst sechs verschiedene Goldwäschereien nördlich und nordwestlich von Tete. Auch wurde früher nach Westen zu in der Nähe von Zumbo am Flusse Panyame viel Gold gefunden, und noch weiter westlich war das heut völlig unbekannte Königreich Abutua durch seinen Handel mit Goldstaub berühmt. Nach Osten zu ist der Bezirk von Manica die bei weitem reichste Goldgegend, in welcher dies Metall sogar in der Größe von Weizenkörnern vorkommt. Livingstone vermuthet, jenes vorerwähnte Kohlenfeld sei ringeum von Goldlagern umgeben. In dem Bezirk von Manica graben die Eingebornen den goldhaltigen Boden nicht über drei Fuß tief auf, weil sie sich einbilden, wenn sie noch tiefer gingen, in's Bodenlose zu versinken. Finden sie etwa eine kleine Goldplatte, so graben sie dieselbe sorgfältig wieder ein, in dem Glauben, sie

werde sich vervielfältigen und das sei der kostbare Kern, von dem dann die Goldblättchen kämen.

Der Ackerbau wird hier allein mit der Hacke getrieben. Die natürliche Fruchtbarkeit ersetzt die Mühe der Bestellung. Man säet den Weizen an niedrig gelegenen Stellen, die alljährlich vom Zambesi überschwemmt werden. Nach dem Zurücktritt des Wassers macht man ein Loch mit der Hacke, wirft einige Körner hinein und scharrt die Erde mit dem Fuß wieder zu. Es braucht nur einmal gejätet zu werden, und nach vier Monaten wartet das Getreide nur auf den Schnitter und giebt hundertfältigen Ertrag.

Da Livingstone bei seiner Weiterreise die Mehrzahl seiner Begleiter in Tete zurücklassen mußte, so wies ihnen der Commandant Land zum Bebauen an und versah sie vorläufig mit Lebensmitteln. Er erlaubte ihnen auch mit seinen Leuten auf die Elephantenjagd zu gehen. Es war sehr merkwürdig, daß von den angesehensten Einwohnern Tete's, mit denen Livingstone verkehrte, auch nicht Einer nur eine Vermuthung hatte, wo der Zambesi seinen Ursprung nehme. Ein Eingeborner, welcher ziemlich weit nach Südwesten gekommen war, hatte zwar von der Reise des Missionairs nach dem Ngamisee gehört, allein er wußte so wenig wie alle Andern, daß der Zambesi im Suern

des Landes floß. Dagegen war man um so besser mit den Gegenden nördlich von Tete bekannt.

Ein Portugiese, Senhor Candido, hatte einen See fünfundvierzig Tagereisen nordwestlich von Tete besucht; wahrscheinlich war es der Maravisee der Geographen, da der Weg dahin durch die Maravistämme führte. Die Bewohner des südlichen Ufers nennen sich Schivas, die des nördlichen Mujaos, und der See wird Nianja oder Nianje genannt, was einfach großes Wasser oder Bett eines großen Flusses bedeutet. In der Mitte des Sees erhebt sich ein Berg Murombo oder Murombola, dessen Bewohner viel Rindvieh halten. Candido war an einer der schmalsten Stellen übergefahren und hatte gleichwohl sechsunddreißig Stunden gebraucht. Da die Kähne überall mit Stangen fortgeschoben wurden, so ergiebt sich, wenn man zwei Meilen auf die Stunde rechnet, an jener Stelle eine Breite von etwa 70 englischen Meilen. Sehr weite grasbewachsene Ebenen dehnen sich längs der Ufer aus, und der Reisende ging sieben bis acht Tage lang, ohne einen einzigen Baum anzutreffen. Rindvieh war hier überall um sehr geringen Preis zu bekommen. Aus dem südlichen Ende des Sees strömen zwei Flüsse ab, von denen einer, welcher gleichfalls Nianja heißt, sich auf der Ostküste, wo er den Namen wechselt, in's Meer ergießt. Der andere, Schire,

doch an der Stelle, wo er entspringt, Schirwa genannt, mündet unterhalb Senna in den Zambezi. Nach der Angabe, welche Candido von den Eingebornen empfing, würde der See nur eine Erweiterung des gleichnamigen Flusses sein, der von Norden kommt und den Murombo, d. h. Wiedervereinigung, umfließt. Der Name des Berges deutet an, daß sich zwei Flußarme an seinem Fuß wieder vereinigen. Der Schire fließt durch ein flaches Sumpfland, das aber eine zahlreiche und wie man sagt, sehr tapfere Bevölkerung hat. Die Portugiesen können den Fluß nicht bis zum See aufwärts fahren, weil die Fahrzeuge wegen der Wasserpflanze *Ufacinya*, die dort in ungeheurer Menge wuchert, nicht vorwärts kommen. Als Livingstone den Zambezi abwärts fuhr und an der Mündung des Schire vorbeikam, sah er selbst, wie massenhaft die Pflanze mit der Strömung herantrieb. Candido hatte auch unweit Tete im Maravilande einige Mal leichte Erderschütterungen wahrgenommen. Die Stöße schienen von Osten zu kommen und dauerten nur wenige Sekunden. Auch an der Küste von Mozambique und bei Senna ist diese Erscheinung beobachtet worden, welche Livingstone mit den fortwährend thätigen Vulkanen der Insel Bourbon in Verbindung bringt.

Senhor Candido, welcher hier das Amt eines Rich-



ters bei den Streitigkeiten der Eingebornen verwaltet und der ihre Sprache vollkommen versteht, versicherte, daß der Glaube an ein höheres Wesen, von dem das Weltall erschaffen worden, bei allen Stämmen dieser Gegend tief eingewurzelt sei. Sie nennen es, nach der Verschiedenheit ihres Dialekts, Morimo, Reza, Molungo, Nyambe. Bei den Barotse heißt es Nyampi, bei den Balonda Zampi. Sie halten es für den Regierer aller Dinge, glauben auch an die Fortdauer der vom Leibe abgeschiedenen Seele und besuchen die Grabmäler ihrer Verwandten, wo sie als Opfergabe Bier und Nahrungsmittel niederlegen. Bei der Giftprobe strecken sie, wie schon erwähnt wurde, die Hände gen Himmel, um den Herrn des Weltalls anzuflehen, ihre Unschuld zu bezeugen. Nach irgend einer überstandenen Gefahr opfern sie ein Huhn oder ein Schaf für die Seele eines abgeschiedenen Verwandten. Sie glauben an die Seelenwanderung und bilden sich außerdem ein, daß sich ein lebender Mensch in einen Löwen oder Alligator verwandeln und dann wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehren könne.

Während sich Livingstone in Tete befand, machte der Sohn des Monomotapa dem Commandanten einen Besuch. Er hieß Mozungo, d. i. weißer Mann; seine Stirn war niedrig und der Schädel fast kegelförmig. Er war der

Liebling seines Vaters, der ihn gern zum Nachfolger gehabt hätte; doch bei dem Tode des Häuptlings übertrug eine zahlreiche Partei die Macht an Katolosa, und Mozungo wurde jetzt, nach dem Gebrauch des Landes, der Adoptivsohn desselben. Die benachbarten Stämme haben den Portugiesen öfter Strecken ihres Landes angeboten, wenn sie zum Leichenbegängniß eines Häuptlings Soldaten abschicken wollten, damit am Grabe eine Salve abgefeuert und gleichzeitig die Thronbesteigung seines Nachfolgers verherrlicht würde. Man begreift nicht, warum sie eine so günstige Gelegenheit, sich Einfluß zu verschaffen, unbenutzt ließen. Jetzt müssen die portugiesischen Kaufleute, sobald sie das Gebiet Katolosa's berühren, dem Häuptling eine Menge Galico, der überall hier die Stelle des Geldes vertritt, so wie noch verschiedene andere Waaren als Abgabe zahlen, außerdem noch die Unterhäuptlinge zufrieden stellen und die Jagdgesetze streng beobachten.

Zehn Meilen südöstlich von Tete liegt ein ehemaliges Jesuitenkloster Micombo. Die Jesuiten waren, vor ihrer Aufhebung durch Pombal, sehr reich; sie schickten nach Goa an ihre Oberen häufig eine Menge Gold, das in Heiligenbildern verborgen war. Der Handel der Provinz lag wesentlich in ihren Händen. Sie haben aber kein so gutes Andenken zurückgelassen, wie ihre Brüder in Angola. Jetzt

giebt es in der ganzen Gegend nur zwei Geistliche, die beide Farbige sind, und in der einzigen Schule, die sich in Tete befindet, lernen nur die Kinder der Portugiesen lesen und schreiben; um die Schwarzen bekümmert sich Niemand. Die Europäer, die ihren Kindern eine höhere Ausbildung geben lassen wollen, schicken sie meist nach Goa in Indien. In allen portugiesischen Colonien der Ost- und Westküste Afrika's giebt es auch nicht einen einzigen Buchladen!

Am 2. April begann der Zambesi plötzlich mehrere Fuß zu steigen; es war das viertemal in diesem Jahre. Der trüben Färbung seines Wassers nach mußten starke Regen auf dem östlichen Abhange des Höhenzuges gefallen sein. In Folge des plötzlichen Temperaturwechsels, der am 4. mit dem Neumond eintraf, bekam nicht nur Livingstone, sondern gleichfalls der Commandant und dessen Sohn, so wie sämtliche Bewohner des Hauses, einen heftigen Fieberanfall. Der Vorrath an Chinin, welchen der Reisende mit sich führte, war fast ganz erschöpft; es giebt aber hier eine Art Chinabäume, die namentlich bei Senna und in der Umgegend von Kilimane wälderweis wachsen, und deren Rinde eine sehr heilkräftige Wirkung hat. Eine junge portugiesische Wittwe von 22 Jahren, die eben erst von Lissabon gekommen war, doch schon zehn

Sahre in Afrika gelebt hatte, erlag dem Fieber. Das Leichenbegängniß war sehr feierlich, doch ganz nach der Sitte des Landes. Am Sarge wurden zahlreiche Salven abgefeuert, die benachbarten Häuptlinge hatten Deputationen abgeschickt, und am folgenden Morgen zogen bei Sonnenaufgang die Sklaven des Bruders der Verstorbenen wehfliegend um Tete herum. Auch wurde den ganzen Tag über — wie bei den Schwarzen — die Trommel geschlagen.

Als sich Livingstone erholt hatte, schickte er sich an, den Zambesi weiter hinabzufahren. Er nahm nur sechzehn von seinen Leuten mit, die gute Ruderer waren; denn die Ernte in Kalimane sollte mißrathen sein und in Folge dessen an 8000 Sklaven vor Hunger umgekommen. Major Sicard versah indeß den Reisenden nicht nur mit allem Nöthigen, sondern befahl auch seinem Lieutenant, den er bis Kalimane mitschickte, Livingstone unterwegs nichts bezahlen zu lassen.

### Dreißigstes Kapitel.

Fahrt auf dem Zambesi bis Kilimane. — Die Niederlassung Senna. — Das Goldland Manica. — Parker's Bericht über den Zambesi. — Kilimane. — Rückreise. — Sekwebu's Tod.

Livingstone verließ Tete am 22. April, und am 24. befand er sich an dem westlichen Eingange zu der Schlucht von Lupata. Die Bergkette, welche der Schlucht den Namen gegeben hat, steigt auf der Westseite etwa 600 Fuß vom Wasser aus senkrecht empor. Die Ostseite, welche sich sanfter abdacht, scheint niedriger. Der Höhenzug erstreckt sich sehr weit nördlich in das Land der Maganja, beschreibt einen Bogen, nähert sich dann wieder dem Zambesi und endigt in dem Berge Morumbala, Senna gegenüber. Im Süden schließt er mit dem Berge Gorongozo. Das Wort Lupata bedeutet nur einen Engpaß zwischen zwei steilen Wänden. Portugiesische Schriftsteller haben die Hügelkette

in großartiger Uebertreibung den „Rückgrat der Welt“ genannt. Die Fahrt durch die Schlucht, die viele Krümmungen hat und zwischen fünf- und sechshundert Fuß breit ist, erforderte zwei Stunden. Der Strom ist hier sehr tief. Am östlichen Eingange erheben sich zwei kegelförmige Porphyrhügel, Moenda en Goma genannt, d. h. Fußspur eines wilden Thieres. Ein anderer spitzer Hügel am jenseitigen Ufer heißt Kasisi, Priester, weil er einen kahlen Gipfel hat. Der Fluß nahm nun an Breite immer zu und war mit zahlreichen Inseln besetzt, die vor dem Kriege bewohnt waren. Erst vor Kurzem hatten die Kaffern, die man hier Landins nennt, das ganze südliche Ufer verheert. In Schiramba, 8 $\frac{1}{2}$  Fahrstunden von Lupata, war früher die Residenz eines portugiesischen Brigadiers gewesen. Jetzt lag Alles in Trümmern. Sein Sohn, ein Mulatte, hatte sich gegen die Portugiesen empört, war aber, minder glücklich, gefangen worden. Die Mehrzahl der Bewohner hing noch immer der Herrschaft Bonga's an und war den Portugiesen feindlich. Als die Reisenden hier anhielten und frühstückten, wurde plötzlich die Trommel geschlagen; wahrscheinlich, um die Nachbarn herbeizurufen und die Fahrzeuge zu plündern. Aber die Wachsamkeit des portugiesischen Lieutenants, der mit der Landesitte vertraut, die Seinigen sofort zu den Waffen rief, vereitelte die Absicht.

Am 20. April bivouakirte man auf der Insel Mkuessi, die gerade unter dem 17. Breitengrade liegt, einem Berge gegenüber, dessen Gipfel die Form eines Sattels hat. Am Nachmittag des folgenden Tages traf man in Senna ein. Die Fahrzeit von Tete bis hieher beträgt nur 23 1/2 Stunden. Stromaufwärts aber müssen die Kähne vom Ufer aus an Seilen gezogen werden, und zu der nämliche Strecke, die jetzt in vier Tagen zurückgelegt worden war, sind dann drei Wochen erforderlich.

Das Haus des Commandanten Isidore liegt unter 17 Gr. 27 Min. 1 Sec. südl. Br. und 35 Gr. 10 Min. östl. L. Die Niederlassung ist ganz und gar in Verfall, weit mehr noch als Tete. Das Fort, aus an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut, zerbröckelt, auf den Mauern wächst Gras und die Löcher sind mit Holz zugestopft. Selten, daß ein eingeborner Händler hieherkommt, dagegen kommen von Zeit zu Zeit die Landins, legen den Einwohnern Tribut auf und behandeln die Portugiesen wie einen unterjochten Stamm.

Der Commandant ist zwar ein Mann von großer Energie, aber Alles vereinigt sich, um die Ausführung seines Willens zu lähmen. Die Mischlinge halten es mit den Feinden der Europäer und setzen die erstern von jedem Angriffs- oder Vertheidigungsplan in Kenntniß. Die ein-

geborne Miliz ist nur tapfer gegen friedliche Leute, läuft aber, andern gegenüber, gleich davon und läßt die Offiziere im Stich. Dazu kommt, daß es immer an Geld fehlt, weil die Einnahmen die Ausgaben nicht decken. Die Offiziere müssen Handel treiben, um ihre Familie ernähren zu können, denn seit vier Jahren hatte keiner einen Pfennig Sold bekommen. Als Lieutenant Miranda (derselbe, welcher Livingstone begleitete), der seit Anfang des Krieges immer im Felde gewesen, mit den geringen Kräften, über welche er verfügen konnte, dem Feinde die Spitze geboten und auf das ehrenvollste in den Depeschen, welche nach Lissabon abgingen, erwähnt worden war, endlich, nach vier Kriegsjahren, vom Gouverneur zu Kilimane seinen rückständigen Sold verlangte, mußte er sich mit einer Summe von zwanzig Dollars begnügen. In Folge dessen nahm er seinen Abschied. Die aus Europa hiehergeschickten Soldaten empfangen ihre Löhnung in Galico! Sie nehmen aber eingeborne Frauen, welche das Feld bestellen und so für den Lebensunterhalt sorgen müssen.

Während Livingstone's Aufenthalt in Senna verwüstete eine Bande von Nijaka's Leute das herrliche Land auf dem linken Flußufer. Sie kehrten mit Gefangenen zurück und sogleich liefen die Mulatten aus Senna zu ihnen hinüber und kauften Sklaven. Dadurch ermuthigt, kamen die Plün-



derer auch nach Senna, die Trommel schlagend, mit den Waffen in der Hand, und nahmen bei einem der portugiesischen Mulatten ihr Quartier. Das ganze Dorf stand zu ihrer Verfügung, und gleichwohl hätte ein Duzend tüchtiger Polizeimänner hingereicht, die ganze Bande zu verjagen.

Das Erfreulichste, was Livingstone in Senna zu Gesicht bekam, war die Thätigkeit der Neger des Commandanten, die, ohne daß Jemand ihre Arbeit leitete, Fahrzeuge nach europäischem Muster bauten. Sie waren zunächst von einem Portugiesen darin unterrichtet worden; nun aber gingen sie selbst in den Wald, wählten sich die geeigneten Motondobäume aus und stellten sehr saubere Kähne und Boote her, die einen Werth von 20 bis 100 Pfund hatten. Auch hatte Senhor Isidore einige von seinen Negern in Rio Janeiro zu einem Zimmermann in die Lehre geschickt, und diese hatten ihm jetzt aus inländischen Hölzern, von denen manche eine schöne Politur annehmen, in Kilimane ein sehr hübsches Haus gebaut.

Senna liegt am rechten Ufer des Zambesi. Der Boden ist fruchtbar, aber die stehenden Sümpfe, welche das Dorf umgeben, machen den Ort sehr ungesund. Von dem Hügel Baramuana ganz in der Nähe von Senna hat man eine schöne Aussicht auf den Zambesi und den schon er-

wähnten drei bis vier tausend Fuß hohen, länglichen Berg Morumbala, der vulkanischen Ursprungs ist und auf dessen Nordende eine heiße Schwefelquelle entspringt. Nach Südosten ist das Land flach. In Südwesten steigt die Bergkette Nyamonga zu gleicher Höhe auf, und ganz im Süden erblickt man den Gebirgszug von Goronzogo, wo ehemals die Jesuiten eine Niederlassung hatten, und der durch sein gesundes Klima und sein klares frisches Wasser berühmt ist. Dahinter liegt, drei Tagereisen westlich vom Goronzogo, das reiche Goldland Manica, aus dem die Portugiesen von den Landins vertrieben wurden. **961788 — 931923**

Am 11. Mai brach man von Senna wieder auf. Dreißig Meilen unterhalb des Dorfes auf dem rechten Flußufer ist die Einmündung des Zangwe, der näher an seiner Quelle den Namen Pungwe führt. Noch fünf Meilen weiter, zur Linken, kam man an der Mündung des etwa 600 Fuß breiten Schire vorüber. Ein wenig landeinwärts hatten die Rebellen eine Verschanzung von Pfählen errichtet, die ein portugiesischer Fähndrich mit drei europäischen Soldaten erstürmte! Die schon erwähnte *M. facinya*, welche der Schire mit sich führt, eine Art riesengroßer Wasserlinse, ist wahrscheinlich die *Pistia stratiotes*. Sie war von einer andern Wasserpflanze begleitet, welche die Barotse Njesu nennen und die im Blattstiel eine sehr

wohlschmeckende Nuß enthält. Sie ist wahrscheinlich eine Art Trapa, deren Nüsse auch in Indien und in Süd-Europa gegessen werden.

981788 = 981928

Einige Meilen hinter Schire fließt der Zambesi zwischen unermesslichen Ebenen, und bei Mazaro, der Mündung des Mutu, (18 Gr. 3 Min. 37 Sec. südl. Br., 35 Gr. 46 Min. östl. L.) beträgt seine Breite an 2500 Fuß. Hier beginnt das eigentliche Delta, ein ungeheures Tiefland, das mit Schilf und grobem Graze bedeckt ist und nur hier und da eine Kokospalme und einen Mangobaum trägt. Nach den Untersuchungen des Capitain Parker bildet der Luabo oder Guama den Hauptabflußkanal des großen Zambesi. (Lieutenant Hoskins nimmt im Ganzen fünf Hauptmündungen an). In der Regenzeit, vorzüglich im Januar und Februar, ist das ganze Land überfluthet und das Wasser nimmt dann durch die verschiedenen Deltaarme, auch durch den Kilimane, seinen Abfluß. In der trocknen Zeit aber stehen weder der Kilimane noch der Dinda mit dem Zambesi in Verbindung. Die Einfahrt in den Luabo ist etwa zwei Meilen breit; zwei Reihen Sandbänke bilden die Barre. Die Hütten am Ufer des Flusses sind auf Pfählen errichtet und während der Uberschwemmung, die aber nie länger als drei bis vier Tage anhält, muß man zu Rahne mit einander verkehren. Acht Meilen oberhalb der Mündung

liegt das erste Dorf mit großen Strecken angebauten Landes, und siebenzig bis achtzig Meilen aufwärts Boca da Rio, der Vereinigungspunkt des Luabo mit dem Kilimane. Die Bevölkerung des Deltalandes ist, außer in der unmittelbaren Nähe der Portugiesen, sehr spärlich.

Livingstone fand den etwa dreißig Fuß breiten Mutukanal, welcher den größten Theil des Jahres hindurch trocken liegt, sehr seicht und voll Wasserpflanzen, so daß es unmöglich war, zu Kahne vorwärts zu kommen. Kilimane, die „Hauptstadt der Flüsse von Senna,“ wie sie von den Portugiesen genannt wird, ist also an einem Punkte erbaut, wo sie, genau genommen, mit dem prächtigen Fluß, dessen Namen sie trägt, nicht einmal in directer Verbindung steht. Allein das Bett des Mutu hat sich erst in späterer Zeit verstopft, während früher das ganze Jahr hindurch von Kilimane nach Senna große Boote fuhren. Erst nachdem der Mutu den Pangazi, der von Norden kommt, aufgenommen hat, wird er schiffbar, und bildet dann mit dem Luare und dem Likuare den eigentlichen Kilimane.

In Mazaro wurde Livingstone von einem dreitägigen Fieber befallen, und da er gleichwohl auf dem rechten Ufer des Mutu seinen Weg zu Fuß fortsetzte, in voller Sonnengluth und zwischen hohen Graswänden, so steigerte sich

die Heftigkeit des Anfalls in hohem Grade. Es war ihm als ob der Kopf zerspringen mußte, so empfand er die Pulsschläge in demselben. Magen und Milz schwellen gewaltig an und gaben ihm das nämliche Aussehen, was ihm zuweilen bei den Portugiesen so lächerlich vorgekommen war.

Am 20. Mai 1856 erreichte Livingstone endlich die sogenannte Hauptstadt Kilimane (17 Gr. 53 Min. 8 Sec. südl. Br., 36 Gr. 40 Sec. östl. L.), wo er in dem Hause des Oberst Nunes die freundlichste Aufnahme fand. Es waren nun gerade vier Jahre, seit er die Capstadt verlassen, und drei Jahre, seit er nichts von seiner Familie gehört hatte. Alle Briefe derselben hatten ihn bis auf einen einzigen verfehlt.

Die frohe Empfindung, endlich die Ostküste erreicht zu haben, wurde leider durch die schmerzliche Nachricht getrübt, daß der Capitain Mac Lune, Commandant einer englischen Brigantine, der hieher gekommen war, um Livingstone abzuholen, nebst dem Lieutenant Woodruffe und fünf Matrosen, an der Barre um's Leben gekommen war.

Der kleine Ort Kilimane liegt auf einer großen Schlammbank und ist von ausgedehnten Sümpfen und Reisfeldern umgeben. Die Wurzeln der Mangalebäume, die am Ufer wachsen, sind bald von der Fluth bespült, bald der

Sonnengluth ausgefetzt. Wo man nur immer einige Fuß tief eingräbt, kommt Wasser. Der Ort ist im höchsten Grade ungesund und jeder vollblütige Mensch kann darauf rechnen, sehr bald das Fieber zu bekommen. Starke Personen werden zuversichtlich als Candidaten des Todes betrachtet. Die Matrosen eines Hamburger Schiffes, das unlängst an der Barre gescheitert war, wurden, obgleich sie weit enthaltamer lebten, als die englischen, immer bleicher, blutloser, magerer, bis sie endlich hinsanken wie die Ochsen, die von der Tsetse gestochen sind. Der Capitain, ein junger und kräftiger Mann blieb drei Monate lang vollkommen gesund, dann wurde er plötzlich von einem Fieberanfall niedergeworfen. Er hatte ein lächerliches Vorurtheil gegen Chinin; aber Livingstone rettete ihn, ohne daß jener erfuhr, welchem Mittel er seine Heilung verdanke.

Nachdem Livingstone sechs Wochen hier verweilt hatte, hörte er, daß die englische Kriegsbrigg Frolic angelangt sei. Da Kilimane noch zwölf Meilen von der Barre entfernt ist und das Meer stürmisch war, so lag sie bereits zehn Tage hindurch sieben Meilen vor dem Eingange des Hafens vor Anker, eh' man von ihrer Anwesenheit etwas erfuhr. Sie brachte Alles mit, wessen Livingstone etwa bedurfte, so wie die Summe von 100 Pfund Sterling, die

ihm Herr Thompson, Agent der Missionsgesellschaft in der Capstadt, überschickte, um damit die Kosten der Rückreise nach England bestreiten zu können. Gleichzeitig machte ihm der Admiral das freundliche Anerbieten, ihn bis zur Insel Mauritius unentgeltlich mitzunehmen.

Livingstone hatte sich von acht seiner Leute bis Kilimane begleiten lassen, damit sie Gelegenheit hätten, das Meer zu sehen. Er schickte sie aber jetzt, da die Lebensmittel hier so knapp waren, daß sie hungern mußten, mit Ausnahme eines einzigen Dieners und seines treuen Sekwebu, nach Tete zurück.

Sekwebu hatte Livingstone unzweifelhaft sehr große Dienste geleistet; denn ohne die Einsicht, den Takt und die Kenntniß, welche der Erstere von allen Mundarten der Stämme, deren Gebiet man durchwanderte, besaß, wäre es kaum möglich gewesen die Küste zu erreichen. Der Missionair wünschte ihm also seinem Dank zu bezeigen und beschloß, den Makololo nach England mitzunehmen. Er wußte, daß er damit zugleich dem Wunsche des Häuptlings Seseletu entgegenkam, und andererseits mußte nothwendig der Reichthum neuer Anschauungen, den ein so verständiger Mann wie Sekwebu in der civilisirten Welt gewann, seinen Landsleuten bei der Heimkehr zugut kommen.

Als man Kilimane verließ, war das Meer so unru-

hig, daß die Fahrt, an der Barre selbst den Seeleuten Schrecken! einflößte! Der Capitain! hatte für den Fall eines Unglücks zwei Boote geschickt. Die See ging so hoch, daß, wenn man sich zwischen zwei Wellen befand, die Masten des Fahrzeuges vollständig verdeckt waren. In einem Augenblicke schwankte das Schifflein! auf der Spitze der Wogen und im nächsten stürzte es mit einer Heftigkeit in die Tiefe, als sollte es in den Grund des Meeres gehohrt werden. Drei Wellen gingen über das Boot hinweg und eine hüllte es dermaßen ein, daß es völlig im Abgrund verschwunden schien; aber es ging nur unter dem Wasser hindurch. Armer Sekwebu! Er sah das Meer zum ersten Mal und bei jeder Woge, die das Fahrzeug überschüttete, sah er Livingstone bestürzt an und fragte: Ist das eure Art zu reisen? Ja wohl, versetzte der Missionair lächelnd, um ihm Muth zu machen. Der Makololo war mit der Fahrt auf Flüssen und in Rähnen wohl vertraut, doch dieser Anblick war ihm vollständig neu. Als man das Schiff erreichte, eine schöne Brigg von 16 Kanonen mit 130 Mann, war es unmöglich, an dem Seile emporzuklettern und es mußte, wie dies gewöhnlich bei Frauen geschieht, ein Stuhl herabgelassen werden. Capitain Peyton empfing die Fremden sehr herzlich und Livingstone fühlte sich sogleich heimisch, mit Ausnahme der Sprache, denn



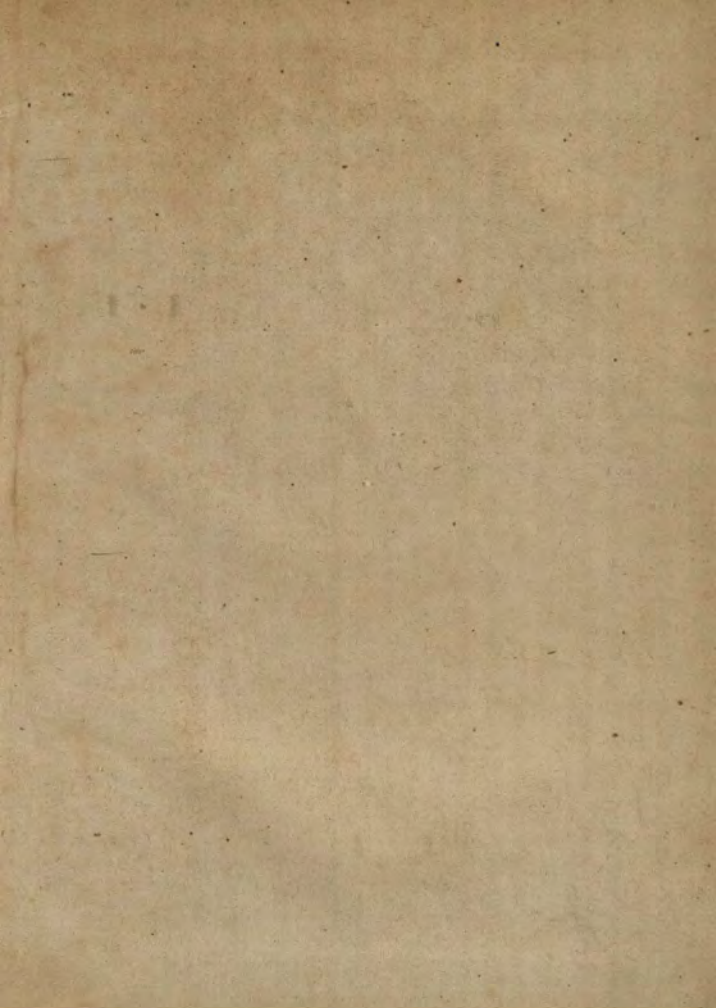
obgleich er sie vollkommen verstand, so fehlten ihm doch selbst jeden Augenblick die Worte. Er hatte sich, seit er England verließ, nur mit den afrikanischen Sprachen beschäftigt und, die kurze Zeit in Loanda ausgenommen, seit vier Jahren kein Wort englisch gehört.

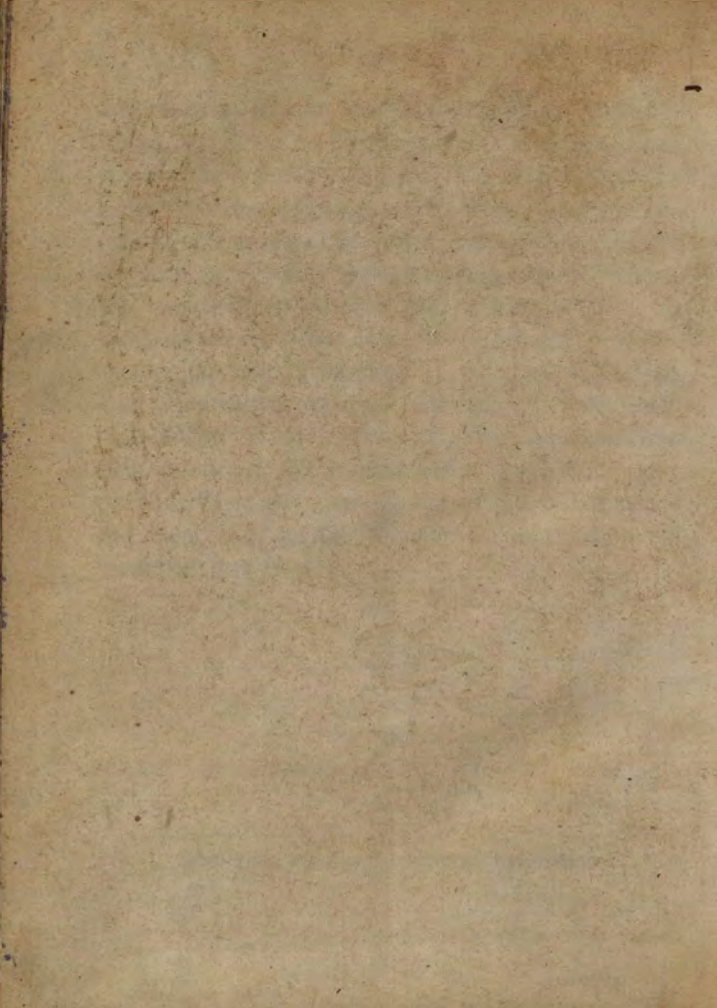
Am 12. Juli 1856 hatte man Kilimane verlassen und gerade einen Monat später traf man bei der Insel Mauritius ein. Sekwebu, welcher der Liebling der Offiziere wie der Matrosen war, fing schon an das Englische zu verstehen und hatte selbst einige Redensarten gelernt. Doch Alles, was er sah, war ihm so neu und seltsam, daß sein Verstand sich gar nicht mehr zurecht finden konnte. Welch ein sonderbares Land, sagte er zuweilen, nichts als Wasser und immer, immer nur Wasser! — Als man Mauritius erreichte, kam ein Dampfer, um das Schiff nach dem Hafen zu geleiten. Sekwebu's Bewunderung kannte keine Grenzen mehr; doch die beständige Anspannung seines Geistes war zu stark gewesen und in der Nacht verlor er den Verstand. Livingstone glaubte anfangs, er sei berauscht. Er war in das Boot hinabgestiegen und als ihm der Missionair folgen wollte, rief er: Nein, nein, ich muß allein sterben. Du darfst nicht mitsterben. Komm nicht, oder ich stürze mich in's Wasser. — Sekwebu, entgegnete Livingstone, wir gehen jetzt zu Ma—Robert. — Diese Worte schienen Eindruck

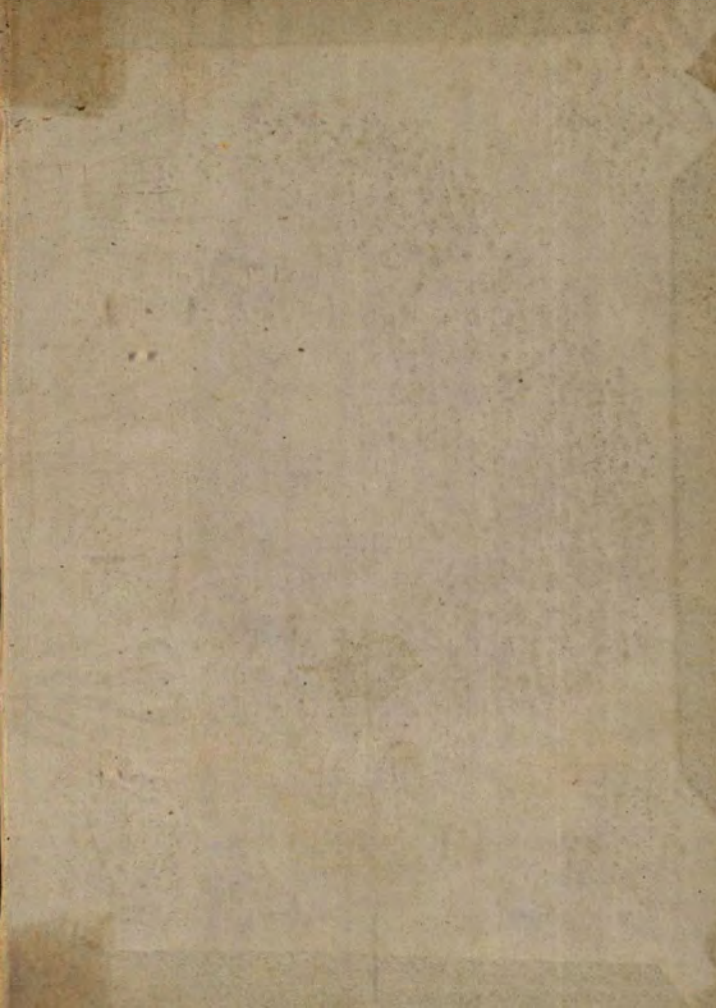
auf ihn zu machen und mit gedämpfter Stimme sagte er: Ach ja, wo ist sie, wo ist Robert? — Die Offiziere schlugen vor, ihm Ketten anzulegen. Da aber Wahnsinnige häufig die Erinnerung an eine rauhe Behandlung bewahren, und Livingstone sich nicht später von Sekelatu vorwerfen lassen wollte, er habe einen der angesehensten Makololo wie einen Sklaven behandelt, so versuchte er nur, den armen Kranken in Güte an's Ufer zu bringen. Sekwebu weigerte sich aber zu kommen; am Abend wurde er von einem neuen Anfall ergriffen, wollte einen von der Mannschaft mit seinem Speer tödten und sprang dann in's Meer. Man fand seinen Körper nicht wieder.

Von Mauritius fuhr Livingstone mit dem Dampfer nach Suez, und am 22. December landete er wieder auf dem Boden von England.









10588